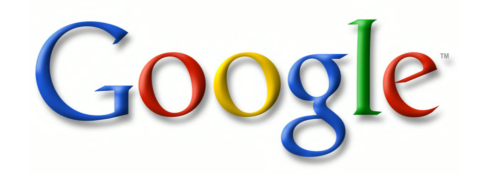




WIDENER
HN ZYBY M
storische Bibliothek
Band 3.
Heinrich von Sybel
Vorträge
und Abhandlungen
München Leipzig
R. Oldenbourg
Digitized by Google

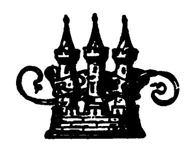
Historische Bibliothek.

Herausgegeben von der

Redaktion der Historischen Zeitschrift.

Dritter Band:

Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel.



München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1897.

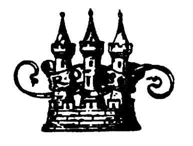
0

Vorträge und Abhandlungen

von

Heinrich von Sybel.

Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp.



München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1897.

Inhalt.

Biographische Einleitung.

Nach dem Tode Heinrichs von Sybel wurde in weiten Kreisen die Frage laut, ob sich nicht unter seinen Papieren eine Fortsetzung seines letzten großen Werkes über die Begründung des deutschen Reiches finde. Leider mußte diese Frage verneint werden; um so mehr empfahl es sich, einen Gedanken Sybels auszuführen, den er mündlich geäußert, den auch ein in seinem Nachlaß gefundenes Blatt bekundete. Er hatte danach beabsichtigt, den früheren Sammlungen seiner kleinen Schriften eine neue von „Vorträgen und Abhandlungen" hinzuzufügen, die er in seinen letzten Jahren verfaßt hatte, und selbst noch einige Stücke bezeichnet, die in einen solchen Sammelband aufgenommen werden sollten. Für die Entscheidung darüber, was außerdem noch in diesem abzudrucken sei, war eine Bestimmung in Sybels Testament maßgebend, durch welche er ausdrücklich untersagt hatte, etwas aus seinem Nachlaß zu veröffentlichen, das nicht von ihm selbst als druckfertig bezeichnet sei; auch hatte er bei Gesprächen über solche Unternehmungen sich öfters für den Grundsatz erklärt, lieber zu wenig als zu viel zu geben. Nach diesen Gesichtspunkten ist die Auswahl der in diesem Band vereinten Aufsätze und Reden getroffen, deren dauernde Erhaltung besonders wünschenswert erschien.

Bedeutsamen Beiträgen zur Charakteristik Friedrichs des Großen, zu denen ihn die von ihm geleitete Publikation der politischen Korrespondenz des Königs veranlaßte, und wichtigen

Ergänzungen zu seinem großen Werk über die deutsche Geschichte unseres Jahrhunderts folgen hier Nachrufe, die er hervorragenden Fachgenossen gewidmet hat, darunter auch seine bisher noch nicht gedruckte Gedächtnisrede auf Giesebrecht und Döllinger. Die ansprechenden, klaren und gemütvollen Bilder, die er uns von ihnen entworfen hat, lassen uns zugleich einen Einblick in sein eigenes Denken und Empfinden, in die Anschauungen gewinnen, die er sich in seinen reifsten Jahren über die Aufgabe des Historikers gebildet hatte. Über die Art, wie er selbst für ihre Lösung sich bemühte, waren von seiner eigenen Hand wertvolle Aufklärungen veröffentlicht worden: in dem Bericht, den er bei dem 25jährigen Jubiläum der Münchener Historischen Kommission über ihre Gründung und ersten Unternehmungen erstattete, und in den Aufzeichnungen über die Studien, die er für seine Geschichte der Revolutionszeit in Paris unternommen, und die mannigfachen Eindrücke, die er dabei empfangen hatte. Diese interessanten Erzählungen sind aber auch vielen Sybel nahestehenden Zeitgenossen bisher unbekannt geblieben; so empfahl es sich, auch sie neu zu drucken. Und diese autobiographischen Stücke legten zugleich noch einen anderen Gedanken nahe.

Nach dem Erscheinen einer früheren Sammlung kleiner Schriften von Sybel schrieb ihm Georg Voigt: „Es geht doch deutlich ein Familienzug durch diese Ihre kleinen litterarischen Sprößlinge, den man doppelt lieben lernt, wenn man dem Vater auch persönlich einst näher stehen durfte". Mit besonderer Stärke dürfte jetzt eine ähnliche Empfindung bei der Lektüre unseres Bandes vielen Freunden und Verehrern Sybels sich aufdrängen. Eben deshalb aber werden sie wünschen, noch mehr über sein Leben und Denken zu erfahren, und auch diesem Wunsch glaubten Sybels Erben, seine beiden Söhne, als sie zur Herausgabe dieser Sammlung sich entschlossen, entgegen kommen zu sollen. So stellten sie mir alle in ihrem Besitz befindlichen Papiere für die Ausarbeitung einer biographischen Einleitung zur Verfügung. Wesentlich wurde dadurch auch die Anfertigung des Schriftenverzeichnisses erleichtert, das Ludwig von Sybel und ich

zusammenstellten, um so einen möglichst vollständigen Überblick über die litterarische Thätigkeit seines Vaters zu geben. Wichtige Hilfe leistete er mir aber namentlich auch bei der biographischen Arbeit; um die Materialien für sie zu vermehren, wandten er und ich uns auch an alte Freunde seines Vaters oder ihre Erben, und zu lebhaftem Dank wurden wir durch ihre freundliche Erfüllung unserer Bitten verpflichtet. In Anmerkungen auf den folgenden Bogen ist darauf hingewiesen worden, wie wichtige Quellen so erschlossen wurden. Leider waren freilich auch manche wertvolle Papiere nicht mehr aufzufinden, und die Durchsicht der vorhandenen bestätigte mehrfach die Wahrheit der Worte, die Sybel einmal einem Freunde schrieb, „daß das 19. Jahrhundert nur gelegentlich zu korrespondieren pflegt, und daß das 18. mit seinen fortlaufenden, die Briefsteller photographirenden Korrespondenzen in diesem Punkt eigentlich gescheiter war". Selbstverständlich legte auch das mir geschenkte Vertrauen besonders die Pflicht auf, sorgfältig zu prüfen, was aus den mir mitgeteilten vertraulichen Briefen zur Publikation geeignet sei. Schon Rücksichten dieser Art werden es begreiflich machen, daß die späteren Abschnitte des Lebens Sybels kürzer als die früheren behandelt sind. Auch dürfte es vielen namentlich erwünscht sein, Genaueres über den jungen Sybel zu erfahren, da von ihm naturgemäß nur wenig auch die meisten Derjenigen wissen, denen der Bonner Professor und der Berliner Archivdirektor lebendig vor der Seele steht. Mit Recht ist eine Betrachtung seines Wachsens und Wirkens deshalb als besonders reizvoll bezeichnet, weil darin sich deutlich die litterarische und politische Entwicklung der reich bewegten Zeit deutscher Geschichte wiederspiegelt, an deren hohe Aufgaben er sein Bestes gesetzt hat. Hierfür bedeutsame litterarische und briefliche Äußerungen Sybels und seiner Altersgenossen zusammenzustellen, hielt ich bei dieser Einleitung besonders für meine Aufgabe; irre ich nicht, so liefern sie manche wichtige Erläuterungen auch zu den Aufsätzen Sybels, die in diesem Bande gedruckt sind; möchten sie im Verein mit diesen nicht ungeeignet erscheinen, das Verständnis seiner Persönlichkeit und seiner Leistungen zu fördern!

I. Im Düsseldorfer Elternhaus (1819–34) und auf der Berliner Universität (1834–38).

Sybel hat davor gewarnt, den Einfluß der Umgebung auf das Denken und Thun bedeutender Menschen zu hoch anzuschlagen; doch hat auch er nachdrücklich auf die Einwirkungen hingewiesen, die auch auf das scheinbar freieste und persönlichste, die Richtung des wissenschaftlichen Gedankens von außen geübt werden, und dankbar pries er namentlich stets die Förderung, die seiner persönlichen Entwicklung die Verhältnisse brachten, unter denen er aufwuchs, und besonders das Elternhaus, in dem er erzogen wurde. Seine Vorfahren waren, wie er selbst erzählt hat [1]), Pfarrer, Scholarchen und Superintendenten in der Grafschaft Mark. Hier war auch sein Großvater, der 1736 geborne Ludolf Florenz Sybel schon in jungen Jahren Subrektor des Gymnasiums in Soest geworden und übernahm dazu, als sein Vater gestorben war, bereits 1760 auch dessen Thätigkeit als Prediger in dem benachbarten Sassendorf. Später wurde er zum Pfarrer an der Petrikirche in Soest erwählt und zum Scholarchen und Inspektor des Ministeriums ernannt; mehr als ein halbes Jahrhundert lang wirkte er in diesen Stellungen eifrig und erfolgreich für das Kirchen- und Schulwesen in Soest und der Börde. Das Interesse für seine

[1]) Diese und die im folgenden mitgeteilten Äußerungen Sybels über seine Entwicklung sind zwei autobiographischen Aufzeichnungen entnommen, die er 1877 und 1888 verfaßte, von denen die früheren bereits von Hartung für seinen im Jahrgang 1877 des „Daheim" über S. veröffentlichten Artikel und von Bailleu in seinem Lebensbild Sybels im Oktoberheft des Jahrgangs 1895 der „Deutschen Rundschau", die späteren von Pflugk-Harttung in seinem ausführlichen Aufsatz im Juniheft des Jahrgangs 1888 von Westermanns Monatsheften benutzt wurden. Die Manuskripte beider Aufzeichnungen befinden sich jetzt im Besitz von S.'s ältestem Sohne; von ihm wurden 1890 Nachrichten über die Soester Familie Sybel veröffentlicht, welche S. 36 ff. genauere Mitteilungen über Heinrich von Sybels Großvater und Eltern, S. 64 ff. Auszüge aus einem Gedenkbuch seines Vaters bieten.

Heimat trieb ihn auch zu Forschungen über ihre Vergangenheit; er veröffentlichte Beiträge zur westfälischen Kirchen- und Litteraturgeschichte und hielt einen Vortrag über die Gründung und Geschichte des Gymnasiums zu Soest. Andere Vorträge von ihm bezeugen, daß er nicht nur an seiner märkischen Heimat, sondern auch an dem Staate hing, dem sie im 17. Jahrhundert eingefügt war; er beschäftigte sich mit der „Geschichte des Brandenburger Hauses“ und dem „Testament Friedrichs des Großen“; so war er besonders berufen, am Schluß des siebenjährigen Kriegs und wieder nach den Befreiungskriegen die Friedenspredigt in der Soester Petrikirche zu halten. In seinem preußischen Staatsgefühl war er auch dadurch bestärkt, daß er 2½ Jahre in Halle studirt hatte; hier wirkte besonders Semler auf ihn ein und sein Leben lang hielt er an den Anschauungen fest, die er hier in sich aufgenommen hatte. Als er 1811 unter großer Beteiligung der Soester Bürgerschaft sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, sprach er seiner Gemeinde aus, es sei stets sein Wunsch gewesen und solle es auch bleiben, sie „zu wahrer Weisheit und Glückseligkeit zu führen, Euch die Tugend ehrwürdig und liebenswert, das Laster aber in seiner Schande und seinem Schaden darzustellen, Gott in seiner Gnade und Wahrheit in Christo Jesu recht groß und Eure Bestimmung, ihm ähnlich zu werden, recht lebendig und gegenwärtig vorzustellen, Euch immer mehr Hochachtung gegen unseren Erlöser und Lehrer, mehr Menschenliebe, mehr Klugheit im Glück, mehr Standhaftigkeit im Unglück, mehr Frieden der Seele und mehr Trost im Leben und Sterben beizubringen.“ Und noch mehr ist es für seine Anschauungen bezeichnend, daß er in einem Vortrag auf „den Verfall des wahren Gottesdienstes durch Vielgötterei und Aberglauben“ hinwies, in einem anderen forderte, die Regierung solle die Vernunftreligion befördern, und daß schon er die Frage aufwarf, die später seinen Enkel so lebhaft beschäftigte: „Ist durch Revolutionen in den Staaten wahre Verbesserung für das Menschengeschlecht zu erhoffen?“

Seine Anhänglichkeit an den preußischen Staat und seine rationalistischen Anschauungen „nach der Weise der Fridericianischen

Zeit" erbte von ihm auch sein 1781 geborener Sohn Heinrich Philipp Ferdinand; doch widmete er sich nicht wie der Vater theologischen, sondern juristischen Studien. Erst 23 Jahre alt wurde er bereits 1804 als Assessor in Münster angestellt; wie die meisten anderen Beamten blieb er im Dienst auch unter französischer Herrschaft, aber mit Freuden begrüßte er ihren Sturz und die Vereinigung des bergischen Landes, wohin er schon 1811 als Prokurator berufen war, mit dem preußischen Staat. Die Thätigkeit, die er seit 1816 als Justiziar an der Regierung in Düsseldorf entfaltete, fand vielfache Anerkennung; er gehörte zu den Beamten der Rheinprovinz, denen 1831 der König den erblichen Adel verlieh. Bei seinem lebhaften Temperament und unerschrockenem Rechtssinn, die sein Sohn ihm nachrühmt, geriet er ein Jahr darauf in einen Konflikt mit seinem Vorgesetzten, der ihn bestimmte, aus dem Staatsdienst auszutreten; doch wurde ihm Genugthuung zu teil, und so wirkte er, zum Ehrenmitglied der Düsseldorfer Regierung ernannt, wieder als ihr Justiziar. Vornehmlich aber bethätigte er sein lebhaftes politisches Interesse und seine liberalen Anschauungen als Mitglied verschiedener parlamentarischer Versammlungen, des rheinischen Provinziallandtags, der ersten preußischen Kammer und des Abgeordnetenhauses. Er trat dabei in nahe Verbindung mit den Führern der konstitutionellen Partei im Rheinland; mit ihnen beteiligte er sich auch an der Verwaltung der neu begründeten Eisenbahnen und im Rheinland erwarb er auch das Rittergut Haus Isenburg, das er seinem ältesten Sohn bestimmte. Hier und in Bonn verlebte er seine letzten Jahre voll Theilnahme an den politischen Kämpfen und Gedanken seines Heinrich, dessen Rückkehr in die rheinische Heimat ihn besonders erfreute, bis er in hohem Alter im Februar 1870 starb.

Daß der geborene Westfale, der beim Sprechen nicht die heimische Mundart verleugnete, so ganz im rheinischen Land heimisch wurde, dafür war namentlich von Bedeutung die Ehe, die er 1815 mit der Tochter eines angesehenen, wohlhabenden Elberfelder Kaufmannshauses, mit Amalie Brügelmann,

geschlossen hatte. Nach guter alter Elberfelder Art war sie einfach häuslich erzogen; in einer Heidelberger Pension hatte sie dann mannigfache geistige und namentlich ästhetische Anregungen empfangen. Ihren regen und reinen Schönheitssinn zu entwickeln und zu bethätigen, bot nun der jungen Frau Düsseldorf einen selten günstigen Boden, wo nach den Worten ihres Sohns[1]) „auf dem engen Raume einer damals sehr stillen Mittelstadt ein unvergleichliches Zusammenwirken aller Künste durch Schadow und seine kräftig aufblühende Schule, durch Felix Mendelssohns musikalisches Genie, durch Immermanns, Uechtritz' und Schnaases litterarische und dramaturgische Leistungen in das Leben gerufen wurde". Für den geselligen Verkehr dieses reichen und fruchtbaren Kreises bildete ihr Haus einen der Mittelpunkte; in herzlicher Freundschaft trat besonders Immermann ihr nahe, an dessen Bestrebungen auch ihr Mann verständnisvoll teilnahm[2]). Wie „überaus viel" sie dem Dichter gewesen ist, hat er selbst, hat ebenso seine Frau bekannt, der und deren Kind nach Immermanns frühem Tod Amalie von Sybel das verlorene Elternhaus zu ersetzen suchte. „Ihr unbefangenes und unbestechliches Urteil", so schreibt Marianne Immermann über ihre mütterliche Freundin, „verband sich mit weiblicher Empfänglichkeit und mit einem so entgegen-

---

[1]) In seinem Vorwort zu den 1884 veröffentlichten Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz S. V.

[2]) In seinem Gedenkbuch berichtet er, wie er seinem Freunde Immermann oft von dem Schulzen Ewald in Meckingsen erzählte, dem Immermann „die Grundzüge zu seinem Hofschulzen im Münchhausen entlehnt hat". (F. von Sybel, Familie Sybel S. 65.) Diese Notiz ist Johannes Geffcken unbekannt geblieben, dessen Aufsatz über die „Entstehungsgeschichte des Münchhausen" in der 1896 zum 100. Geburtstag des Dichters veröffentlichten Gedächtnisschrift auf Immermann nachweist, wie dieser Mitteilungen von Sybels für seinen Roman verwertete. 46 Briefe Immermanns an Amalie von Sybel sind von ihrer Tochter Luise von Seydlitz dem Goethe- und Schiller-Archiv geschenkt; s. sein Schreiben an sie vom August 1839 in der von Putlitz herausgegebenen Biographie des Dichters, die dessen Witwe verfaßte, II, 297 ff. und I, 207 ff. ihre oben zum Teil abgedruckte Charakteristik von Frau von Sybel.

kommenden Verständnis für Menschen und Bücher, daß sie durch dasselbe im Gespräch kaum angedeutete Gedanken und Empfindungen zu voller Kraft entwickelte". „Nie und nirgends konnte sie sich mit einer Halbheit beschwichtigen und wo ihr diese entgegentrat, mußte sie dieselbe nach einem inneren Trieb enthüllen, unbefangen, schlicht und ruhig, bisweilen die Wahrheit auch in solchen Zügen schnell erkennend, die von anderen unbeachtet blieben. Dies Verfahren hätte sie streng erscheinen lassen, wenn es nicht gepaart gewesen wäre mit einer großen Milde des Herzens, welche ebenso die Entschuldigungen herauszukehren wußte, wie der Verstand die Mängel erkannte. Weil sie den Zusammenhang von Licht und Schatten schnell in einem Menschen ersah, war sie duldsam gegen die verschiedensten Persönlichkeiten, und es gelang ihr im Verkehr mit denselben leicht zu entdecken, was die eigenthümliche Bedeutung eines Jeden war. An diese hielt sie sich und an einer solchen konnte sie sich freuen, selbst wo sie mit Charakterseiten verbunden war, die ihr unsympathisch blieben. Wo sich aber ihr Herz einmal ergriffen fühlte, da hielt es fest, treu und ohne Wanken, wenn nicht der Glaube an den Freund oder die Freundin durch ganz wesentliche Dinge erschüttert wurde".

Diesen Eltern wurde am 2. Dezember 1817 ihr ältester Sohn geboren, dem sie die Namen Heinrich Karl Ludolf gaben. Früh trat seine eigentümliche Begabung hervor. Ihm selbst erschien es für ihre Entwicklung besonders förderlich, daß er „schon als Knabe und weiter als junger Mann in der glücklichen Lage war alle Eindrücke einer dem Schönen gewidmeten Welt in die begeisterte Seele aufzunehmen"[1]), daß es ihm „ver-

[1]) So äußerte er sich in dem in der „Kölnischen Zeitung" vom 16. Mai 1894 abgedruckten Schreiben an den Düsseldorfer Malkasten, zu dessen Ehrenmitgliedern er gehörte; den im Folgenden abgedruckten Satz s. in seinem Vorwort zu den Erinnerungen an Uechtritz u. vgl. auch seine an den Vertreter der Düsseldorfer Akademie bei dem Bonner Universitäts-Jubiläum 1868 gerichteten Worte in dem offiziellen Festbericht S. 28 f.



gönnt war, aus nächster Nähe die Arbeit und den Genuß des künstlerischen Schaffens zu schauen, nicht selten in die innere Werkstatt des dichterischen Geistes zu blicken, und an dem Jubel über jeden neuen Erfolg aus vollem Herzen teil zu nehmen". Namentlich hat auch auf ihn Immermann eingewirkt; „ich habe selten", äußerte er noch 1877, „eine Persönlichkeit wieder gesehen, die jedem Begegnenden in solchem Maße den Eindruck geistiger Superiorität bei hinreißender Liebenswürdigkeit und Frische erweckte"; auch für ihn wie für seinen Freund Windscheid waren Immermanns Gespräche „von anregendster Art, nie ohne Neues zu geben oder doch das im Geist Schlummernde zum Bewußtsein zu bringen oder endlich das Unklare und Verworrene zu klarem Verständnis zu erheben"[1]).

Welch tiefgreifende Anregungen einer empfänglichen Jünglingsnatur die damaligen Düsseldorfer Verhältnisse boten, hat treffend einer der begabtesten Schüler Schadows, hat Eduard Bendemann hervorgehoben[2]); eben mit ihm, dem etwas Älteren, schloß schon hier der junge Sybel ein nahes Freundschaftsverhältnis, an dem Beide ihr Leben lang festhielten, und ebenso mit dem gleichfalls 1817 in Düsseldorf geborenen Bernhard Windscheid. Mit ihm fand er auf dem Gymnasium sich zusammen, das, als er noch nicht ganz 9 Jahre alt 1826 in seine unterste Klasse eintrat, von Theodor Brüggemann[3]) geleitet wurde. Er war nach Düsseldorf von Karl Wilhelm Kortüm berufen; zusammen mit diesem und Kohlrausch wirkte er als Lehrer für einen neuen Aufschwung der Anstalt, an deren Spitze er dann nach Kortüms

---

[1]) So Windscheid in einem Brief an Sybel vom 10. März 1840.

[2]) In dem von Pecht, Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts 3, 290 ff. abgedruckten Brief vom 6. November 1880.

[3]) Vergl. über Brüggemann Wiese in der Allg. deutschen Biographie 3, 407 ff; Treitschke, Deutsche Geschichte 5, 298 f. und das 1860 veröffentlichte Lebensbild von K. W. Kortüm S. 32 f. 51 f. Hier wird S. 63 bei der Schilderung von Kortüms Leben in Düsseldorf auch das ihm befreundete Haus „des damaligen Regierungsrats von Sybel erwähnt, dessen geistvolle Gattin jedes Schöne pflegte"; als ihr Sohn in Berlin studierte, fand er an Kortüm, der dort seit 1830 im Kultusministerium wirkte, einen so wohlwollenden Gönner, daß er ihm seine Dissertation widmete.

Ernennung zum Schulrat gestellt wurde; unterschieden er und sein Nachfolger Wüllner sich in ihren religiösen Anschauungen von dem Protestanten Kortüm, so bemühten doch auch sie sich wie dieser vor allem Begeisterung für das klassische Altertum ihren Schülern einzuflößen. Aufrichtige Dankbarkeit hat deshalb Sybel ihnen stets gezollt; wie ihn die Klassiker interessierten, bezeugen einige in seinem Nachlaß gefundene Hefte, Versuche einer Übersetzung der Antigone und anderer griechischer und lateinischer Dichtungen. Andere Papiere zeigen, wie er sich auch mit der deutschen Litteratur beschäftigte; lange Stellen schrieb er aus Dichtung und Wahrheit und auch aus dem Prinzen von Homburg sich ab; in selbstgedichteten Jamben suchte der Vierzehnjährige die Eindrücke wiederzugeben, die er zwei Jahre zuvor auf einer Reise nach Tirol empfangen hatte. Vor allem aber trat, wie er selbst erzählt, „der Eifer für historisches Wissen schon damals bei mir hervor. Als Primaner plagte ich wohl den trefflichen Fachlehrer mit kritischen Fragen, die er zu beantworten nicht die Mittel hatte; ich war unersättlich in der Lektüre sowohl poetischer als historischer Schriften. Niebuhrs römische Geschichte machte mir den mächtigsten Eindruck; dann fand ich etwas später auf der städtischen Bibliothek Burkes Werke, die für meine politische Richtung von dauerndem Einfluß waren“. Wie schon in den Zeugnissen über seine Leistungen in den einzelnen Klassen, wurden daher auch in dem Reifezeugnis, das er sich, noch nicht 17 Jahre alt, im Herbst 1834 erwarb, seine „genauen sicheren und umfassenden Kenntnisse in Geschichte, Geographie und Chronologie“ besonders gerühmt; ebenso wurde seine gründliche und leichte Auffassung und gewandte Übersetzung griechischer und lateinischer Schriftsteller anerkannt; da er „die ganze Schulzeit hindurch durch pünktliche Beobachtung der Schulgesetze, durch freundliches und zuvorkommendes Wesen, durch Bescheidenheit und sittlichen Ernst jedem, der zu ihm in Beziehung trat, sich empfohlen“ und „bei guten Anlagen allen Gegenständen des Unterrichts sich mit Fleiß und Anstrengung gewidmet und eignen Trieb und Liebe zu den Wissenschaften bewiesen hatte“, entließ ihn die Prüfungs-

kommission „unter Bezeigung ihrer besonderen Zufriedenheit und mit der begründeten Hoffnung, daß er auf dem so rühmlich betretenen Wege fortschreiten und überall Gediegenes und Treffliches leisten werde".

Als die Fächer, die er studieren wollte, hatte er Philosophie und Geschichte bezeichnet; zu ihrem Studium wandte er sich nach Berlin zu Ranke. Vielleicht darf man vermuten, daß auch zu diesem Entschluß ihn Immermann mit bestimmte, daß er zuerst im Sybel'schen Haus auf den großen Historiker hinwies, dessen historisch-politische Zeitschrift ihn auf das Höchste angeregt und dessen kritische Untersuchung über die Verschwörung gegen Venedig ihn an Lessing erinnert und auch durch die lebhafte und schöne Darstellung gefesselt hatte. Gleich in seinem ersten Semester hörte Sybel nicht nur Rankes Vorlesung über die Geschichte des Mittelalters, sondern nahm auch an den seit 1833 von ihm eingerichteten historischen Übungen teil. Wie sehr er Rankes geniale Kraft bewunderte und wie viel er ihm dankte, hat er nicht nur in seiner unten abgedruckten Gedächtnisrede bekannt. Bei dem 50 jährigen Doktorjubiläum des verehrten Lehrers schrieb er 1867 als „treuer Schüler" dem historicorum Germaniae principi, wie nach seinem Vorschlag Ranke in dem offiziellen Gratulationsschreiben der Bonner Fakultät genannt war: „Wie so vielen Anderen haben Sie auch mir die Wege zur Wissenschaft gewiesen, Sie sind mir stets das überlegene und antreibende Vorbild geblieben, Sie haben mich fort und fort mit thätiger und erfrischender Freundschaft gefördert. Es ist mir eine erquickliche Freude, heute an die Tage zurückzudenken, wo ich als junger Student dort in Ihren Arbeitsräumen in der Jägerstraße die ersten und als solche kräftigsten Anregungen empfing und sich ein ganz neuer und unabsehbarer Gesichtskreis vor den Blicken des Anfängers eröffnete. Ich habe keinen lieberen Gedanken, als die Hoffnung, daß auch Ihnen eine solche Erinnerung erfreulich und mein Name auf der langen Liste Ihrer Schüler Ihnen wert bleiben möge." Und als sieben Jahre darauf ihm Ranke mitteilte, Sybel sei der Orden pour le mérite verliehen, und dabei

ihrer alten Beziehungen gedachte, antwortete ihm Sybel am 1. Juni 1874, noch mehr als der Orden habe ihn Rankes Brief erfreut. „Daß mir jene Morgenstunde in der Jägerstraße unvergeßlich geblieben, von der mein wissenschaftliches Leben seinen Anfang genommen, das versteht sich von selbst. Daß aber auch Sie ein freundliches Andenken daran bewahrt haben, das ist mir jetzt in alten Tagen ein neues rührendes Zeichen von der Güte und dem Wohlwollen, womit Sie mich vierzig Jahre hindurch gestärkt, gespornt und verwöhnt haben. Sie sind nicht bloß durch wissenschaftliche und pädagogische Kraft zum Lehrer und Meister geboren; auch Ihre warme Gesinnung ist es, mit der Sie Ihre wissenschaftlichen Söhne und Enkel mit dem Gefühl erfüllen, daß es ihr bester Stolz ist, zur Rankeschen Schule zu gehören. Und wenn Sie erklären, daß ich der Schule keine Schande gemacht, so verlange ich keinen besseren Lohn." In ähnlichen Worten charakterisierte Sybel bei Rankes 90. Geburtstag seine pädagogische Meisterschaft und warmherzige Gesinnung. „Sie waren", sagte er ihm damals[1]), „nicht gerade ein nachsichtiger Lehrer: sparsam im Lob und ganz bestimmt im Tadel. Aber Lob und Tadel waren immer so formuliert, daß eins wie das andere nur ein Sporn zu verdoppelter Anstrengung wurde." Es begreift sich, daß bei solchem Lehrer der junge Student lebhaft empfand, wie viel er zu lernen hatte, besonders da er in den historischen Übungen eifrige und begabte Genossen fand, die an Lebens- und Studienjahren älter als er, schon länger an ihnen teilgenommen hatten. „Ich lernte", erzählte er, „hier Waitz, Giesebrecht, Dönniges und Wilmans kennen; sie waren vier oder fünf Semester älter als ich und mir sehr überlegen; ich kam mir entsetzlich als Anfänger vor;

---

[1]) S. die von Toeche 1886 zusammengestellten Ansprachen und Zuschriften zum 21. Dezember 1885 S. 19 u. vgl. auch Sybels Antrittsrede in der Berliner Akademie in deren Monatsberichten 1876 S. 412 ff. In der ersten Beilage der „Vossischen Zeitung" vom 21. Dezember 1895 wurde ein dann freilich später nicht angenommener Entwurf Sybels zu einem Ehrenbürgerbrief der Stadt Berlin für Ranke mitgeteilt; auch hier hob S. neben Rankes schriftstellerischen Leistungen seine „unvergleichliche Lehrthätigkeit" hervor.



an ein Rivalisieren mit ihnen war nicht zu denken." So wurde er auch dadurch bestimmt, sich „mit unbegrenztem Interesse dem Impulse zu überlassen, den ihm Savignys Vorlesungen nach der juristischen Seite gaben".

Was für die historischen Studien Savigny bedeutete und wie seine „würdige" Persönlichkeit wirkte, der „wie von Natur der Begriff des καλόν κάγαθόν eingepflanzt" war, hat kein Geringerer als Ranke nach dreißigjährigem vertrautem Umgang betont; auch seine beiden bedeutendsten Schüler hat neben ihm kein anderer ihrer Lehrer so gefesselt als Savigny. „Sein Vortrag, sagt Waitz in seiner Autobiographie, ist mir wie vielen das unübertroffene Muster akademischer Lehre geblieben"; ganz ähnlich erklärte Sybel in Aufzeichnungen von 1888: „Noch heute halte ich Savigny für den vollendetsten akademischen Lehrer des 19. Jahrhunderts. Halb zufällig ging ich einmal in sein Kolleg um mir den berühmten Mann anzusehen; die Wirkung war so ergreifend, daß ich Institutionen und dann Pandekten zweimal bei ihm hörte." „Mit Überraschung wurde ich inne, welche Fülle ethischen und kulturgeschichtlichen Reichtums das wegen seiner Trockenheit verrufene Pandektenstudium birgt und mit welcher klassischen Meisterschaft und Klarheit der verehrte Lehrer diesen edlen Kern genießbar zu machen wußte". „Hier ging mir die Wahrheit auf, daß ein volles Quantum juristischer Bildung die unerläßliche Bedingung für die Erkenntnis und Darstellung politischer Geschichte ist. Ich griff die Sache mit Nachdruck an, hörte — außer Savignys Vorlesungen — römische und deutsche Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht (bei Klenze und Röstell), und als Windscheid nach Berlin kam, wurde halbe Nächte lang das corpus juris zwischen uns hin und hergewälzt." „Übel war es, fügt Sybel hinzu, daß ich nicht gleichen Fleiß auf die Philosophie verwandte." Wohl hörte er Steffens und rühmte seinen geistreichen, lebendigen Vortrag; „er hantiert", schrieb er nach Hause, „immer mit den größten Gesichtspunkten, mit den höchsten Prinzipien der Dinge, und doch ist es nie etwas abstrakt Totes, nie eine leere Form", aber wie er später urteilte,

wußte er nicht viel damit anzufangen, und auch Hegels Werke die er mit Ausdauer studierte, vermochte er nicht zu bewältigen. Noch weniger Zeit widmete er philologischen Vorlesungen; erst in seinem letzten Semester hörte er bei Böckh griechische Altertümer. Dagegen besuchte er drei Semester lang Karl Ritters geographische Kollegien und in einem auch Mitscherlichs Vorlesung über Chemie.

Neben den wissenschaftlichen bot ihm Berlin aber auch mannigfache künstlerische Anregungen. Als Freund von Eduard Bendemann wurde er in dessen Elternhaus herzlich aufgenommen; er schloß auch mit Eduards älterem Bruder Emil vertraute Freundschaft, und wie in diesem Haus sein Sinn für bildende Kunst, wurde sein Sinn für Musik in dem Hause Mendelssohn entwickelt, in das er durch Felix eingeführt wurde und in dem besonders Rebekka Dirichlet ihn in „liebenswürdiger Weise verzog". „Noch weiter", berichtet er, „kam ich durch einen Düsseldorfer Schulgenossen, einen musikalisch hochgebildeten Mediziner, in musikalisches Treiben hinein, wo freilich manche gute Stunde in lustigem Kunstgenuß verzettelt wurde; dafür gewann ich durch den trefflichen S. W. Dehn gründliche Einsicht in Theorie und Geschichte der Musik." Sorgsam hat er das Heft aufbewahrt, das er nach Dehns Vorträgen über Musikgeschichte nachgeschrieben hatte, und gern noch im Alter von seinem damaligen musikalischen Studien erzählt.

Belehrt und erfrischt durch so verschiedenartige Eindrücke, wandte er sich in seinen letzten Semestern mit erneutem Eifer Rankes Vorlesungen und Übungen zu. An ihnen nahm er teil, auch während er von Frühjahr 1837—1838 als Einjährig-Freiwilliger bei dem 2. Garde-Ulanen-Regiment diente. Hatten seine früher genannten Genossen an den Übungen damals ihre Universitätsstudien schon abgeschlossen, so trat ihm jetzt hier der spätere Minister Delbrück nahe, der noch bei Sybels Tod in warmen Worten der glücklichen Jugendzeit gedachte, in der sie hier zusammen in die Quellen zur Geschichte des ersten Kreuzzugs sich vertieften. Wie auf diese wurde Sybel durch Ranke auch auf den ältesten deutschen Historiker, den Gothen

Jordanes hingewiesen; über seine Quellen und seine Glaubwürdigkeit schrieb er seine Dissertation. In dem Urteil, das Ranke über sie der Fakultät[1]) erstattete, rühmte er nicht nur den „gründlichen Fleiß“ des Verfassers: war er nicht mit allen Behauptungen Sybels einverstanden, so erkannte er doch an, daß bei dessen Untersuchung „einige neue und merkwürdige Resultate zum Vorschein kamen“. Ähnlich äußerte er sich in einem Brief an Waitz; eingehend besprach dieser in den Göttinger gelehrten Anzeigen die durch „gelehrten Fleiß und Scharfsinn“ ausgezeichnete Abhandlung, und hob namentlich hervor, wie treffend in ihr auf den Sinn aufmerksam gemacht war, in dem Jordanes sein Werk schrieb. Der hier zuerst erbrachte Nachweis, daß dieser durch eine bestimmte politische Tendenz geleitet wurde, ist auch durch spätere Forschungen bestätigt, die an anderen Punkten, wie Sybel selbst später ausführte, seine Ansichten berichtigten, und so haben noch ein halbes Jahrhundert später auch Mommsen und Wattenbach mit Anerkennung der Erstlingsschrift Sybels gedacht. Bei seiner mündlichen Prüfung ging Ranke auf das Verhältnis zwischen Staat und Kirche ein, wodurch er, wie im Protokoll bemerkt wurde, „Gelegenheit hatte, nach Zuständen und Ereignissen vieler Jahrhunderte zu fragen. Der Kandidat zeigte sich sehr gut bewandert, und in ziemlich vollständigem Besitz des gesamten Materials; besonders muß ihm zugestanden werden, daß er den Inhalt der Vorlesungen, die er besucht, sehr gut inne hatte; außerdem zeigte er aber auch eigenes Urteil und Talent zu höherer Auffassung.“ Sein selbständiges eigenes Urteil

---

[1]) Aus ihren Akten teilte mir freundlichst Max Lenz die über Sybels Dissertation und Examen gefällten Urteile mit. Danach bestand er die mündliche Prüfung cum laude; seine Dissertation wurde als docta bezeichnet. Die Recension von Waitz s. im 3. Bd. des Jahrgangs 1839 der Göttinger gelehrten Anzeigen S. 769 ff., das Urteil von Mommsen in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Jordanes S. XXIII. Unter Sybels späteren Äußerungen über Jordanes sind außer den bezüglichen Abschnitten seines Buches über die Entstehung des deutschen Königtums sein Nachwort zu seinem Aufsatz über Geten und Goten und seine Besprechung der Schriften von Schirren und Köpke (Nr. 35 u. 68 des Schriftenverzeichnisses) besonders beachtenswert.

trat namentlich in den Thesen hervor, die er zusammen mit der Dissertation am 28. April 1838 öffentlich verteidigte. Auch wer Bedenken trägt, aus den zur Debatte gestellten Sätzen des jungen zwanzigjährigen Doktors zu weitgehende Folgerungen zu ziehen, wird doch nicht für bedeutungslos ansehen, welche Fragen und wie Sybel sie hier behandelte. Seinen musikalischen Interessen entsprach es, daß seine vier letzten Thesen sich mit Problemen der Musikgeschichte beschäftigten; mit Recht ist aber namentlich auf die ersten sechs für seine Charakteristik wichtigen allgemeinen Sentenzen hingewiesen. Wie erwähnt, hatte er juristischen Studien viel mehr Zeit und Kraft als philosophischen gewidmet; weniger als die älteren Genossen des Kreises politischer Historiker, dem sie alle später angehörten, als Droysen und Duncker, die beide noch zu Hegels Lebzeiten die Berliner Universität bezogen hatten, war er von dessen Philosophie berührt; doch betonte auch seine erste These die Notwendigkeit philosophischer Auffassung für den Geschichtsschreiber. Schon hier hob er auch hervor, daß die Geschichtschreibung blühe, wenn ihre Objekte in Blüte stehen, daß die Sagen streng von der Geschichte zu scheiden und nur für die Erkenntnis der Zeit zu verwerten seien, in der sie entstanden und verbreitet wurden, daß von den Menschen und nicht von den Institutionen die Geschicke der Völker abhängen. In dieser letzten und der weiter noch von ihm aufgestellten These, daß der Geschichtschreiber cum ira et studio schreiben solle, ist ein sprechender Beweis dafür gesehen, wie sehr Sybels Art von der seiner großen Berliner Lehrer sich unterschied. Treffend sagt Meinecke[1]): „Er lernte von ihnen, aber er ging nicht in ihnen auf", und ebenso äußert Bailleu, Ranke habe Sybel „zum

[1]) In seinem Nekrolog Sybels in der Historischen Zeitschrift 75, 391; Bailleus Worte s. in der Deutschen Rundschau a. a. O. S. 61. Vielleicht hat auf die Aufstellung von S.'s sechster These auch Immermann eingewirkt, der in der Geschichte „nur eine Biographie der Helden, Könige, Genies und Propheten" sah, da er erkundet hatte, „daß jeder wahrhafte Impuls, den die Menschheit bekommen, immer aus dem Haupte eines Einzigen geboren wurde".

Reich der Wissenschaft das Thor erschlossen; seinen Weg darin hat er sich selbst gesucht, seinen Platz sich selbst errungen". Deutlich zeigt dies seine weitere Entwickelung.

II. Die Anfänge des historischen Schriftstellers und Docenten. (Bonn 1838—1845).

Die Studien über mittelalterliche Geschichte, zu denen Sybel als Student angeregt war, setzte er als junger Doktor fort. Um sie besser betreiben zu können und um zur Habilitation sich vorzubereiten, siedelte er noch in dem Jahre seiner Promotion, im Herbst 1838 nach Bonn über. Hier fand er „an dem Freund des Düsseldorfer Kunstkreises Johann Wilhelm Loebell einen wohlwollenden Gönner". Schon in dem ersten Brief, den er aus seinem neuen Wohnort an seine Eltern schrieb, erzählte er ihnen von einem langen historischen Gespräch mit Loebell, das „von der Teilung Polens beginnend uns bis zu den tragischen Notwendigkeiten der Geschichte, dem Konflikte zweier gleichstarker und doch entgegengesetzter Rechte hinführte", und in dem Loebell ihm „mehrere neue Gesichtspunkte gab". Er äußerte sich schon damals mit voller Klarheit über die Gründe, die eine Wirkung der Loebellschen Kollegien auf größere Kreise erschwerten[1]); bei ihrem weiteren Verkehr empfand er immer

[1]) „Er hat", schrieb er, „eine entschieden polemische Richtung gegen hundert Gottheiten des Tages und Ortes, als da sind, eine Art des neueren Liberalismus, Napoleon, Polen rc., ohne seinerseits eine andere energische und glänzende Einseitigkeit dafür aufzustellen und damit zu imponiren. Seine Unparteilichkeit im weitesten Sinn, sein Satz, daß zwei sich feindliche Rechte beide Recht haben, ist aber als bloße Assertion für ein Kollegienpublikum nicht gemacht; er ist viel zu wissenschaftlich gründlich, als daß eine andere als eine ebenso gründliche Darlegung seine Vorzüge klar machen könnte. Daß aber eine solche überhaupt in jedem Auditorium weniger Glück macht, als eine spirituelle, glänzende, imponierende, das ist Loebells Unglück."

lebhafter die Verschiedenheit ihrer beiden Naturen; um so dankbarer aber erkannte er an, wie sehr die Gespräche mit Loebell seine Studien förderten. Um sich größere Klarheit über die Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu verschaffen, zeichnete er schon früh Bemerkungen über historische Kritik auf, bei denen er bereits einige der später von ihm bestimmter formulierten Gedanken „über die Gesetze des historischen Wissens“ entwickelte; er gab sie Loebell zu lesen, der bei ihrer Erörterung sein „feines, durchdringendes, man möchte sagen, genießendes Verständnis“ [1]) für die hier behandelten Probleme bewies. Er trieb Sybel auch an die gerade für diese methodischen Fragen bedeutsamen Untersuchungen über die Quellen des ersten Kreuzzuges fortzusetzen und zu veröffentlichen, zu denen Ranke ihn angeregt hatte. Dieser hatte darauf aufmerksam gemacht, daß die für die Folgezeit maßgebende Darstellung des Wilhelm von Tyrus und die von ihm benutzten Erzählungen Alberts von Aachen manche Bedenken erregten und mehr Gewicht als ihnen den Mitteilungen der Augenzeugen beizulegen sei. Von seinen Winken geleitet unternahm nun Sybel ein eindringendes kritisches Studium sämtlicher sehr verschiedenartiger Berichte über den Kreuzzug. Da die in Bonn befindlichen litterarischen Hilfsmittel ihm hierfür nicht genügten, arbeitete er monatelang auf der Darmstädter Bibliothek, deren reiche Schätze ihm in liberalster Weise zugänglich gemacht wurden, und obgleich er sich nicht auf diese Studien beschränkte, förderte er dennoch die Arbeit so rüstig, daß er noch vor Ende des Jahres 1839 die kritischen Untersuchungen, die ihren ersten Teil bildeten, im Manuskript

---

[1]) In diesen Worten hob Sybel 1867 Loebells eigentümliche Vorzüge in seiner Rede über drei Bonner Historiker hervor; in der Vorrede, durch die er die zweite Auflage von L.'s Gregor von Tours einführte, bekannte er dankbar, daß es Loebell war, der „mir bei der Ausarbeitung meines ersten Buches unermüdlich mit einsichtigem Beistand zur Hand ging, der meine Scheu vor dem Eintritt in die Welt der gedruckten Litteratur frisch ermutigend überwand, der nach meiner Habilitation alles that, um aus dem beginnenden Docenten sich selbst, wenn möglich, einen tüchtigen Konkurrenten großzuziehen.“

an seinen Vater und durch dessen Vermittelung an Ranke schicken und schon im folgenden Jahr sein ganzes Buch über den ersten Kreuzzug drucken lassen konnte.

Ranke hatte bereits in den ersten ihm mitgeteilten Abschnitten „sehr vieles gute und treffend Bemerkte über die einzelnen Berichte der Augenzeugen“ gefunden[1]); mit Rücksicht auf seine Einwendungen hatte Sybel in seiner Würdigung Alberts von Aachen einiges anders formuliert; sehr erfreute ihn nun zu hören, wie reiches Lob der verehrte Lehrer dem vollendeten Werke spendete, mit wie anerkennenden Worten er es seinen Studenten und dem Minister empfahl. Nachdrücklich hoben auch Historiker, die in keiner persönlichen Beziehung zu Sybel standen, die Bedeutung seiner Leistung hervor. Seine „tüchtigen Studien“ und seinen großen „nicht blinden Fleiß“ rühmte

[1]) S. seinen in seinen S. W. 53/44, 311 f. gedruckten Brief an S. vom 25. April 1840; als dieser ihm am 20. Januar 1841 ein Exemplar seines Buchs überschickte, bemerkte er, es würde ihn „sehr erfreuen, wenn die Abschnitte über Albert und Wilhelm in der jetzigen Gestalt dem Sinne Ihrer damaligen Ausstellungen entsprächen, besonders, wenn Sie fänden, daß bei Albert die Absicht klar genug zu Tage tritt, hier in der Einleitung solle nur festgestellt werden, daß bei etwaigem Widerspruch die Gosta ꝛc. vorgehen müßten, daß das Vorhandensein eines solchen Widerspruchs aber erst bei der Geschichtserzählung selbst erörtert werden solle“. Ausdrücklich machte er Ranke dann noch auf das letzte Kapitel und die Beilage über Anna Comnena aufmerksam. Voll Freude schrieb dann am 8. März 1841 ein gemeinsamer Freund von Sybel und seinem Schwager Seydlitz an diesen, Ranke habe sich dem Minister Eichhorn gegenüber über S.'s Buch dahin ausgesprochen, „daß dasselbe eine ganz ausgezeichnete Leistung sei, welche die größte Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen müsse, daß er stolz sei, den Verfasser seinen Schüler nennen zu können. Er hat des Lobes nicht satt werden können. Ich habe diese Worte aus dem Munde eines unparteiischen Ohrenzeugen, des Sohnes des Ministers.“ Seydlitz sandte die frohe Meldung an Sybel weiter, „mit dem Bemerken, daß Ranke sich auch in der Universität vom Katheder herab sehr günstig über Dein Buch geäußert und es den Studiosen dringend zum Lesen wie Nacheiferung empfohlen hat“. Wie schon Bailleu erwähnte, sprach im Juli 1841 Ranke auch in einem amtlichen Gutachten, um das ihn Eichhorn ersuchte, „mit voller Überzeugung aus, daß sich von dem so jungen Verfasser vieles Gute erwarten läßt und daß er aller Aufmunterung würdig ist“.

Schlosser[1]), so klar auch bei diesem Anlaß sein Unterschied von der hier befolgten Methode und Form der Geschichtsschreibung sich zeigte, und eingehend besprach der hier zum Urteil besonders berufene Stenzel Sybels Buch, das ihm mehr als irgend eine Schrift eines anderen Schülers von Ranke „dem Geist und selbst der Manier des Lehrers zu entsprechen“ schien. „Fast jede Seite erinnert daran, ohne daß man an Nachahmung denken muß, so natürlich tritt alles hervor.“ Namentlich in dem ersten Teil, der Kritik der Quellen fand Stenzel „ganz Rankes Art, Geschick in der Anordnung, geistvolle Auffassung, Beherrschung des Stoffs, Geschmack in der Ausführung ohne peinliche gelehrte Pedanterei, ja eher zuweilen ein sich etwas bequem Gehenlassen. Es ist diesen sonst so trocken behandelten Gegenständen überall die interessantere Seite abgewonnen, und sie lesen sich besser als sonst irgendwo; indem einzelne bedeutende Stellen hervorgehoben, nach Umständen mit anderen verglichen und die Ergebnisse klar und mit lebhaftem Ausdrucke vorgelegt werden, erhält man ein ungemein anschauliches Bild von dem Wesen und der Natur der einzelnen Schriftsteller.“ Und wie bei ihrer Kritik rühmte Stenzel auch bei der durch sie begründeten Darstellung der Geschichte und Sagen des Kreuzzuges des Verfassers geistvolle Auffassung und sein Verdienst, „das Wesentliche vom Unwesentlichen geschieden und den Kern im Auge behalten zu haben“. Dies Lob aber wog um so schwerer, da Stenzel in wichtigen Punkten Bedenken gegen Sybels Ansichten äußerte, eingehend erörterte, weshalb er den Unterschied zwischen dem normannischen Bericht der Gesten und dem des Provenzalen Raimund von Agiles für nicht so groß hielt als Sybel und einigen von dessen Bemerkungen gegen die Glaubwürdigkeit Alberts von Aachen nicht zustimmte, weshalb ihm

[1]) S. seine Besprechung in den Heidelberger Jahrbüchern Jahrg. 1841 S. 407 ff., die von Stenzel in der Neuen Jenaischen Litztg. Jahrg. 1842 1, 541 ff. und die von Höfler im 14. Bd. der von der Bayer. Akad. herausgegebenen Gelehrten Anzeigen Sp. 233 ff. Auf die beiden letzteren antwortete Sybel in seiner Rezension des Buchs von Prat über Peter den Einsiedler im Jhg. 1843 der Neuen Jenaischen Litztg. S. 458 ff.



hier und sonst die Farben „zu grell aufgetragen zu sein" schienen. Trotz solcher Mängel, erklärte Stenzel, bezeichne Sybels Werk einen bedeutsamen Fortschritt der Wissenschaft, und glänzend ist dieses Urteil durch die spätere Literatur gerechtfertigt worden. Dieser Fortschritt wurde herbeigeführt nicht nur durch die Schärfe in der Sonderung sagenhafter von historischen Berichten, auch durch die Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher der Verfasser die wichtigsten Persönlichkeiten und Ereignisse beurteilte. Er bewies nicht nur die Unhaltbarkeit der legendarischen Erzählungen, nach denen Peter von Amiens das Abendland zu dem Kreuzzug aufgerufen und unter seinen Führern sich Gottfried von Bouillon als Feldherr ausgezeichnet hatte: er stellte die Bedeutung der Kräfte und Persönlichkeiten in helles Licht, die in Wahrheit maßgebenden Einfluß auf den Ursprung und Verlauf des Kreuzzugs geübt hatten, der asketischen Strömung des elften Jahrhunderts, der Thätigkeit Papst Urbans II. und Boemunds von Tarent. War die im vorigen Jahrhundert herrschende Auffassung der Kreuzzüge im Anfang des unseren durch Wilkens gelehrtes und von Sympathie für das Mittelalter erfülltes Werk überwunden worden, so traten seiner romantischen Anschauung nun siegreich Sybels kritische Forschung und politisches Urteil entgegen. An die bezeichnenden Worte, in denen er Wilkens Vorzüge und Mängel charakterisirte, knüpfte freilich sofort auch der Widerspruch an, den schon gegen dieses erste Buch Sybels ein ultramontaner Historiker erhob. Constantin Höfler glaubte bei ihm „die einzelnen Schriftsteller unter dem Messer des Anatomen erliegen zu sehen, der durch die Vivisektion dem Sitz der menschlichen Seele nahe zu kommen hofft", und warf ihm vor, daß er bei seiner Darstellung der mittelalterlichen Askese Görres' „Mystik" nicht berücksichtigt habe. Sybel antwortete ihm, er habe es nicht gethan, „weil ich sie kannte. Da mich das Buch einmal nicht bekehrt, da es im Gegenteil mich recht gründlich von seinen Prinzipien entfernt hatte, so blieben für mich alle seine Vorzüge totes Material, mächtige Steine in einem Gebäude von unverständlichem Auf- und verkehrtem Grundriß".

Die dies sein Erstlingsbuch auszeichnenden Eigenschaften hat Sybel wie in seiner weiteren schriftstellerischen, auch in seiner akademischen Wirksamkeit bewährt. Er hatte sie noch vor Vollendung des Druckes seines Werks im Herbst 1840 begonnen. Schon im Sommer hatte der erst Zweiundzwanzigjährige sein Gesuch um Habilitation bei der Bonner philosophischen Fakultät eingereicht; nach dem Vorschlag von A. W. Schlegel und Loebell wurde er darauf zu einer Probevorlesung über „die politischen und Kulturverhältnisse des mit den Europäern zunächst in Berührung gekommenen Morgenlandes um die Zeit der beginnenden Kreuzzüge“ aufgefordert; nach dem an sie angeknüpften Colloquium ward einstimmig seine Zulassung beschlossen. Am 7. November hielt er dann seine Antrittsrede über Erzbischof Adalbert von Bremen; sie trug, wie Loebell in den Akten[1]) bemerkte, „durchgehends die Spuren eines tüchtigen Quellenstudiums und bezeugte eigentümliche Auffassung und eindringendes Urteil“; auch E. M. Arndt war mit „dem Inhalt und der Vortragung sehr zufrieden“. Unmittelbar darauf begann Sybel sein Kolleg über die ihm seit seinen Studien über Jordanes besonders vertraute Völkerwanderung. Er fand dafür sechs Zuhörer; „das ist, schrieb er an Ranke,

[1]) Diese wie die anderen auf Sybels Habilitation bezüglichen Fakultätsakten hat freundlichst Karl Menzel für unsere Einleitung ausgezogen. Danach urteilte Loebell, daß Sybel sich bei seinen Antworten im Colloquium „überall so bewandert zeigte, wie man es nach der Gelehrsamkeit und der Kritik, die in seiner Abhandlung hervortreten, erwarten konnte“. Nur an der „Darstellung und dem Wortausdruck seiner Abhandlung“ nahm der seit der Gründung der Bonner Universität an ihr als Professor der Philosophie und schönen Litteratur wirkende Ferdinand Delbrück Anstoß und empfahl ihm „Sorgfalt für die Reinheit der Sprache“. In seiner behaglich launigen Art erzählte Sybel noch im Alter, wie ich nach einer Aufzeichnung von F. Meinecke mitteilen darf, von Delbrücks Zensur seines Stils. Dieser habe einen langen Bogen aus der Tasche gezogen und gesagt: „ich finde es bedauerlich, ja ich muß sagen, es erfüllt mich mit tiefem Schmerz, daß Ihre Arbeit so unendlich viele Fremdwörter enthält. Hier ist das Verzeichnis davon. Da sprechen Sie z. B. von Kavallerie. Könnten Sie die Gründe angeben, die Sie bewogen haben, das gute deutsche Wort Reiterei nicht anzuwenden?“ u. s. w.

ein bescheidener Anfang, dem glücklicher Weise meine Erwartungen nicht vorangeeilt sind". Im nächsten Sommer las er ein Privatum über neueste und ein Publikum über rheinische Geschichte. Die verschiedensten historischen Perioden, auch alte Geschichte, behandelte er in den folgenden Jahren in seinen Vorlesungen, neben denen er auch schon Übungen ankündigte. Eine ausgedehnte akademische Wirksamkeit aber wurde ihm durch die große Zahl älterer Kollegen erschwert; als historische Professoren waren damals in Bonn Hüllmann, Arndt und Loebell angestellt; neben ihnen lasen zuweilen auch A. W. Schlegel und der Geograph Mendelssohn über politisch historische Themata und regelmäßig Bernd über historische Hilfswissenschaften; gab Hüllmann wegen seines Alters bald seine Lehrthätigkeit auf, so traten 1842 Aschbach und Dahlmann in den Lehrkörper ein. Welch breite und tiefe Wirkung Dahlmanns Vorlesungen übten, hat Sybel selbst nachdrücklich betont; „da fiel, erzählte er 1888, für den jüngsten Dozenten wenig ab, und statt nun doppelten Fleiß auf die Vorlesungen zu wenden, that ich nur das Notwendigste und wandte mich neuer Schriftstellerei zu".

In Fortsetzung seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges schilderte er die Anfänge des in ihm begründeten Königreich Jerusalem und die Ursachen des zweiten Kreuzzuges und seines Mißlingens; auch hier bewies er die Unhaltbarkeit der bisher nachgeschriebenen Erzählungen des Wilhelm von Tyrus und beleuchtete scharf die Eigentümlichkeiten und Schwächen der mittelalterlichen Religiosität[1]). Schon vorher hatte den Rheinländer der Gedanke gefesselt, seine Studien der reichen historischen Entwickelung seiner Heimat und zwar zunächst der

[1]) S. namentlich den Schlußsatz seines Aufsatzes über den zweiten Kreuzzug. Interessant sind auch nach dieser Richtung einige Ausführungen in seiner Antrittsvorlesung über Adalbert von Bremen; von seinen damaligen kritischen Studien über die deutsche Geschichte des 11. Jahrhunderts legt, wie diese und eine Rezension der Schrift Giesebrechts über die Altaicher Annalen, auch eine in seinem Nachlaß befindliche Abhandlung über die Glaubwürdigkeit des Benzo Zeugnis ab.

Hauptstadt des Niederrheins zuzuwenden, und Ranke und Loebell billigten diesen Plan einer Kölner Stadtgeschichte. „Nicht jedem“, schrieb ihm Loebell, „würde ich so unbedingt dazu raten, namentlich denen nicht, welche über dem Vertiefen in das Detail eines verhältnismäßig engen und beschränkten Kreises das Allgemeine leicht vernachlässigen und vergessen. Sie aber, vermöge jener Fähigkeit, die ich an Ihnen rühmen mußte, mehreres neben einander zu treiben, werden dies gewiß nicht; schon das mehrseitige Interesse, welches Sie an der Kunst nehmen, wird Sie vor einer solchen Einseitigkeit bewahren, und in besonderem Bezug auf die Geschichte der Beruf, den Sie vor Augen haben. Und dann ist wohl nichts heilsamer und nichts, meine ich, zugleich entschiedener bewahrend vor der Gefahr, sich in Abstraktionen und hochtönenden Formeln zu verlieren, als ein so besonderes Studium, zumal wenn, wie es bei Ihrem Gegenstand der Fall ist, die nahe Berührung, in der es zu uns steht, ihm ein lebendigeres Interesse gibt als das bloß gelehrte.“ Daß Sybel in dem hier bezeichneten Sinne seine Forschungen über rheinische Geschichte betrieb, daß er auch bei ihnen allgemeine und nationale Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen suchte, beweisen deutlich sein Aufsatz über Erzbischof Konrad von Hochstaden und die Kölner Bürgerschaft und mehrere kleinere Beiträge, die er zu den Jahrbüchern des eben damals gegründeten Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland beisteuerte. Er wurde dabei auch zu Forschungen über die älteste Geschichte der Franken getrieben, und auch hier beschränkte er sich nicht auf eine Untersuchung der ihm zunächst aufstoßenden Fragen, in welche Zeit die älteste Rechtsaufzeichnung der Franken zu setzen, wie sie und die Stellung der deutschen Unterthanen im römischen Reich aufzufassen sei; um sie aufzuklären, unternahm er eingehende Studien über die Verfassungsverhältnisse der alten Germanen, als deren Frucht er 1844 sein zweites größeres Buch über die Entstehung des deutschen Königthums veröffentlichte.

Wie in seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges Rankes Anregung, so ist in diesem seinem zweiten Buch eine Nachwirkung

der juristischen Studien bemerkbar, die er unter Savigny begonnen hatte; noch deutlicher aber als in jener tritt hier seine selbständige, von der Art seiner Berliner Lehrer abweichende Behandlung historischer Probleme hervor. Und ausdrücklich stellte er sich dabei in Gegensatz zu einem dritten von ihm hoch verehrten Meister, zu Jakob Grimms Lehre von der Continuität der deutschen Zustände. Nach den Aussagen Caesars glaubte er in dessen Zeit bei den Germanen wohl Kulturfähigkeit, nicht aber Kulturformationen annehmen zu dürfen, wie sie Grimm bei ihnen voraussetzte; „unter halbnomadischen Formen" waren bei ihnen nach Sybels Ansicht „nur einzelne Elemente wahrer Seßhaftigkeit, eines Kultus und eines Staates zu erkennen". Er ging dabei von einer Erörterung der agrarischen Verhältnisse aus und stützte seine Auffassung durch Berufung auf die kurz zuvor erschienenen bahnbrechenden ersten Forschungen von Hanssen; namentlich schien ihm auch die Völkerwanderung nur verständlich zu sein, wenn, wie er nachzuweisen unternahm, auch bei den Germanen damals nur eine halbnomadische Agrikultur und im Zusammenhang damit eine nicht auf räumliche, sondern auf geschlechtliche Verbände begründete Verfassung bestand. Die Geschlechtsverfassung aber enthielt, wie Sybel weiter entwickelte, in ihrem ungetrübten Bestande nicht die Keime für wesentliche Fortschritte des staatlichen Lebens; solche wurden erst herbeigeführt, als die germanische Natur durch römische Kultur befruchtet wurde, als „kräftige Individuen auf römischem Boden aus Motiven römischer Art die Teile der nachherigen Völker um sich sammelten". Aus der Betrachtung des Ursprungs der Monarchien der einzelnen germanischen Völker und der in ihnen den Königen zustehenden Rechte glaubte Sybel folgern zu müssen, daß die Aufnahme römischer Formen maßgebend für die Entstehung des Königtums war.

Bei der Art der Quellen und der neueren Litteratur über die alten deutschen Verhältnisse ist es sehr begreiflich, daß Sybels Erörterungen sehr verschiedene Aufnahme fanden. Er selbst berief sich bei einzelnen wichtigen Fragen auf Einwendungen, die von früheren Forschern gegen die herrschenden Ansichten

geltend gemacht waren; wie er, hatte schon vorher fremde Einflüsse auf die politische Entwicklung der Germanen Heinrich Leo betont, und so begrüßte dieser[1]), trotz mancher von beiden Seiten hervorgehobener Differenzen, den Schlußteil von Sybels Buch mit der „freudigen Einstimmung, die man empfindet, wenn teils rätselhaftes plötzlich gelöst, teils geahntes oder auch erkanntes Licht, zu dessen Weiterverbreitung es nur zunächst noch an Zeit oder Lust fehlte, mit einem Male in schönster Klarheit von einem anderen aufgestellt sieht". Auch öffentlich bezeichnete er das Werk des „durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgezeichneten" Verfassers als eines der anregendsten, das seit lange über älteste deutsche Geschichte erschien. Aber auch lebhafter Widerspruch erhob sich gegen Sybels Ausführungen; ihm gab besonders Georg Waitz bedeutsamen Ausdruck.

Zugleich erquicklich und lehrreich ist es, die Debatte zu verfolgen, welche Beide damals in ihren Briefen und vor der Öffentlichkeit in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft führten, die unter ihrer Beider lebhafter Teilnahme ein anderer Schüler Rankes, Adolf Schmidt, herausgab. Beide hatten zuvor nichts davon gewußt, daß sie gleichzeitig mit verwandten Arbeiten sich beschäftigten, daß in demselben Jahre, in dem Sybel seine Entstehung des Königtums, Waitz den ersten Band seiner deutschen Verfassungsgeschichte veröffentlichen würde. Ranke war über dies auch ihm unerwartete Zusammentreffen seiner beiden Schüler auf demselben Gebiet etwas betroffen; sie aber hofften Beide, es werde dadurch die Sache gefördert werden, „der es allein gelten kann". Daß nur die Liebe zu ihr ihn leite, schrieb Waitz[2]), werde Sybel hoffentlich aus der Art erkennen, in welcher er ihm entschiedene Opposition mache. „Einen ehrlichen Kampf auf dem Gebiete der Wissenschaft, fern von Persönlichkeiten, scheue

[1]) In einem Briefe vom 24. September 1844; seine Besprechung siehe in demselben Jahrgang der Jahrbücher für wiss. Kritik 2 Sp. 379 ff.

[2]) Am 29. Sept, 1844. Andere oben angeführte Äußerungen sind Briefen von ihm vom 16. Jan. und 20. Juli 1845, solchen Sybels vom 2. August und 1. Dez. 1844 und den Aufsätzen Beider im 3. Band von Schmidt's Zeitschr. für Geschichtswissenschaft entnommen.

ich nicht und werde auch jede Beurteilung meines Buches von Ihnen mit Dank hinnehmen". Sybel antwortete ihm, er habe nach vollständiger Lektüre des Buches von Waitz dessen Opposition erwarten müssen; „aus Ihren Ansichten über deutschen Grundbesitz folgt notwendig der reinprivatrechtliche Charakter der Geschlechter und eine eminente Beschränkung meines Systems. Gerade über den Grundbesitz habe ich aber nun beinahe nur meine Resultate gegeben, und es ist mir sehr recht, die Stärke meiner Beweise an einem Gegner, wie Sie sind, zu prüfen". Er bat Waitz nur in der Rezension am Ausführlichsten auf die in dem letzten Abschnitt seiner Schrift erörterten Fragen einzugehen, die Waitz in dem ersten Band seines Buches noch nicht behandelt habe. „Dies übertrifft das meinige durchweg an Ausführlichkeit des Beweises, an direkter Angabe aller Mittelglieder; so weit es geht, setzt es allein, auch ohne Ihre Rezension, das meinige in die Defensive. Ich würde Ihnen also dankbar sein, wenn die Rezension Ihr Buch weniger schützte, wozu Sie keinen Anlaß haben, als vervollständigte, wodurch meiner Ansicht nach die Fruchtbarkeit unseres Streits nur gewinnen kann. Schreiben Sie scharf und ohne Schonung und erlauben mir nur dasselbe; vor Personalien sind Sie auch bei mir sicher, und das Gewächs der Höflichkeit ist auf diesen Feldern überall nur ein Unkraut." „Ich kann auch meinerseits nur Ihre Versicherung zurückgeben, daß ich an Ihren Arbeiten mich überall erfreut und gestärkt habe, daß, wenn ich meiner wissenschaftlichen Herkunft gedachte, es mir immer ein angenehmer Gedanke war, mit Ihnen auf demselben Boden herangewachsen zu sein. Und so hoffe und wünsche ich, daß unsere Fehde dem freundschaftlichen Verkehre, der sie ins Leben gerufen, eher förderlich als nachteilig sein werde."

Daß dieser Wunsch in Erfüllung ging, hebt auch Waitz in seiner Selbstbiographie hervor; in ihren Aufsätzen und ihren Briefen zeigt sich, wie sie sich gegenseitig schätzten, so nachdrücklich ein jeder des anderen Ansichten bestritt, so deutlich dabei auch die Verschiedenheit ihrer beiden Naturen hervortrat. In seinem unten abgedruckten Nachruf auf Waitz hat Sybel

aus dem Grundzug seines Wesens, seiner strengen Gewissenhaftigkeit das Mißtrauen von Waitz gegen jedes Resumé, jedes abschließende Wort erklärt, da „ein jedes ihm an irgend einem Punkte den Aussagen der Quellen nicht genug zu thun schien“. Schon diese Grundstimmung flößte ihm Bedenken gegen Sybels Verfahren ein; trotz vieles Trefflichen, das er bei dessen Arbeiten anerkannte, fand er sie „eminent einseitig“, und für durchaus unrichtig hielt er die hier aufgestellten Behauptungen über die Geschlechtsverfassung der alten Deutschen und den Einfluß der römischen auf die deutsche Entwickelung. Auch Sybel legte nun großen Wert darauf, daß, wie er gleich in seinem ersten Briefe an Waitz schrieb, „Strenge und Methodik in der Behandlung der einzelnen Quellen nicht bei der Durchführung großer Hypothesen verkehrt“ werde und „sich in der Sichtung des überlieferten Thatbestandes keine vorgefaßte Ansicht zu früh geltend“ mache; aber hauptsächlich kam es ihm darauf an, sich und seinen Lesern Klarheit über den Zusammenhang der wirtschaftlichen und politischen Entwickelung der Germanen zu verschaffen, mit Hilfe „leitender Gedanken, die nicht bloß Gelehrsamkeit, sondern eine tiefeingehende Sachkunde voraussetzen“. Daß solche „den ganzen Reichthum des Stoffes durchdrangen und ihn mit mathematischer Notwendigkeit zum System zusammenschlossen“, darin sah er ein hervorragendes Verdienst von Eichhorn in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte; er war mit Waitz darin einverstanden, daß Eichhorns Ansicht über den Einfluß des Gefolgewesens unhaltbar, daß nicht aus ihm die Völkerwanderung zu erklären sei; deshalb glaubte er nun aber Eichhorns ganzes System verwerfen, eine andere nicht minder in sich zusammenhängende Anschauung der Entwickelung der alten Germanen an seine Stelle setzen zu müssen. Und ihn irrte dabei auch nicht, daß Waitz an Jakob Grimms Worte erinnerte gegen das Streben, „Anlässe jüngerer Entlehnung aufzuspüren damit der Heimath alle Kraft und Sehne des Hervorbringens abgeschnitten würde“, und daß er ihm vorhielt, seine Behauptungen führten dazu, die Deutschen den Schwarzen gleichzustellen, die „jeder eigentümlichen Entwickelung unfähig

erscheinen und nur in den Formen, mit den Elementen europäischer Civilisation hier und da zur unabhängigen Herrschaft gelangt sind". Sybel bemerkte demgegenüber, nicht die Bildungsfähigkeit der Deutschen, sondern die ihrer ältesten Verfassung habe er bestritten; ebensowenig auf dem Gebiete der Politik wie der Religion sei es „schimpflich für ein Volk fremde Erzeugnisse zu wahrem Gewinne sich anzueignen. Das Wesentliche ist, daß man durch den Trieb zur Bildung seiner Anlagen, und durch die Benutzung des Unterrichts seinen Beruf beurkunde. Wer sich hiervon einmal überzeugt hat, wird bei jeder Berufung an sein patriotisches Gefühl völlig unberührt bleiben. Der beste Patriotismus ist nichts anderes als klare Einsicht in die starken und schwachen Seiten seiner Nation, und legte die Geschichte, was auch ich für die Germanen in keiner Weise zugebe, vornehmlich von den letzteren Zeugnis ab, so würde das bloß patriotische Zudecken derselben ebenso unwissenschaftlich als unpatriotisch sein. Waitz fürchtet, daß meine Behauptungen geeignet seien, eine Vergleichung der deutschen Reiche vom Jahr 500 mit den Neger- und Mulattenstaaten Amerikas zu veranlassen: ich kann nur erwidern, daß die Statthaftigkeit dieses Vergleichs unbestreitbar sein wird, wenn nach einem Jahrtausend die westindischen Neger auf uns zurücksehen dürfen, wie wir auf die Augusteischen und Konstantinischen Zeiten". Wie in seinem Buche zeigt sich auch in diesen Ausführungen, in denen er die gegen ihn gerichteten Angriffe zurückzuweisen suchte, das dialektische Talent von Sybel, mit dem er die logischen Konsequenzen der eigenen und der gegnerischen Anschauungen scharf beleuchtete; den Zusammenhang der Entwicklung mit Sachkunde begreiflich zu machen, war das Ziel, was er auch bei allen kritischen Erörterungen einzelner Fragen stets fest im Auge behielt. Und dies sein Streben erkannte nun auch ein Beurteiler seines Buches an, dem dessen Hauptresultat zwar „kein falsches, aber ein einseitiges" zu sein schien. L. Stein erklärte[1]), es sei „nicht richtig, das Königtum nur aus dem

[1]) S. seine Besprech. in d. Hall. Allg. Lit.-Ztg. 1845 n. 102 ff. c. 809 ff.

Gesichtspunkt des Verfassers zu entwickeln, aber ebenso wenig richtig, diesem Gesichtspunkt nicht seine volle Berechtigung widerfahren zu lassen". Er bezeichnete es als ein „hohes Verdienst" des Verfassers, daß er „es mutig unternommen, in den Atomen der Geschichte und der Quellen Gesetze zu suchen" und „auf den inneren quellenden Strom der Entwickelung hingewiesen und ihm seinen Platz gewonnen" habe.

Nach ihrem Stoff, seiner Behandlung und ihrer Wirkung waren wesentlich die beiden ersten Bücher Sybels von einander verschieden; doch lassen wohl schon diese Bemerkungen auch verwandte Züge und namentlich den in beiden hervortretenden Gegensatz des Verfassers gegen romantische Geschichtsauffassung erkennen. Man hat darin eine rationalisierende Tendenz bei ihm gesehen, und richtig verstanden enthält dieses Wort eine Wahrheit; wie sehr sich aber seine Anschauungen von den rationalistischen unhistorischen Ansichten unterschieden, die im vorigen Jahrhundert vorwalteten und noch in unserem weite Kreise des deutschen Bürgertums beherrschten, das bezeugte deutlich die gleichfalls 1844 von ihm veröffentlichte Besprechung des in diesen Kreisen am höchsten gepriesenen historischen Werks, der Schlosserschen Geschichte des 18. Jahrhunderts. Auch Sybel war nicht blind gegen Schlossers Vorzüge; er hatte in seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges anerkennend der „sehr bemerklichen Opposition" Schlossers gegen die Darstellung des Wilhelm von Tyrus gedacht, und als er den zweiten Band der Geschichte des 18. Jahrhunderts kennen lernte, 1841 über ihren Verfasser an seinen Vater geschrieben: „Er hat einen ganz sonderlichen Haß gegen Spekulation, die er Mystik und überschwänglich tauft, und das Leben der Vornehmen, der guten Gesellschaft andererseits; letzterer läßt er kein gutes Haar, und da liegt auf der Hand, wie übel etwa unsere vornehmen Pietisten bei ihm wegkommen. Es ist der Ostfriesländer, wie er leibt und lebt, ein fester solider Menschenverstand, eine feste eckige Kraft, ein Mensch, der das Reelle greiflich in Händen haben will. Aber obgleich alle höhere Gesichtspunkte fehlen, höchst respektabel in seiner Derbheit, Gelehrsamkeit und Geradheit. Zu

Ranke ist er der größte Gegensatz, den man sich denken kann, aber ich wüßte unter den jetzt lebenden Historikern keinen dritten neben ihnen.“ Als aber der dritte Band der Geschichte des 18. Jahrhunderts erschien, glaubte Sybel die Mängel Schlossers besonders hervorheben zu müssen, um der Forderung entgegenzutreten, „Schlosser als Muster der Geschichtsschreibung anzuerkennen oder auch nur seinen Weg als die richtige Straße zur Erkenntnis zu preisen“. Zu diesem Zweck kritisierte er im Einzelnen die Darstellung der englischen Geschichte von 1760 bis 1784. Er rügte zunächst schon den „grämlichen Ton“, der als Zeichen unbestechlichen Urteils mehrfach Schlosser zum Verdienst angerechnet war. „Das historische Urteil, bemerkte Sybel solchen Äußerungen gegenüber, soll gerecht und unerbittlich sein, der Richter soll mit Ernst, aber, weil vor Allen er die positive durch keine Sünde zu vernichtende Seite zu beachten hat, mit Milde und stets ohne Ärger der Spruch erteilen. Mag es in ihm, während er das Unrecht kennen lernt, toben und brausen, man wird das mit Freude am Inhalt des Urteils erkennen; aber dessen beste Kraft und imponirende Ruhe muß verkümmert werden, wenn auch seine Form durch jene Gährung inficiert, wenn es mit Verdrießlichkeit und Leidenschaft hervorgesprudelt wird. Und nun vollends, wenn solche Reizbarkeit als Manier auftritt, wenn sie allmählich die Fähigkeit vernichtet, denselben Eifer wie zum Tadel auch zum Lobe mitzubringen, wenn sie endlich mit deutlichem Selbstgenügen sich in Bekrittelung und Vernichtung zu ergehen lernt. Ich wüßte mir keine lobenswerte Geschichtschreibung zu denken, die nicht mit Ehrfurcht und Liebe an ihren Stoff heranträte, mit der Liebe, womit der Künstler jedes individuelle Leben, weil es ein solches ist, mit der Ehrfurcht, womit die Spekulation es betrachtet, weil es an seinem Teile ein Ewiges und Allgemeines repräsentiert. Aber von beiden Gefühlen weiß ich bei Schlosser nur seltene Spuren zu entdecken.“ Schlossers beste Fähigkeit sah Sybel in der „Kraft, von den verschiedensten Gegenständen sich nicht übermannen zu lassen: er behauptet in Nord und Süd, im Antiken und Modernen, sich selbst und seinen

Maßstab, und da seine Natur ursprünglich eine höchstgesunde ist, mußte dadurch das Entfernteste auf eine überraschende und ergiebige Weise der historischen Betrachtung erschlossen werden. Aber diese Kraft bedarf auch in jedem Augenblick ihrer Ergänzung, ihres Gegengewichts: sie muß von der Fähigkeit begleitet sein, überall sich an den Stoff wegzuschenken, in der Beschauung sich der eigenen Individualität zu entäußern, und so, ehe man ihn beurteilt, den innersten Kern der Dinge sich anzueignen — den Kern, von dem aus sich die organische Verbindung derselben von selbst aufnötigt. Erst aus der Ablösung beider Funktionen entspringt die vollkommene Geschichtschreibung und bei Herrn Schlosser hat die erste sehr früh das Übergewicht, und in diesem Augenblick ausschließliche Berechtigung erhalten. Von einer, im fruchtbaren Sinne, kontemplativen Stimmung ist nun bei ihm keine Rede mehr, von einer Stimmung, die allerdings darauf ausgeht, gegen jedes Objekt feste Stellung zu nehmen, die jedoch als ersten Schritt dazu die reine Freude am Daseienden als solchem betrachtet. Er aber freut sich keiner Kraft, ohne nach ihrer Anwendung, keiner Blüte, ohne nach ihrer Frucht, keines Genies, ohne nach seiner Tendenz zu fragen: er hat moralische Gesinnung, aber keinen ästhetischen Sinn, und diese Unvollkommenheit wird in geistigen Dingen genau so gefährlich wie die umgekehrte". Eingehend legte Sybel dar, wie Schlossers „Eilfertigkeit, an jede Erscheinung eine Kritik in demokratischem Sinne anzuknüpfen", ihn zu einer falschen Darstellung des Verhältnisses zwischen den englischen Adelsparteien und dem englischen Volk und der Triebfedern der Erhebung Amerikas verleitete, wie ungerecht er eben deshalb Gibbon und Johannes Müller, Franklin und Burke beurteilte. Entschieden wies Sybel namentlich Schlossers Angriffe auf die beiden Letzteren zurück: auf Franklin, „diesen Menschen von nüchternen Formen und innerlichster Begeisterung, von raschen Gedanken und unwandelbarem Gefühl, von geschmeidiger Logik und unbestechlichen Grundsätzen", der nur deshalb, weil auch er Diplomat war, „vor Schlossers Augen wenig Gnade fand", und auf Burke, dessen Mängel auch Sybel nicht verkannte, dessen Redlichkeit,

Wärme und Kraft, dessen „volle Hingebung an die großen Interessen seines Landes“ er aber schon hier mit warmen Worten pries.

Begreiflicherweise fanden diese Ausführungen Sybels bei Rankes Schülern und Gesinnungsgenossen lebhafte Zustimmung; ausdrücklich sprach Waitz sie ihm aus[1]), und Eichhorn wurde dadurch in seiner Wertschätzung Sybels so bestärkt, daß dieser jetzt zum außerordentlichen Professor befördert wurde. Von der Bonner philosophischen Fakultät war ein sehr günstiges Urteil über Sybels „ausgezeichnete Kenntnisse, viele Fähigkeiten und echten wissenschaftlichen Sinn“ gefällt und die geringe Frequenz seiner Vorlesungen nur aus der Fülle historischer Vorträge in Bonn erklärt; eben deshalb aber hatte die Fakultät Bedenken gegen eine Beförderung Sybels in Bonn und ihn zu einer Anstellung an einer anderen Universität empfohlen. Sybel aber hatte gerade damals für seine Studien über rheinische Geschichte sich um Benutzung der Archive in Koblenz, Düsseldorf und Köln bemüht, und so war es für ihn doppelt erfreulich, daß er trotz der vom Minister noch im Februar geäußerten Bedenken nun am 29. April 1844 doch zum außerordentlichen Professor „vorläufig bei der Bonner philosophischen Fakultät“ ernannt wurde, um ihn „mittelst dieser Beförderung dem preußischen Staatsdienst zu erhalten und ihn in den Stand zu setzen, sich mit um so größerem Erfolg der Bearbeitung der Geschichte der Rheinprovinz widmen zu können“.

Besonders erwünscht war diese Anerkennung seiner Leistungen Sybel auch deshalb, weil er schon als Privatdozent sich eine eigene Familie begründet hatte. In seinem letzten großen historischen Werk hat er des Darmstädtischen Ministerialrats Eckhardt[2]) gedacht, der zusammen mit seinem Chef du Thil mit Eifer und Erfolg für das Wohl des Großherzogtums thätig

[1]) In seinem Brief vom 16. Januar 1845.

[2]) S. Begründung des deutschen Reichs 1, 89. Eingehend schilderte E.'s Thätigkeit Fink im Gewerbeblatt f. d. Großherz Hessen 1867 n. 2; seine Schriften verzeichnet Seibertz, Westfälische Beiträge zur deutschen Geschichte 1, 146 ff. 412.

war; den tiefsten Eindruck machte die weibliche Feinheit und Anmut seiner Tochter Caroline auf Sybels kräftige männliche Natur, als er im Winter 1839 auf 1840 auf der Darmstädter Bibliothek arbeitete. Eine direkte Frage über die Zukunft wagte freilich damals der Zweiundzwanzigjährige nicht zu stellen; aber nach Vollendung seines ersten Dozentensemesters trieb es ihn wieder nach Darmstadt, und noch im März 1841 konnte er den Seinen melden, „statt der Gedanken habe er die süßeste beste Wirklichkeit“, am 24. habe er sich verlobt. Ein schwerer schmerzlicher Verlust, den sie gleich im Beginn ihres Brautstandes erlitten, führte die Verlobten noch inniger zusammen. Auf das treueste hatte die Braut in den letzten Monaten ihre schwer erkrankte Mutter gepflegt; das Glück der Tochter begründet zu sehen, war deren letzte Lebensfreude; bei dem Tode der Mutter seine Braut zu trösten und zu stützen wurde des Bräutigams erste Aufgabe. Wie er sich durch sie gehoben fühlte, sprach er in warmen Worten seinen Eltern aus; herzlich erfreuten auch sie sich an dem reichen Glück, das dem jungen Paar nach der im September gefeierten Hochzeit im eigenen Heim erblühte. An ihm nahmen warmen Anteil auch Sybels gleichalterige Bonner Freunde: neben Windscheid, der ebenfalls an der rheinischen Universität sich habilitiert hatte, besonders der klassische Philologe und feinsinnige Kunstkenner Friedrich Heimsoeth, bei dem Sybel namentlich auch beste Förderung seiner musikalischen Interessen fand. Zusammen mit einem alten medizinischen Studienfreund Dr. Claus, der bis in sein Alter auch Sybels ärztlicher Ratgeber blieb, bildeten die drei jungen rheinischen Dozenten ein eng verbundenes „Kleeblatt“; gern gesellten sie sich aber auch mit anderen Kollegen in angeregtem Verkehr. Im Winter versammelten sie sich jeden Sonnabend in dem kleinen Gasthof zum Schwan, dem die hier gehaltenen Vorträge und Zusammenkünfte einen Namen im geistigen und geselligen Leben der Universität verschafften. Wie freudig ihnen hier am Rhein das Leben einging, hat Sybel selbst erzählt: „In Bonn hauste damals ein sehr rühriger Kreis junger Dozenten; wir hielten nicht bloß bei den Büchern zusammen,

sondern führten auch ein lustiges Leben, stifteten einen Schwanenorden, so genannt nach dem Wirtshaus, wo er tagte, veranstalteten Konzerte, Bälle, Landpartieen und genossen eines guten Ansehens in der Gesellschaft." Und an ein Mitglied dieses Kreises, an Ludwig Urlichs, schrieb der fast Siebzigjährige[1]) beinahe ein halbes Jahrhundert später in lebhafter Erinnerung „an unsere guten Privatdozentenjahre": „Jetzt sind wir Geheime und Ober-Geheime, haben litterarische Position, Wirksamkeit, Einfluß, kurz alles, was wir uns früher wünschten. Aber — das Vergnügen am Dasein, die Freude, am Morgen wieder erwacht zu sein, der Jubel, mit dem es an neue Aufgaben ging, wohin ist das gekommen? Jetzt freuen wir uns des Angedenkens an das, was wir einmal hatten, und soweit wir noch leben, des Zusammengehörens, zu dem uns eine schöne Jugend verbunden hat."

Außer den Genannten hebt Sybel bei seinen spätern kurzen Bemerkungen über seine Bonner Dozentenjahre unter seinen Freunden namentlich noch den Orientalisten Johannes Gildemeister hervor, der fünf Jahre älter als er, kurz vor ihm sich in Bonn habilitiert hatte und ebenfalls 1844 hier zum außerordentlichen Professor ernannt wurde; ihre Gelehrsamkeit und ihren kritischen Scharfsinn bethätigten noch im Jahre ihrer Ernennung beide junge Professoren in einer gemeinsamen Arbeit, zu der sie sich durch die damals in Trier veranstaltete Ausstellung des heiligen Rockes getrieben fühlten. Als nicht nur Tausende aus allen Ständen nach Trier pilgerten, sondern der dortige Seminarprofessor Marx in einer vom Bischof approbierten Schrift „auch für den vernünftigen Standpunkt die Echtheit des Trierer Rocks zu erhärten" versuchte, da erklärte Gildemeister, bei solchen Vorgängen im Rheinland dürfe die rheinische Universität nicht schweigen. Sybel gesellte sich ihm in der Arbeit zu; während sein Freund die einschlägigen archäologischen Fragen erörterte,

[1]) Am 26. April 1886. Vgl. über die Schwanen-Gesellschaft auch den Nekrolog von Hertz auf Urlichs im Jahrg. 1890 der 2. Abteil. der Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik S. 618. f. u. A. Springer, Erinnerungen aus meinem Leben S. 206.

stellte er durch kritische Prüfung der Trierer Geschichtsquellen fest, wie spät erst die Legende aufgekommen sei, auf welche die Verteidiger der Echtheit sich stützten. An wie vielen anderen Orten man noch behauptete, das Kleid des Heilandes zu besitzen, wurde in den letzten Abschnitten der Schrift nachgewiesen, in welcher die beiden Bonner Professoren im November 1844 das Ergebnis ihrer Untersuchungen „über den heiligen Rock zu Trier und die 20 anderen heiligen ungenähten Röcke“ veröffentlichten. In eingehenden Besprechungen rühmten O. Fock und R. Wilmans[1]) die hier von ihnen bewährte umfassende Gelehrsamkeit, ihren durchdringenden Scharfsinn, die „feine dem Gegner bis in die geheimsten Winkel seines Verstecks nachgehende Kritik“ und die klare und einleuchtende Darstellung. Waitz, der mit der handschriftlichen Überlieferung der Gesta Trevirorum sich beschäftigt und den deshalb Sybel um Auskunft gebeten hatte, schrieb diesem, er halte die Arbeit für ein „Muster scharfer Kritik, wie sie auf dem Gebiete kirchlicher Altertümer jetzt und zu lange nicht erschienen ist, und auch den historischen Studien, welche schon vertrauter mit solcher Behandlung sind, wird sie immer eine höchst willkommene und bedeutsame sein“. „Ich weiß nicht gewiß,“ fügte er hinzu, „ob Sie mit Ihrem Mitarbeiter und mir derselben Kirche angehören, und ich rechne es dem Buche nicht zum geringsten Lobe an, daß dasselbe das nicht erkennen läßt; doch wenigstens in dem Abscheu gegen diesen Katholizismus sind wir einig.“

Nachdrücklich hatten Sybel und Gildemeister betont, daß es sich bei den von ihnen besprochenen Fragen nicht um einen Glaubensartikel der katholischen Kirche handle, und auf Äußerungen katholischer Geistlicher hingewiesen, die schon im Mittelalter gegen Fälschung von Reliquien eiferten; sie täuschten sich nicht darüber, daß es nicht an Angriffen von seiten der Ultramontanen fehlen würde, welche es für zweckmäßig hielten, die

---

[1]) Daß von ihm der Rw. unterzeichnete Artikel in Schmidts Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft 3, 170 ff. verfaßt war, schrieb ihr Herausgeber am 22. Febr. 1845 an Sybel. Focks Besprechung s. in der Hallischen Allg. Lit.-Ztg. vom Mai 1845 n. 107 ff. Sp. 849 ff.



Meinungen und Interessen ihrer Partei für identisch mit denen des Katholizismus zu erklären[1]). In ihrem Hauptorgan war die Wallfahrt nach Trier als der Triumph der siegenden, wie die Kölner Sache als der Sieg der streitenden Kirche bezeichnet worden; ihre Agitatoren waren deshalb erbittert, als die Schrift, welche die Unechtheit der gefeierten Reliquie klar nachwies, großen Anklang in weiten Kreisen fand, als nach der ersten in 3000 Exemplaren verbreiteten Auflage noch 1844 eine zweite und schon im folgenden Jahr eine dritte veröffentlicht wurde, und griffen heftig die „kritischen Schneider" an, wie schon auf dem Titel einer Broschüre die Bonner Professoren benannt wurden. Schlagfertig aber wiesen die Angegriffenen in drei Heften, die sie 1845 als zweiten Teil ihrer Arbeit erscheinen ließen, „die Advokaten des Trierer Rocks zur Ruhe". Und auch bei anderen Angriffen waren ihre Gegner wenig glücklich. Im rheinischen Provinzial-Landtag versuchte ein ritterschaftlicher Abgeordneter die „unglaubliche Kurzsichtigkeit und lächerliche Anmaßung der zwei jungen Leute" zu geißeln, „deren Existenz man erst durch diese Lächerlichkeit erfahren hat"; aber seine Ausführungen mußten Bedenken besonders bei seinen Gesinnungsgenossen erregen, da er es selbst hier zweifelhaft ließ, ob Jesus „den Rock getragen oder nicht getragen" habe, und als

[1]) Wie sehr in Wahrheit von den Erklärungen der offiziellen Vertreter der katholischen Kirche die Äußerungen der ultramontanen Partei abwichen und welche Gefahren drohten, wenn diese Partei den Sieg erlangte, hob Sybel auch in dem zweiten der Prospekte hervor, die er zu den im Verlag seines Düsseldorfer Freundes und Verlegers Buddeus erschienenen Lithographieen der Lessing'schen Huß-Bilder abfaßte. Was diese Prospekte bezweckten, sprach er in dem ersten 1845 gedruckten aus. „Der beste Ruhm des Historienmalers ist es, allgemeine Interessen, die auch in der Brust des Beschauers lebendigen Pulsschlag haben, in dem Bilde vergangener Zeiten der Gegenwart anschaulich zu machen. Diesem nicht eben verbreiteten Bewußtsein verdankt Lessing vornehmlich seine hervorragende Stellung unter den Künstlern unserer Tage; um so mehr hat es der Mühe wert geschienen, die faktische Treue und den inneren Gehalt seiner Darstellung durch einige geschichtliche Bemerkungen zu erläutern, die unmittelbar aus authentischen Quellen und Aktenstücken geschöpft sind."

er persönlich seinem Kollegen im Landtag, dem Vater Sybels erklärte, er sei auch Vater, würde aber ganz so auch gegen seinen eigenen Sohn sich aussprechen, wurde er begreiflicher Weise mit scharfen Worten zurückgewiesen. Ebenso trat, als in einer Gesellschaft von Bonner Bürgern, Professoren und Studenten ein gegen Sybel gerichtetes Gedicht verbreitet werden sollte, der hier anwesende Welcker kräftig diesem Angriff entgegen. Und als ein Fackelzug, der dem Bischof von Trier bei seiner Anwesenheit in Bonn gebracht wurde, der klerikalen Presse Anlaß zu neuen falschen Behauptungen über die an der Universität gegen Gildemeister und Sybel herrschende Stimmung bot, fühlten sich dadurch mehr als 200 Studenten, darunter eine bedeutende Zahl Katholiken, getrieben, ihnen in einer Adresse auszusprechen, wie dankbar sie ihnen für ihre Vertretung freier Wissenschaft und wie einmütig sie entschlossen seien, dem von ihnen erhobenen Banner freier Forschung zu folgen[1]).

Daß sie der Wahrheit mit ihrer Arbeit dienten, wurde, wie von der studierenden Jugend auch von den untereinander so verschiedenen Mitgliedern der preußischen Unterrichtsverwaltung anerkannt. Nicht nur der alte Pfleger und Förderer freier wissenschaftlicher Forschung Johannes Schulze[2]), sondern auch Eichhorn und Eilers und der damalige Bonner Kurator Bethmann Hollweg, welche mit Bedauern auf die konfessionellen Reibungen bei diesem litterarischen Streit blickten, dankten ihnen für

---

[1]) Der Wortführer der Deputation, welche die Adresse überreichte, war Albrecht Weber; neben ihm hatte sich um sie namentlich Leopold Schmidt bemüht.

[2]) In seinem Schreiben vom 28. Dez. 1844, in dem er anerkannte, daß Gildemeister und Sybel „die Sache gründlich angegriffen“ und die Blößen der Gegner „nach strenger Wahrheit aufgedeckt“ hätten, äußerte er, trotzdem könnten sie wohl noch erleben, daß man den heiligen Rock wieder ausstelle, und bekanntlich hat Sybel in der That diese Prophezeiung in Erfüllung gehen sehen; auch die neue Prüfung seiner Untersuchungen, die bei diesem Anlaß vorgenommen wurde, bestätigte aber nur ihr Gesamtergebnis; vgl. die 1892 veröffentlichte Schrift von G. Kaufmann, Die Legende vom heiligen ungenähten Rock in Trier und das Verbot der vierten Lateransynode.

die Haltung, die sie in ihm beobachtet hatten[1]). Mehrfach ist erzählt worden[2]), gerade diese ihre Schrift hätte ihnen auch die Gunst des damaligen Regenten von Hessen, des auch der römischen Kirche gegenüber auf die Wahrung der eigenen Macht besonders bedachten Kurprinzen verschafft und so ihre Berufung an die hessische Landesuniversität veranlaßt; diese Erzählung hat aber Sybel selbst als durchaus irrig bezeichnet. Mag vielleicht in Marburger Universitätskreisen der Wunsch, die beiden Bonner zu gewinnen, auch durch diese ihre Schrift verstärkt sein, so befürchteten doch Vertreter dieses Plans, ihn nicht durchführen zu können, wenn der Kurprinz von diesem Streit etwas erfahre. Denn durch Metternich war er gründlich gegen die Deutschkatholiken eingenommen, und so wenig auch mit deren Anschauungen und Agitationen Gildemeister und Sybel übereinstimmten, so besorgte man doch im Kasseler Ministerium, daß ihre Arbeit dazu benutzt werden könnte, sie als deren Gesinnungsgenossen zu verdächtigen; deshalb wurden die Kasseler Buchhändler angewiesen, die Schrift über den heiligen Rock zu sekretieren. Ohne von ihr zu wissen, stimmte der Kurprinz der Berufung ihrer Verfasser zu. Und wie sehr auch Sybel an dem preußischen Staat und der rheinischen Heimat hing, so konnte er doch die ihm angebotene Thätigkeit als Ordinarius nicht ablehnen, da er in Bonn noch immer unbesoldeter Extraordinarius und auch in Zukunft ohne Aussicht auf größere akademische Wirksamkeit war; so zog er im Herbst 1845 vom Rhein an die Lahn.

1) „Ich verkenne", schrieb Eichhorn am 15. Mai 1845, „den Gesichtspunkt nicht, von welchem dieser litterarische Streit zu betrachten ist, und wenn ich es auch bedauern muß, daß derselbe zugleich die konfessionellen Sympathien und Antipathien berührt, so kann ich doch dem Grundsatze, daß der Wahrheit nichts vergeben werden dürfe, nur beipflichten."

2) So u. a. auch in dem 1860 in Leipzig veröffentlichten biographischen Lexikon, der ersten Serie der „Männer der Zeit", wo Sp. 226 ff. der älteste mir bekannte biographische Aufsatz über S. abgedruckt ist; nach Sybels eigener Mitteilung schilderte des hessischen Kurprinzen Verhältnis zu der Berufung Treitschke, Deutsche Geschichte 5, 664.

III. Marburg 1845—1856.

Bekannt ist die anmutige Schilderung von Marburg, durch die Jakob Grimm seinem alten Lehrer Savigny ins Gedächtnis rief, wie erquicklich für sie ihr dortiger gemeinsamer Aufenthalt in ihrer Jugend gewesen war. Ähnliche Eindrücke, die Sybels von der neuen Heimat empfingen, spiegelt ein Brief ihrer Freundin Marianne Immermann wieder, die im Sommer 1846 einige Wochen bei ihnen in Marburg verlebte. „Da ist man", schrieb sie, „in vieler Beziehung noch in der Kindheit, besonders bewegt sich das gesellige Leben in Formen, vor denen man sich hier am Rhein entsetzen würde, die aber dennoch viel Gemütliches und darum mir Ansprechendes haben. Freilich mögen sie sich im Winter und in den unschönen Räumen der alten winkligen Häuser weniger gut ausnehmen, als während der Sommer sich in der überaus lieblichen Gegend erging und einen reizenden Rahmen um alles zog". Treffend hob die Schreiberin hervor, warum die Marburger Umgebung besonders anziehend sei. „Sie stellt sich nirgend in prätentiöse Ferne und verlangt Anstrengungen für den Umgang mit ihr. Nein, in jedes Fenster schaut sie vertraulich herein wie ein Freundesgesicht, und wo man den Fuß aus der Thür setzt, tritt sie in immer neuen Ansichten dem Auge entgegen. Einen besonderen Schmuck erhält sie überdies durch die schöne Kirche, die man von allen Seiten in neuen Umgebungen wiederfindet." Recht wie ein Freundesgesicht sah die Natur namentlich in die Fenster des alten Professorenhauses, das Sybel sich hier schon 1846 erwarb, aus dem der Blick in das weite grüne Lahnthal hinüber zum Frauenberg damals noch nicht durch moderne Bauten gestört war. So wurde „das kleine, alte Bergstädtchen, von der Elisabethkirche geschmückt, von dem alten Schloß gekrönt, auf allen Seiten von Waldhängen und Wiesengründen berührt", wie Sybel selbst gesagt hat, auch ihm und seiner Frau „bald ein wertes Heim". Nicht nur die „wunderschöne" Gegend, sondern auch die Menschen fand Sybel in Marburg zu rühmen, „die einfache, geistig belebte Gesellig-

keit", die Anregungen, die auch seinen Studien bedeutende und geistreiche Kollegen boten. „Die Studenten waren schwach an Zahl (nur etwas über 200), aber fleißig und lebensfrisch und gesittet". Mehr als in Bonn widmete er hier der Beschäftigung mit ihnen seine Kraft; wie er es that, zeigt anschaulich eine uns freundlich mitgeteilte Schilderung eines seiner ältesten Schüler.

„Sybel war erst 29 Jahre alt", schreibt Max Büdinger, „als ich ihn im April 1847 in seinem Arbeitszimmer zur Meldung für seine Kollegien begrüßte. Bleich und hager schien er mir viel älter zu sein; übrigens war er damals schon seit drei Semestern Ordinarius und daher mit etwas bejahrterem Aussehen für die hessische Studentenschaft erwünschter. Wie ich ihm meine Neigung für historische Studien bekannte, setzte er mir eingehend den Unterschied zwischen Quellen und Hilfsmitteln auseinander. Bewundernd und ergriffen hörte ich ihn an, wie er von der Frühlingssonne beleuchtet dastand. Er mochte meine innere Bewegung erkennen; denn plötzlich ließ er Ratschläge folgen, wie man sich historischen Studien nicht ununterbrochen hingeben dürfe; er selbst habe sich unter Rankes Leitung munter erhalten, indem er viel Musik und Chemie betrieb. So bin ich sein Schüler geworden und habe mich in drei Semestern mit seinen historischen Anschauungen vertraut gemacht; er seinerseits äußerte im Sommer 1874 meiner Frau gegenüber, er habe an mir ‚rasieren gelernt'. Das erste Kolleg des Sommers 1847 war über deutsche Geschichte von 1815—1830 mit liberaler Tendenz, aber thatsächlich konservativer und speziell preußischer Gesinnung, vor fünf, zuweilen vier Studenten in dem erwähnten Arbeitszimmer. An das Kolleg schloß sich ein Gespräch."

Nicht hier zuerst hat Sybel neue Geschichte vorgetragen; wie erwähnt, hatte er sie schon in der ersten Privatvorlesung, die er in Bonn hielt, behandelt. Schon damals hatte er das Bedenken zurückgewiesen, daß „wir ihr noch zu nahe ständen, um ein unbefangenes richtiges Urteil zu haben. Die historische Betrachtung, erklärte er, gewinnt sowohl ihre Ruhe als ihre

Übersicht nicht durch größere Nähe oder Ferne. Unparteilichkeit im rechten Sinne, die das Gegenteil von Gleichgültigkeit ist, ist nur zu erreichen durch die rechte Erkenntnis, durch die Erkenntnis des Wesentlichen, Gesetzmäßigen, Innerlichsten, durch die Erkenntnis, die durch alle bunte Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinungen hindurch die festen Gesetze des ganzen menschlichen Daseins wahrnimmt". Wer von der Einheit der Geschichte überzeugt „mit einem zugleich weiten und redlichen Sinn nach den Gesetzen ihrer Entwicklung" forsche, dem, vertraute Sybel, würden sie auch in der neuen Geschichte sich nicht verbergen. Auch literarische Proben von seinen Studien über sie hatte er schon in Bonn namentlich in seiner Rezension Schlossers gegeben; viel mehr aber wandte er sich solchen nun in Marburg zu. Freilich beschäftigte er sich auch hier in Vorlesungen und literarischen Arbeiten mit früheren Jahrhunderten: siegreich bekämpfte er die von Jakob Grimm aufgestellte Hypothese über die Identität der Goten und Geten; neu entdeckten altfranzösischen Gedichten entnahm er neue Beweise für seine Ansicht über den Ursprung und Charakter der Sagen von dem ersten Kreuzzug; vor allem aber faßte er den Gedanken „die Entstehung des deutschen Königtums gleichsam rückwärts fortzusetzen durch eine Darstellung des inneren Verfalls des römischen Kaiserreichs. Ich griff zunächst nebeneinander die ökonomische und religiöse Seite an, machte mich heimisch in den Scriptores de re rustica und im Codex Theodosianus mit Gothofreds Kommentar; auf der anderen Seite trieb ich Evangelienkritik, studierte Urchristentum und excerpierte die Kirchenväter von Justin bis Augustin." Daß er nicht dazu kam, das Buch zu vollenden, von dem er einzelne Kapitel schon auszuarbeiten begonnen hatte, bedauerte er später nicht, da die großen Inschriftenfunde der nächsten Jahrzehnte es bald antiquiert hätten; doch hielt er die Lösung der Aufgabe auch jetzt noch für sehr wünschenswert, „ja eigentlich unerläßlich, um festen Boden in der Geschichte des Mittelalters zu gewinnen". Sie fesselte ihn mehr als seine früheren Arbeiten über rheinische Geschichte; zu ihnen hatte, wie er schon im Januar 1846 an Waitz schrieb, nicht bloß „die Ortsverän-

derung den Trieb bedeutend geschwächt. Die poetische Freude am Detail als solchem, wie sie z. B. bei Jakob Grimm kulminiert, ist bei mir nur relativ vorhanden; nur wo ich das Detail auf ein Allgemeines, das Besondere, Konkrete auf eine innere Einheit der Entwickelung beziehen kann". Dazu aber fand er in der rheinischen Geschichte weniger Gelegenheit als bei den Studien über die römische Kaiserzeit und den neben ihnen mit immer größerem Eifer von ihm betriebenen über neue Geschichte. Daß er Zeit und Kraft jetzt vor allem der Beschäftigung mit ihr, mit modernem Staatsrecht und Politik widmete, dazu aber bestimmte ihn besonders die mächtige Bewegung, welche das Volk der Denker und Dichter damals in das Zeitalter seines politischen Handelns hinüberführte. Mit wie gutem Rechte Sybel mehr als einmal den engen Zusammenhang der Geschichtsschreibung mit der politischen Entwicklung betont hat, dafür liefert eine Betrachtung seines eigenen Lebens gerade von dieser Zeit an einen besonders bedeutsamen Beleg.

Er selbst hat geschildert, wie durch die große nationale Bewegung am Anfang unseres Jahrhunderts die moderne deutsche Geschichtswissenschaft ins Leben gerufen und wie sie weiter durch die Gestaltungen und Verwandlungen des Staatslebens beeinflußt wurde[1]. Für Rankes persönliche Eigentümlichkeit, aber zugleich auch für die politisch stille letzte Zeit Friedrich Wilhelms III. ist die Art bezeichnend, in der in den Jahren, da Sybel in Berlin studierte, sein großer Lehrer den Unterschied zwischen Politik und Historie darlegte; gerade in diesen Jahren wurden jedoch bereits hervorragende Vertreter deutscher Geschichtswissenschaft durch die Gewaltstreiche des Königs Ernst August von Hannover zum Eingreifen in die Politik gedrängt, und noch mehr wirkte auch auf die historische Literatur im folgenden Jahrzehnt die immer mehr anschwellende politische Bewegung, die das Thun und Lassen des Nachfolgers Friedrich Wilhelms III. auch in Preußen entfachte. Schon 1838 hatte

[1]) S. seine Reden über den Stand der neueren deutschen Geschichtsschreibung, drei Bonner Historiker und Ranke (n 51. 126. 206).



in einer gelehrten historischen Arbeit Dahlmann das Bekenntnis abgelegt, daß am Ende die Vergangenheit der Gegenwart und die Schrift dem Leben angehöre; in diesem Sinne hielt und veröffentlichte er im folgenden Jahrzehnt seine Vorlesungen über die englische und französische Revolution, die nach seinen eigenen Worten „ein besonnenes politisches Urteil fördern und für die notwendigen Kämpfe der Zeit den Entschluß kräftigen" sollten. Und zu der hier von ihm vertretenen Gesinnung bekannten sich in historischen und publizistischen Arbeiten die bedeutendsten untereinander sehr verschiedenartigen Historiker einer jüngeren Generation: wie die Schlosserschen Schüler, die Süddeutschen Gervinus und Häusser und die Norddeutschen Droysen, Duncker und Waitz, so nun auch der Rheinländer Sybel. Schon nach unseren bisherigen Betrachtungen erscheint es begreiflich, daß er mit den Genannten in den Forderungen eines gemäßigten Liberalismus zusammenstimmte, aber ebenso auch, daß er sich in der Art, wie er sie begründete und vertrat, von ihnen allen und namentlich von Gervinus bestimmt unterschied [1]).

Für die Wissenschaft und das staatliche Leben der Nation wünschte auch er eine engere Verbindung beider; in einer akademischen Festrede, die er 1847 über das Verhältnis unserer Universitäten zum öffentlichen Leben hielt, forderte er, daß sich die deutschen Hochschulen „wie zur Zeit der Befreiungskriege in die Farbe der Gegenwart kleideten", proklamirte er als „die wahre akademische Politik, jedes Studium mit der Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu durchdringen und in jedem Fache den Wert desselben für die gegenwärtigen Nationalinteressen im Auge zu behalten". Von diesem Standpunkte aus

[1]) Sein Unterschied von Dahlmann trat Büdinger besonders in einem Kolleg Sybels über Politik entgegen; bei seinen Erörterungen über Burke wies dieser selbst auf Dahlmanns und Droysens abweichende Urteile hin; für sein und Häussers Verhältnis zu einander ist es lehrreich mit Sybels scharfer Kritik der Schlosserschen Geschichte des 18. Jahrhunderts die anerkennende Besprechung zu vergleichen, die diesem Werk seines Lehrers Häusser (in seinen Ges. Schriften 1, 94 ff.) gewidmet hat.



hatte er schon ein Jahr zuvor bei gleicher Gelegenheit geäußert: „Die Strebungen der Gegenwart sollen sich orientieren und geistig begründen durch den Hinblick auf die zurückgelegten Stufen. Der Historiker seinerseits kann nur in einem lebendigen Rapport mit dem heutigen Tage die sittliche Wärme gewinnen, aus welcher der Vergangenheit ein neues, künstlerisches Dasein erblühen soll. Beide verfehlen ihr Ziel, wenn sie sich dieser Verbindung entschlagen." Damit begründete er, daß er seine Betrachtungen an eines der wichtigsten Ereignisse der jüngsten Vergangenheit anknüpfte, an die kurz zuvor vollzogene Spaltung der englischen Tories; um ihre Bedeutung in helles Licht zu setzen, hob er nachdrücklich den prinzipiellen Unterschied zwischen der englischen Revolution von 1688 und der französischen des 18. Jahrhunderts, zwischen französischer und englischer Verfassung und Verwaltung hervor. Deutlich zeigten diese Erörterungen, daß seine politischen Stimmungen und Anschauungen von denen seiner konservativen Lehrer sich unterschieden, aber ebenso, daß er von ihnen den Gegensatz zu den Ideen der französischen Revolution überkommen hatte und weiter bildete. Den auch in Deutschland so weit verbreiteten französischen radikalen Gedanken gegenüber berief er sich ausdrücklich auf Niebuhrs Bekenntnis von der Freiheit; in dieser historisch politischen Richtung, in seiner Abneigung gegen radikalen Doktrinarismus bestärkte ihn, daß er eifrig sich in die eben jetzt veröffentlichten Briefe von Burke vertiefte, den er, wie wir sahen, schon früher gegen Schlossers Angriffe verteidigt hatte. In scharfem Gegensatz zu der Darstellung, welche die Fortsetzung der Geschichte des 18. Jahrhunderts von der Haltung der maßgebenden englischen Politiker gegenüber der französischen Revolution gebracht hatte, entwickelte Sybel, mit welcher Folgerichtigkeit Burke die 1789 in Frankreich proklamierten Ideen von den Menschenrechten und der Volkssouveränität und ihre Einwirkung auf England bekämpfte und zugleich für Reformen in Irland arbeitete. Den Anklang, den eine auf so oberflächliche Kenntnis gegründete schiefe Beurteilung dieser Verhältnisse wie die Schlossers im deutschen Mittelstand fand, erklärte er daraus,

daß von politischem Handeln ausgeschlossene Kreise leicht „an bloßen Schmähungen der Regierung sich ergötzen; werden sie zum Thun berufen, so begehren sie von der geschichtlichen Lektüre nicht mehr Skandal, sondern Unterricht und werden dann bald finden, daß in Schlossers neuen Büchern nur ein kleiner Teil historischer Wahrheit und ein noch geringerer politischer Belehrung anzutreffen ist". So erschien ihm als das wichtigste Heilmittel gegen den Einfluß „einer quasi geschichtlichen Litteratur die naturgemäße Ausbildung unserer praktischen Zustände".

In welcher Richtung er die praktischen Zustände geändert zu sehen wünschte, legte er in seiner ebenfalls 1847 veröffentlichten Schilderung der politischen Parteien im Rheinlande dar; deutlich tritt hier der Einfluß hervor, den auf seine politischen Anschauungen zugleich seine historischen Studien und die Verhältnisse seiner Heimat übten. Mit den Führern des rheinischen liberalen Bürgertums stand, wie sein Vater, er selbst in nahen persönlichen Beziehungen; mit welchem Rechte sie konstitutionelle Einrichtungen in Preußen forderten, das suchte er hier durch eine tief eindringende Würdigung der Gegensätze der Vergangenheit und Gegenwart zu beweisen. Scharf hob er das Zeitwidrige und Gefährliche der ultramontanen und feudalen Anschauungen hervor; nachdrücklich vertrat er eine der modernen wirtschaftlichen und geistigen Entwickelung entsprechende Verbindung des konstitutionellen Königtums mit dem auf Kapitalbesitz und Industrie beruhenden Bürgertum, „eine freie und gegenseitige Anerkennung der monarchischen und parlamentarischen Gewalt, welche durch die gleichartige Natur ihrer Inhaber möglich und zugleich in der formellen Organisation der Verfassung ausgeprägt sein muß", „Einschränkung der Kirche auf das Gebiet des religiösen Glaubens und Autonomie der Politik in allen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft".

Seine Schrift war bereits gedruckt, als der preußische König im Februar 1847 die Berufung des vereinigten Landtags verfügte; „kein wichtigeres und wohlthätigeres Ereignis, erklärte Sybel, habe Deutschland seit den Befreiungskriegen gesehen",

wenn „der hiermit gepflanzten Saat ein freies Aufgehen gestattet“ werde. Denn freilich nur eine Möglichkeit für die Erreichung des Ziels schien ihm durch das Patent vom 3. Februar eröffnet zu sein, da das Gesetz sich in unentschiedener Stellung zwischen dem repräsentativen und feudalständischem Systeme halte; eben deshalb kritisierte er scharf die von Radowitz, den er als den geistigen Urheber des Gesetzes betrachtete[1], in seinen Gesprächen über Staat und Kirche entwickelten Gedanken und wies auf ihre verhängnisvolle Verwandtschaft mit denen der Ultramontanen hin. Doch hoffte er, daß bei der Unanwendbarkeit dieser Lehren auf unsere Zustände die weitere Entwickelung den preußischen Staat immer mehr von den feudalen Tendenzen ablenken werde, nachdem einmal der feudalen Zerstückelungspolitik mit volkstümlichen Mitteln entgegengetreten, eine parlamentarische Versammlung zur Pflege des Staatsganzen bestellt sei. So folgte auch er ihren Verhandlungen mit lebhaftem Interesse; gerade mit Rücksicht auf sie besprach er im Sommer 1847 in der Kölnischen Zeitung[2] die kurz zuvor von

---

[1] Ausdrücklich bemerkte ihm Eichhorn, als er Sybel für die Übersendung seiner Schrift dankte, dies sei „ein Irrtum, den ich um so mehr bedauere, als dadurch in den Augen eines großen Teils des Publikums leicht ein falsches Licht auf das Patent geworfen werden könnte. Das Gesetz ist aus dem bewährten Grundsatz hervorgegangen, daß jede gesunde und ersprießliche soziale Entwicklung an die historisch gegebenen, zu Recht bestehenden und lebendigen Verhältnisse und Zustände anknüpfen muß“. In demselben Briefe vom 29. März 1847 äußerte Eichhorn, er habe bei der Lektüre von Sybels Schrift „abermals die Erfahrung gemacht, wie schwer es ist, Zustände und Parteien der Gegenwart richtig zu schildern. Es ist aber für den Geschichtsschreiber, der es mit der historischen Wahrheit redlich und gewissenhaft meint, nichts bildender, als wenn er aus der Vergleichung früherer Urteile mit späteren und gereifteren die Quellen minder richtiger Auffassungen in sich selbst kennen lernt. Der verewigte Niebuhr ist auf diesem Weg groß geworden. Ich würde mich dieser Bemerkung enthalten haben, wenn ich Ew. Hochwohlgeb. Gesinnung, Talenten und Kenntnissen nicht besondere wohlwollende Aufmerksamkeit widmete“.

[2] Daß außer den oben benutzten in unserem Verzeichnis unter n. 29. 32. 33. 34. u. 36 aufgeführten Schriften Sybels von ihm auch diese in der Kölnischen Zeitung vom 20. Juli 1847 abgedruckte Besprechung von Arndts

Arndt veröffentlichten Briefe Steins und seiner Gesinnungsgenossen, um dadurch den hohen Wert der Solidarität zwischen Volk und Krone anschaulich zu machen, wie sie unter dem Einfluß dieser Männer in der Zeit der Befreiungskriege vertreten war.

Bekannt ist, welchen Anstoß damals der junge Bismarck erregte und welcher Beifall ihm später deshalb gezollt ist, weil er den liberalen Rednern gegenüber, die aus dem Streben des preußischen Volkes nach freien Staatsformen seine Erhebung von 1813 ableiten wollten, für deren einzige Triebfeder den Haß gegen die Fremdherrschaft erklärte; in bezeichnendem Gegensatz zu beiden Anschauungen wandte sich Sybel gegen eine „solche Begriffsspaltung, die in jenen gährenden, leidenden, begeisterten und siegenden Jahren nicht hätte entstehen können". „Da wurde freilich kein Reformplan laut, bei dem nicht der Kampf gegen Frankreich der erste Zweck gewesen wäre; aber da drängten auch alle Gedanken zum Kampfe nicht bloß um der kriegerischen Ehre willen, sondern weil man hinter dem Siege eine neue und glänzende Zukunft des Vaterlandes erblickte. Wir wollen gern auch der anderen Seite gerecht werden: so falsch wie jene Abstraktion des Herrn v. Bismarck ist, so hinterdrein erfunden ist eine andere bei manchen Liberalen gebräuchliche: das Volk sei gegen Napoleon aufgestanden, als die Fürsten ihm die innere Freiheit als Siegespreis versprachen." „Den politischen Wert der Zeit von 1807—1813" sah Sybel „vornehmlich in dem alle Teile der Nation vom Throne abwärts bis zum Bauer durchdringenden Bewußtsein, daß wahre Stärkung der Volksfreiheit den wahren Wert der Souveränität nur erhöhen könne, und umgekehrt, während vorher und nachher in offenem Kontraste Regierung und Regierte sich wie zwei Konkurrenten auseinandersetzen, von denen der eine genau um so viel reicher, wie der andere ärmer wird." Dagegen, führte Sybel aus, wollten zur Zeit der Erhebung Preußens „Beide

Briefwechsel verfaßt ist, beweist ein Brief ihres Verlegers Dumont vom 30. Juli. Ohne diesen anonymen Artikel Sybels zu kennen, hat ähnlich 1871 Constantin Rößler in seiner Abhandlung über Bismarck und die deutsche Nation die hier besprochene Frage beurteilt.



dasselbe, Beider Blicke hafteten unaufhörlich am Nächsten, an dem Widerstande gegen Napoleon, und gingen unaufhörlich darüber hinaus auf eine bleibende Lösung der Volkskraft zum Schutze gegen alle künftigen Übel, die von innen oder außen her dem Vaterlande drohen könnten."

Wohl durfte Sybel behaupten, daß der liberale Standpunkt, den er vertrat, „toto coelo von demokratischer Begeisterung oder kosmopolitischer Spekulation entfernt" war. Er begehrte „das Repräsentativsystem nicht als angeborenes Recht der Menschen und der Völker, sondern wegen seiner Zweckmäßigkeit bei den heutigen deutschen und preußischen Zuständen". Er ging aus „von der Pflicht der Hingebung und Aufopferung an den Staat"; scharf betonte er den Gegensatz dieser seiner Ansicht zu den feudalen Prinzipien auf der einen und der abstrakten Theorie auf der andern Seite, wie sie 1789 in Frankreich herrschte. Er ließ „die reiche Mannigfaltigkeit, welche die geschichtliche Entwickelung der Politik zeigt, in ihrem Rechte ungekränkt; es ist von keinem Despotismus der Theorie die Rede, der ohne Rücksicht auf örtliche, zeitliche, volkstümliche Eigentümlichkeit eine einzige Staatsform als die Herrin des Erdballs proklamiere. Es führt endlich von hier kein Weg zu einem „Rechte der Revolution", weil man auf diesem Standpunkte weiß, daß zwar der Herrscher die Pflicht hat, sein Regiment der vorhandenen Kultur anzubequemen, daß aber kein Recht der Auflehnung auf der Seite der Unterthanen dieser Pflicht gegenübersteht".

Daß Sybel solche Ansichten mit solcher Klarheit und Bestimmtheit vertrat, war um so bedeutsamer, da in der gleichen Zeit radikale Ideen und Stimmungen sich immer weiter in Deutschland verbreiteten; ebendeshalb war aber auch schwieriger, als Sybel damals glaubte, eine Ausführung seiner Gedanken. Bei seiner schärfer realistischen Betrachtungsweise war er mehr als Dahlmann bestrebt und befähigt zu vollbringen, was dieser gefordert hatte, „die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückzuführen"; doch wurde der „reichen Mannigfaltigkeit" der realen deutschen Verhältnisse auch seine Theorie keineswegs völlig gerecht, und andererseits übten auch

auf sie die für ihn gegebenen Zustände ihren bedingenden und beengenden Einfluß. Nicht nur Eichhorn, auch sein Freund Loebell, der mit warmer Zustimmung seine gegen die Ultramontanen gerichteten Ausführungen besprach[1]), äußerte ihm Bedenken: so namentlich gegen die von ihm so „entschieden verlangte Fusion des beweglichen und unbeweglichen Besitzes", bei der nicht genügend der Wert des Grundbesitzes gewürdigt werde. Und wie hier trat Sybels Zusammenhang mit dem wohlhabenden rheinischen Bürgertum auch bei Erörterung der Gefahren hervor, die diesem von anderer Seite drohten. Wohl verdient es Beachtung, wie Sybel schon damals auf das „furchtbare Elend des Proletariats" und die aus ihm zu erklärenden kommunistischen Tendenzen hinwies und es beklagte, daß „diesen Staat, Doktrin und Gesellschaft durch Thun und Lassen ihre Wege gebahnt" hätten; doch konnten natürlich auch seine kurzen „ganz allgemeinen Bemerkungen" nicht leisten, worauf es nach seinen Worten vor allem ankam, „den Proletarier oder wer sich für ihn interessiert, zu überzeugen, daß ihn am schnellsten und sichersten die heutige kommunistische Lehre selbst zu Grunde richtet, und sein Heil nicht in der Vernichtung, sondern nur in der Entwickelung des Privateigentums und des Geldverkehrs gefunden werden kann"[2]).

---

[1]) In der Kölnischen Zeitung vom 29. Juli 1847. Hier sind freilich die von Loebell gegen S.'s Bemerkungen über den Grundbesitz erhobenen Einwendungen nicht gedruckt; der Redakteur der Zeitung erklärte Loebell, wie dieser am 14. August an S. schrieb, das verstoße zu sehr gegen die Grundsätze der Redaktion, als daß es Aufnahme finden könnte. In demselben Brief äußerte Loebell auch seine Zweifel, ob S. recht habe, wenn er meine, „etwas zu viel Teilnahme an gegenwärtigen Dingen sei unserer Litteratur immer noch gesunder als zu wenig, wie vor hundert Jahren. An einer solchen Teilnahme hat es doch wohl Joh. Müller und Niebuhr nicht gefehlt und ebenso verschiedene als edle Früchte dieser Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart sind unserer Wissenschaft zu gut gekommen; aber Mascov und Ad. Schmidt gegeneinander gehalten, bin ich über die Wahl nicht zweifelhaft".

[2]) Wer diese hier S. 81 geäußerte Ansicht Sybels nicht mißverstehen will, wird daneben besonders seine Anmerkung zu der vorigen Seite beachten müssen, welche hervorhebt, geschichtlich sei „die Behauptung ebenso

Zu der Beschäftigung mit diesen Fragen war Sybel besonders durch seinen Kollegen Bruno Hildebrand veranlaßt, dessen eifrige und geschickte Bemühungen seine Berufung nach Marburg herbeigeführt hatten[1]), der jetzt intim mit ihm verkehrte und ihm und ihrem gemeinsamen Freunde Robert Bunsen seine „Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft" widmete. Gerade durch Hildebrand lernte Sybel aber auch die politische Agitation in Deutschland näher kennen, mit deren sächsischen und süddeutschen Führern Hildebrand in Beziehung stand; so wenig Sybel mit den radikalen Ansichten übereinstimmte, welche die meisten von ihnen vertraten, so verkannte er doch auch nicht, wie vieles in dem Verhalten der deutschen Regierungen und besonders des hessischen Regenten, wie namentlich „das chikanöse Gepräge der Verwaltung höchst geeignet war, den oppositionellen Eifer zu schüren und radikal zu stimmen".

In dieser Stimmung traf ihn die Revolution von 1848. Die durch sie bewirkte Erschütterung brachte, wie er selbst 30 Jahre später erzählt hat, „unser kleines Marburg ebenso wie das große Berlin aus den Fugen. Bürgerwehr hatten wir schon seit 1831; nun gab es Volksversammlungen, Zeitungen aller Farben, Deputationen nach Kassel, Maueranschläge und Plakate, bald auch Wahlkämpfe für Parlament und Landtag. Ich machte das Vorparlament in Frankfurt mit und

---

unwahr, daß Staat und Recht nur auf der Grundlage des Privateigentums beruhen könne, wie die entgegenstehende Lehre der Kommunisten, daß das Privateigen überall das Grab des Rechtes sei. Auch in Bezug auf das Eigentum, sowie auf politische Macht, hat die Gesamtheit ebensowohl ein Recht wie der Einzelne; jedes beschränkt, umfaßt und bedingt das Andere. Im Abendlande hat reiner Gesamtbesitz wohl niemals, reines Privateigen vielleicht nur in zwei nicht sehr ausgedehnten Perioden existiert: nach jeder großen Entwickelung des Nationalvermögens hat sich ein neues und eigentümliches Verhältnis beider Momente herausarbeiten müssen. Wir haben soeben eine solche Stufe erst zurückgelegt; es ist kein Wunder, daß wir noch die Mühen und Leiden aller Anfangsperioden empfinden".

[1]) Dies bemerkte ausdrücklich der Sybel befreundete beste Kenner der Marburger Universitätsgeschichte Julius Caesar in einem Nekrolog auf Hildebrand im Marburger Tageblatt vom 19. April 1878.

stimmte tapfer für dessen Permanenz[1]), wurde dadurch in Marburg ein populärer Mann, vermochte aber einen Wahlkreis für das Parlament selbst nicht zu erobern. Auch die Marburger Volkstümlichkeit hielt nicht lange vor, da ich mich bei der allmählich eintretenden Sonderung der Parteien entschieden der gemäßigt konstitutionellen anschloß. Als ich mich nun den Anträgen eines philosophischen Kollegen auf deutsche Republik widersetzte, und als ich vollends den einsichtigen Streich beging, in einer Volksversammlung gegen das gleiche allgemeine Stimmrecht zu sprechen, warf mir Abends das souveräne Volk die Fenster ein und wiederholte seitdem bei jeder populären Festlichkeit dies Vergnügen".

Wie Sybel sich dem Radikalismus entgegenwarf, lassen genauer noch einige Flugblätter aus diesen Tagen erkennen. In einem solchen legte er Äußerungen seines philosophischen Kollegen Bayrhoffer gegenüber in kräftigen Worten dar, warum „jeder wahre Freund der Eintracht und Freiheit vor einer Verbindung mit Hecker und Struve zurückschrecken" müsse, die das badische und deutsche Volk „in aller Geschwindigkeit mit Gewalt zur Republik zwingen wollten" und zu diesem Zweck selbst Franzosen nach Deutschland führten. In dem Programm, in welchem er am 10. April seine Kandidatur für das deutsche Parlament aufstellte, erklärte er, sich nicht über den Wert einzelner Staatsformen auslassen zu wollen. „Man kann unfrei sein in einer Republik und frei sein in einer Monarchie; es kommt darauf an, ehe man über Formen streitet, die wahren Grundlagen aller Freiheit, politische Sittlichkeit und Thätigkeit zu befestigen. Das allerschlimmste wäre es, wenn irgend eine Staatsform von oben herunter den einzelnen Staaten befohlen würde.

---

[1]) Warum Sybel diesem von radikaler Seite gestellten Antrag zustimmte, dessen Verwerfung ihm später als ein Glück erschien, zeigen seine in der offiziellen Ausgabe der Verhandlungen des Vorparlaments S. 73 f. abgedruckten Worte. Er glaubte danach, daß „schon die Erklärung des Permanentbleibens von dem größten moralischen Eindruck auf das auseinanderfallende Vaterland sein" müsse, fügte aber hinzu, eine solche Permanenzerklärung sei seiner Ansicht nach nicht gerade das Dringendste.



Nach meiner Überzeugung soll die Nationalversammlung die Verfassung der einzelnen Staaten diesen Staaten selbst und ihren Völkern überlassen und sich nur mit den allgemeinen deutschen Angelegenheiten beschäftigen". Für deren Entscheidung sollten zwei Kammern, eine aus Vertretern des Volkes, die andere aus Vertretern der Regierung gebildet, und an ihrer Spitze ein von ihnen gewähltes Bundeshaupt sorgen. Die so organisierte Reichsgewalt allein sollte über Krieg und Frieden, das Heerwesen und die auswärtigen Angelegenheiten bestimmen, die Handelsgesetzgebung, das Zoll- und Bankwesen, die Verbindungsmittel, Posten, Eisenbahnen, Münze, Maß und Gewicht ordnen, auf Einheit der Gesetzgebung im bürgerlichen und im Strafrecht, sowie im öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahren wirken und die deutsche Auswanderung unter ihren Schutz nehmen. Außerdem sollte sie „gewisse Rechte der persönlichen Freiheit, ohne welche überhaupt kein echtes Staatswesen denkbar ist, erklären und allen Deutschen verbürgen. Dahin gehört die unbeschränkte Religionsfreiheit, das Recht der freien Presse, die gleiche Berechtigung aller Bürger zu allen Ämtern, allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht, Schutz der persönlichen Freiheit vor Übergriffen der Polizeigewalt, endlich das beinahe wichtigste von allen, das Recht der freien Vereinigung und Versammlung". Das letzte schien Sybel auch das wichtigste Förderungsmittel für Durchsetzung aller begründeten Forderungen in der sozialen Frage zu sein, deren Wichtigkeit und Schwierigkeit er auch hier betonte.

Den gleichen Gedanken gab er Ende April in dem von ihm entworfenen Programm eines Vaterlandsvereins Ausdruck, als dessen Zweck er „gesetzliche Verbesserung unserer Zustände und Verhinderung jedes gewaltsamen Angriffs auf dieselben" bezeichnete. Dieser Verein erklärte dann im August nach Beratungen über ein Wahlgesetz, daß ein besonderes Wahlrecht privilegierter Korporationen, namentlich der Ritterschaft, unter den heutigen Verhältnissen keine Begründung mehr habe, daß „die selbstständigen und unabhängigen Leute des Mittelstandes bei den Wahlen die Entscheidung geben müssen", daß deshalb das

Wahlrecht an dreijährigen Aufenthalt im Wahlbezirk und Zahlung einer direkten Steuer zu knüpfen sei. Bei Verteidigung dieser Vorschläge hob Sybel noch im August in der von Friedrich Oetker begründeten Neuen Hessischen Zeitung nachdrücklich die prinzipiellen und praktischen Bedenken gegen das allgemeine Stimmrecht hervor[1]) und eben dies bekämpfte er wie in weiteren Artikeln der genannten Zeitung so namentlich auch in der Kasseler Ständeversammlung, in welche er im Herbst 1848 als Abgeordneter der Universität entsandt wurde. Seiner kräftigen und geschickten Verteidigung des von dem liberalen Märzministerium vorgelegten Wahlgesetzes war es nicht zum wenigsten zuzuschreiben, daß im Frühjahr 1849 das Gesetz trotz der doppelten Opposition der Konservativen von rechts und der Demokraten von links angenommen wurde. Sybel gewann dadurch nicht nur ein solches Ansehen in der Kammer, daß seine Freunde ihm verhießen, er werde in der nächsten Session Präsident des Landtags werden, sondern auch ein näheres persönliches Verhältnis zu Eberhard, dem damaligen Minister des Innern, und dessen vertrautestem Berater Eduard Wiegand, den Friedrich Oetker[2]) trotz mancher wichtigen Differenzen ihrer Ansichten als einen der tüchtigsten Beamten, die Hessen je besaß, gerühmt und den Sybel 1866 an Max Dunker als besten Rat-

---

[1]) Diesen Artikel Sybels in der Neuen Hess. Ztg. vom 21. Aug. 1848 teilte mir aus Friedrich Oetkers Nachlaß sein gleichnamiger Neffe mit. Schon hier betonte Sybel namentlich, wie später in der Geschichte der Revolutionszeit, Rechtsgleichheit sei „nichts anderes als gleicher Rechtsschutz und gleiche Befugnis für alle, jedes Recht nach ihrer Fähigkeit zu erwerben", und wandte sich gegen die Demokraten, denen „Rechtsgleichheit nur der Zustand, wo jeder so viel Maaß und Lot Rechte hat, wie der andere. Die nackte Thatsache, daß ein Mensch geboren ist, gibt bei ihnen die Qualifikation zu jedem Herrschaftsrecht über den ganzen Staat". Wie er diese Gedanken in Kassel namentlich seinem philosophischen Kollegen Bayrhoffer gegenüber vertrat, ist auch aus handschriftlichen Aufzeichnungen von ihm über seinen Kasseler Aufenthalt ersichtlich. Sie beweisen zugleich, wie früh er die Gefahren erkannte, die dem Fortbestande des liberalen Märzministeriums drohten, und um so mehr zu dessen Unterstützung sich verpflichtet fühlte.

[2]) Vgl. dessen Lebenserinnernngen 1, 195.

geber über hessische Verhältnisse empfohlen hat. Es wurde ihm dadurch möglich, manches für die von ihm vertretene Universität zu erreichen, so namentlich eine Vermehrung der Fonds, besonders für die Bibliothek, und die Berufung von Eduard Zeller. Freilich zeigte sich bei dieser wie bei den verschiedensten anderen Fragen, welche Schwierigkeiten die Gesinnung und die „böswillige Trödelei“[1]) des Kurfürsten einem liberalen Regiment bereiteten; früher und klarer als viele seiner Freunde erkannte Sybel, daß auch für die Gestaltung der inneren hessischen Verhältnisse von entscheidender Wichtigkeit die Ordnung der deutschen Verfassungsfrage war.

Das Elend der deutschen Zerrissenheit hatte auch Sybel schon früh empfunden und beklagt: schon vor 1848 hat er seine Sympathie für die nationalen Bestrebungen der Schleswig-Holsteiner ausgesprochen, bereits im Frühjahr 1848 an Sammlungen für eine deutsche Flotte sich beteiligt und in dem oben angeführten Programm die Notwendigkeit einer nationalen Regierung betont. Aber wie erwähnt, dachte er damals noch an ein gewähltes Oberhaupt des Bundes; warum er bei den damaligen Verhältnissen und Stimmungen die Einsetzung eines deutschen Erbkaisertums, wie Dahlmann sie vorschlug, nicht für möglich hielt, legte er eingehend in einer Flugschrift über das Reichsgrundgesetz der 17 Vertrauensmänner dar. Scharf kritisierte er dessen doktrinären Charakter[2]); zu stark schienen ihm die partikularistischen Kräfte zu sein, um auf dem von Dahlmann bezeichneten Weg zu dem auch von ihm erhofften Ziel zu gelangen;

---

[1]) So Sybel in einem Brief an Hildebrand vom 8. Februar 1849 Besonders lebhaft korrespondierte über die Marburger Universitätsfragen S. mit Gildemeister. Welche Reformen er wünschte, hatte er schon im Frühjahr 1848 in seiner Schrift über die Universität Marburg und das kurhessische Unterrichtswesen öffentlich dargelegt; als Vertreter der Marburger ordentlichen Professoren nahm er auch im September an den in Jena gepflogenen Verhandlungen deutscher Universitätslehrer teil.

[2]) Seine Bemerkungen über Dahlmanns Verfassungsentwurf und über Camphausens Ansicht von diesem in der Begründung des deutschen Reichs 1, 160 f., 197 zeigen, daß Sybel auch später mehr mit Camphausens als mit Dahlmanns damaliger Auffassung der deutschen Frage einverstanden war.

für möglich erklärte er ein preußisches Kaisertum nur in dem Falle, daß Österreich sich von Deutschland lossagte. „Dann gäbe es in Deutschland niemanden mehr, der ein Recht oder die Kraft hätte, gegen die preußischen Ansprüche in die Schranken zu treten. Und besser wäre es jedenfalls, 30 Millionen Deutsche unter einem kräftigen Kaisertum zusammenzufassen als nach dem letzten Programm des Wiener Ministeriums 40 Millionen mit dem Scheine einer sogenannten Bundesverfassung zu täuschen.“ Dann aber, meinte Sybel, solle die Nationalversammlung auch „nicht vorher nach konstitutionellen Schranken und Unterscheidungen fragen, die nach dem Ende des Kampfes von selbst aus unseren Zuständen herauswachsen werden; sondern sogleich und vor allem stelle sie den Mann an ihre Spitze, welcher die größte Macht und den kräftigsten Willen für die deutsche Sache zeigen wird. Denn nicht eine Verfassung, sondern ein Feldherr ist es, dessen Deutschland in diesem Falle bedarf, und dessen Befehlen, wenn sie fest und kühn das Wort der Einheit aussprechen, die Begeisterung des Vaterlandes entgegenjubeln wird“. Man versteht es danach, wie er nach den Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849 sich mit den Führern der erbkaiserlichen Partei zusammenfand, wie er mit ihnen sich verpflichtet fühlte, die Versuche zur Herstellung eines deutschen Bundesstaats unter Preußens Führung zu unterstützen. Solche Gesinnung bethätigte er namentlich 1850 im Erfurter Parlament, in dessen Staatenhaus er als Abgeordneter des hessischen Landtags eintrat. Die ihm eröffnete Aussicht, Landtagspräsident in Kassel zu werden, hatte nicht in Erfüllung gehen können, weil die Universität nach dem neuen Wahlgesetz ihr Recht der Standschaft verloren und in dem Wahlbezirk, in dem Sybel als Kandidat aufgestellt war, sein demokratischer Gegner gesiegt hatte; aber seine Gesinnungsgenossen wollten seine bewährte Kraft auch ferner in den politischen Kämpfen verwerten: so sandten sie ihn auf Oetkers Vorschlag nach Erfurt.

Hier traf er mit manchen seiner alten rheinischen Freunde zusammen; außerdem verkehrte er viel mit anderen hervorragenden Vertretern der konstitutionellen Bestrebungen, mit Rudolf

Auerswald, Simson, Graf Dyhrn, Georg Beseler, Duncker und Droysen. Wegen dieser persönlichen Beziehungen blieb Sybel auch später die Erinnerung an die Erfurter Versammlung erfreulich; „gemeinsame parlamentarische Arbeit übt, schrieb er, bei Gleichstrebenden rasche und warme Annäherung, wie sie sonst nach zurückgelegter Studienzeit nicht leicht zwischen Männern stattzufinden pflegt". Wie mannigfache Anregungen ihm dieser Verkehr bot, bezeugen auch Aufzeichnungen, die er schon zur Zeit der Versammlung niederschrieb; wir sehen aus ihnen zugleich, daß er und seine Gesinnungsgenossen sich bereits damals die Schwierigkeiten nicht verhehlten, die ihren nationalen Bestrebungen bei der schwankenden Haltung der preußischen und den partikularistischen Stimmungen anderer deutscher Regierungen entgegenstanden. Um so mehr wünschten sie möglichst bald einen festen Rechtsboden für die Verbindung der kleineren deutschen Staaten mit Preußen zu schaffen; deshalb setzten sie in beiden Häusern durch, daß zunächst die von den Regierungen vorgelegte Unionsverfassung en bloc angenommen wurde. Auch Sybel trat „mit gewandter und scharfer Dialektik" [1]) für diesen Antrag ein; neben Otto Camphausen und Patow war er, obgleich er das jüngste Mitglied des Staatenhauses war und keinem Landtag angehörte, zum Berichterstatter über die Verfassung bestellt worden.

Zu diesem ihrem Vorgehen in Erfurt wurden er und seine politischen Freunde besonders auch durch das Verhalten des neuen hessischen Ministers bestimmt, den kurz zuvor der Kurfürst

[1]) Diese hebt ausdrücklich Rochau in der von ihm und Oelsner-Monmerqué herausgegebenen Schrift über das Erfurter Parlament S. 253 hervor. S.'s Rede vom 17. April für die Annahme der Verfassung wurde in n. 206, 207 und 210 der Neuen Hessischen Zeitung vom 3.—6. Mai abgedruckt; vgl. auch in n. 186 die Erfurter Korrespondenz vom 20. April über S.'s Haltung und über das auch von ihm empfohlene Verfahren Haym, Dunckers Leben S. 117 ff., Dunckers Aufsatz über Droysen in den Preuß. Jahrbüchern 54, 155 u. C. Rößler ebenda 68, 414, der, so scharf er im übrigen das Verhalten der Gothaer in dieser Zeit kritisiert, ihr Eintreten für die unveränderte Annahme der Verfassung als „trefflichen politischen Zug" bezeichnet.

an Stelle der liberalen Märzminister berufen hatte. In einem der Aufsätze unseres Bandes hat Sybel selbst geschildert, aus welchen Gründen und mit welchen Mitteln Hassenpflug und sein Herr die hessische Verfassung und die mit Preußen geschlossene Union zu vernichten strebten[1]). Sybel war entschieden den Demokraten gegenüber für die konstitutionell-monarchische Ordnung in Hessen eingetreten; zu ihrer Verteidigung stellte er sich nun auch dem neuen Minister entgegen. Am 27. Mai veröffentlichte die Neue hessische Zeitung einen von ihm verfaßten Artikel, dessen Schluß aus dem bisherigen Verhalten der Regierung die Folgerung zog: „Ihr Charakter ist also mit einem Worte ausgesprochen, es ist das Defizit, Defizit wie an Geld, so an Zuverlässigkeit, Redlichkeit und Ehrgefühl.“ Der Herausgeber der Zeitung wurde daraufhin gerichtlich angeklagt; er trat aber den Beweis der Wahrheit an, und nach den Reden der Verteidiger, zu denen auch Sybel gehörte, wurde er vom Schwurgericht freigesprochen[2]). Doch

[1]) Daß gegen S.'s Schilderung der zweiten Verwaltung Hassenpflugs „sich kein Einwand erheben läßt“, ist ausdrücklich auch von Otto Bähr anerkannt, der in seinem Aufsatz im 3. Band des 52. Jahrgangs der Grenzboten S. 466 ff. günstiger als S. Hassenpflugs erste Verwaltung beurteilt und hier wie in seinem 1895 erschienenen Buch über das frühere Kurhessen auch die guten Seiten des Kurfürsten hervorzuheben sucht. Ihm gegenüber hat aber Otto Hartwig in seinen im Oktober 1895 in der Nation veröffentlichten Kurhessischen Erinnerungen S.'s „meisterhafte Charakteristiken des Kurfürsten, Hassenpflugs und Vilmars“ ausdrücklich als zutreffend bezeichnet und besonders für die Richtigkeit des von S. über den Kurfürsten gefällten Urteils neue Beweise beigebracht. Hierfür liefern charakteristische Belege auch die schon 1881 in der Hessischen Morgenzeitung von Hartwig aus den Memoiren des Ministers Koch gemachten Mitteilungen, zu denen Sybel eine Vorbemerkung schrieb; in ihr erzählt er, im November 1848 habe Koch ihn um Rat gefragt, ob er seine Aufzeichnnngen veröffentlichen solle, durch die aktenmäßig nachgewiesen wurde, wie vielfach durch die Willkür des Fürsten das Interesse des Landes geschädigt war; er aber habe ihn davon abgehalten, weil er besorgte, eine solche Publikation könne neue revolutionäre Erschütterungen in Hessen und Deutschland herbeiführen.

[2]) Sybels Artikel in der Neuen Hessischen Zeitung vom 27. Mai wurde zusammen mit den dadurch veranlaßten Verhandlungen vor dem Schwurgericht wieder abgedruckt in der von Oetker herausgegebenen Schrift:



trotz dieser und anderer moralischer Niederlagen, die Hassenpflug im Streite mit den verfassungstreuen Hessen erlitt, wurden bekanntlich mit Österreichs Hülfe die von ihm bekämpften Verfassungen beseitigt. Sybel und seine Gesinnungsgenossen mußten ihre Bestrebungen für das hessische Landesrecht und den deutschen Bundesstaat scheitern sehen, weil sie nicht die Kräfte zur Lösung der Machtfrage besaßen, um die hier es sich handelte, und der Träger der preußischen Macht die Gegner Preußens förderte.

Nach Bronzell und Olmütz war auch für Sybel an praktisch-politische Thätigkeit nicht weiter zu denken. Er hatte, als es in hessischen Blättern nicht mehr möglich war, zunächst noch in der Kölnischen Zeitung[1]) seine politischen Anschauungen vertreten und die Gegner bekämpft; daß die Art, in der diese ihre Erfolge errangen und ausbeuteten, ihn im Gegensatz zu ihnen nur bestärkt hatte, ist aus seinen Briefen und auch aus der Abhandlung zu ersehen, die er 1851 über die von ihnen verkündete „christlich germanische Staatslehre“ veröffentlichte. Aber mit anderen Waffen als in seinen Zeitungsartikeln der letzten Jahre führte er hier den Kampf gegen sie: er beleuchtete nicht ihre Praxis, sondern ihre Theorie; in wissenschaftlicher Erörterung wies er auf den Widerstreit ihrer Lehren mit den

---

Die Redlichkeit und das Ehrgefühl des Ministeriums Hassenpflug vor dem Schwurgericht zu Kassel. Hier sind S. 38 ff. die Rede, die Sybel als Verteidiger hielt, u. S. 47 f. seine Bemerkungen über den Unterschied des Verfahrens der konstitutionellen Partei und des Ministeriums mitgeteilt.

[1]) Wohl von ihm ist auch der unter der Überschrift: Österreich und Deutschland (S. Köln, 6. Dezember) in der Kölnischen Zeitung vom 7. Dezember 1850 veröffentlichte Leitartikel verfaßt, der ausführte, daß, „seit das Haus Habsburg an der Spitze des deutschen Reichs gestanden, über Deutschland ein nichtdeutsches Interesse“ regierte, und mit folgenden Worten schloß: „Dem übrigen Europa gegenüber gibt es für Deutschland keinen besseren Verbündeten als Österreich und umgekehrt. Aber jede Einmischung Österreichs in die inneren deutschen Angelegenheiten ist Deutschlands nationaler und politischer Tod. Mit diesen Worten stehen wir an dem Programm der Herren von Gagern und von Radowitz, und wahrlich, es wird nicht eher Friede in Mittel-Europa sein, als bis es verwirklicht und Österreich ebenso damit ausgesöhnt ist, wie es den Verlust Schlesiens, Belgiens und des deutschen Zollvereins zu ertragen gelernt hat.“

Grundsätzen und der Entwickelung des Christentums und der germanischen Nationalität hin, deren allein wahre Vertreter zu sein sie sich rühmten. Er zog sich, wie er selbst erzählt, „zu den wissenschaftlichen Studien zurück — aber allerdings nicht zur römischen Kaiserzeit". Hatte er sich neben ihr schon vor dem Ausbruch der Revolution eifrig mit neuer Geschichte und modernen politischen Fragen beschäftigt, so war er naturgemäß in diesen Interessen durch die Kämpfe der letzten Jahre bestärkt; hatten er und seine gesinnungsverwandten Fachgenossen sich verpflichtet gefühlt, die durch ihre Studien gewonnenen Anschauungen auch auf dem politischen Schlachtfeld zu vertreten, so wünschten und wußten sie nun, da sie von ihm zu der gewohnten Thätigkeit des Gelehrten und Lehrers heimkehrten, auch in der ruhigen Arbeit der Studierstube zugleich der Wissenschaft und der politischen Erziehung der Nation zu dienen. Sybel selbst hat hervorgehoben, wie die deutsche Geschichtsschreibung und ihre Wirkung auf weitere Kreise durch die Erfahrungen gefördert wurden, die man seit dem März 1848 in Deutschland gemacht hatte, wie sie den Blick für die realen Kräfte und die sittlichen und materiellen Grundlagen des politischen Lebens schärften, wie so zugleich das Interesse der Aufnehmenden und die Kraft der Schaffenden wuchs. Für die Richtigkeit dieser Beobachtung bietet die große Arbeit, die Sybel jetzt unternahm, einen besonders bedeutsamen Beleg; genauer lernen wir bei ihrer Betrachtung die ihm mit seinen Altersgenossen gemeinsame Richtung und seine Eigentümlichkeit kennen.

„Mit großem Genuß" las er im Sommer 1851 Droysens Buch über York, aus dem der Verfasser ihm schon in Erfurt einzelne interessante Stellen mitgeteilt hatte; es kam ihm gerade zur rechten Stunde bei einer Kontroverse mit politischen Freunden, welche damals jeden Gedanken an eine Regeneration Preußens für hoffnungslos erklärten[1]). Schon vorher hatte er Waitz Glück gewünscht, daß dieser mit seiner Geschichte

[1]) S. seine Briefe an Droysen vom 20. Juni und an Waitz vom 26. Januar 1851.



Schleswig-Holsteins ganz unmittelbar an seine „politische Thätigkeit anknüpfen und für unsere Sache direkt gegen die augenblicklich übermächtigen Widersacher wirken“ könne. Auch er habe, fügte er hinzu, eine Arbeit politischer Art unter den Händen; aber sie treffe, soweit sie praktisch treffen werde, nach der anderen Seite. Er sei „nämlich 1848, noch ehe Thiers über das Eigentum geschrieben, durch Proudhon zu näheren Untersuchungen über die französische Nationalökonomie während der Revolution“ angeregt; wie die Beschäftigung mit den damaligen kommunistischen Bestrebungen, durch deren Beleuchtung er vor ähnlichen Unternehmungen in der Gegenwart warnen wollte, ihn zu immer weiter und tiefer greifenden Forschungen über die gesamte Geschichte Europas in der Revolutionszeit führten, hat er selbst in seinen unten abgedruckten „Pariser Studien“ geschildert.

Daß eine Frage der Tagespolitik ihm den ersten Anlaß für seine größte historische Arbeit bot, ist nicht ohne Grund als charakteristisch für ihn und seine Zeit bezeichnet, noch mehr aber mit Recht betont worden, mit welchem wissenschaftlichen Ernst Sybel das Werk vorbereitete und ausführte, für das er fast drei Jahrzehnte lang thätig gewesen ist. Gleich nachdem 1853 der erste Band erschienen war, hob Ludwig Häusser hervor[1]), daß dieses Buch in der Behandlung der Revolutionsgeschichte Epoche machen werde, wegen der neuen in ihm benützten Quellen und noch mehr wegen der Art ihrer Verwertung. Sybels unten abgedruckte Aufzeichnungen und seine Briefe beweisen, wie bald

---

[1]) In seinem zuerst in der Allgemeinen Zeitung vom 24. u. 25. Sept. 1853, dann in seinen Gesammelten Schriften 2, 528 ff. gedruckten Aufsatz. Die Besprechung von Loebell s. im Jahrg. 1854 der Kieler Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur S. 503 ff., die von Freytag im 1. Bd. des 15. Jahrg. der Grenzboten S. 241 ff., die Bemerkungen von Marcks in seinem Nekrolog S.'s in der Zukunft vom 26. Oktober 1895 u. die von Schmoller in seiner Gedächtnisrede auf Sybel und Treitschke S. 13 ff. Außerdem wurden im folgenden Briefe von Droysen vom 5. August 1853, von Loebell vom 28. Jan. und 14. Febr. 1854 und von Sybel an Freytag vom 2. März 1856 benutzt. Vgl. auch die Urteile von Strauß in seinen von Zeller herausgegebenen Briefen S. 327 u. 400.

er sich überzeugte, daß aus der gedruckten Literatur eine genügende Erkenntnis jener bewegten Zeit nicht zu gewinnen, daß es deshalb nötig sei, die Archive aufzusuchen, aber auch, welche Schwierigkeiten sich ihrer Benutzung entgegenstellten, die zu überwinden erst nach und nach gelang. Doch boten schon die beiden ersten Bände, die noch in der ersten Hälfte der 50er Jahre veröffentlicht, die Entwicklung bis zum Frühjahr 1794 behandelten, nicht nur viele wichtige Aufklärungen über einzelne Punkte aus den Akten, die er im Berliner Generalstab, im Haag und namentlich in Paris gefunden hatte; gestützt auf sie und auf scharfe Kritik der gedruckten Werke zerstörte er, wie früher die von Romantikern über mittelalterliche Ereignisse, so jetzt die von Anhängern der französischen Revolution über sie verbreiteten Legenden; mit politischer Sachkunde zeigte er, wie Loebell bemerkt, „das innere Getriebe auf, welches unter der Oberfläche die Fäden knüpft". Waren bisher vorwiegend nur die zunächst in das Auge fallenden politischen Veränderungen und Erschütterungen beachtet, so legte Sybel dar, welchen Einfluß auf sie die sozialen Verhältnisse Frankreichs übten, in welch engem Zusammenhang dessen innere und äußere Politik, die aggressiven Unternehmungen der französischen Demokratie und der russischen Kaiserin, der Krieg im Westen und die polnischen Teilungen standen, wie damals zugleich in Frankreich, Deutschland und Polen ein Umsturz der mittelalterlichen Ordnungen, in ganz Europa e i n großer Zersetzungsprozeß sich vollzog.

„Der Historiker soll kritischer Forscher, politischer Sachverständiger, darstellender Künstler sein": so hat Sybel selbst in einem Aufsatz unseres Bandes die mannigfaltigen Seiten seiner Aufgabe formuliert. Daß er diese verschiedenartigen Fähigkeiten in sich vereinte, ist durch seine Geschichte der Revolutionszeit bewiesen worden; darin ist die hervorragende Stellung begründet, die sie nicht nur unter den bedeutenden zeitgenössischen Arbeiten, die sie in der historischen Literatur überhaupt einnimmt. Sybel selbst hatte gewünscht, daß seinem bahnbrechenden, aber selbstverständlich den gewaltigen Stoff nicht erschöpfenden Werk andere Arbeiten folgten, welche die seine weiter

führten; mit Freuden begrüßte er es, daß wie durch den tiefsten politischen Denker Frankreichs, durch Alexis de Tocqueville, und die gründlichen Detailforschungen von Mortimer Ternaux, so dann namentlich durch den geistreichsten und gelesensten französischen Schriftsteller, der nach ihm die Entstehung des modernen Frankreichs behandelte, seine Auffassung der Revolution in wesentlichen Punkten bestätigt wurde. Schon Marcks hob aber hervor, daß gerade, wer „mit Taines mächtigem und lehrreichem, aber unendlich einseitigem, dem Wesen nach widergeschichtlichem Nachtgemälde“ Sybels Darstellung zusammenhält, diese erst recht schätzen lernt. Denn er gab nicht nur, wie Taine, „eine Krankengeschichte der Franzosen in der Revolutionszeit“, sondern bemühte sich unbefangen die ganze Entwickelung des unvermeidlichen Prozesses des Umsturzes der alten Ordnungen zu erzählen. „Mit wahrer Genugthuung“ dankte ihm Droysen dafür, daß er nicht nur die verherrlichenden Legenden französischer Historiker zerstörte, sondern doch auch „das still Fortschreitende und Helfende, was tief unter all dem Wirrwarr sich vollzogen hat, zu seinem Recht kommen ließ“; nachdrücklich betonten er, Häusser und Loebell Sybels eifriges und erfolgreiches Streben nach historischer Würdigung der einzelnen Ereignisse und ihrer Zusammenhänge. Freilich fügte Häusser mit Recht hinzu, daß Sybel sich deshalb keineswegs jeder bestimmten politischen Meinung begeben habe, daß vielmehr aus seinem Buche seine eifrige konstitutionelle Gesinnung unverdeckt herauszuhören sei. Gerade seine eindringende Beschäftigung mit der Geschichte der Revolution hatte ihn in seinem Gegensatz gegen die damals in Frankreich vertretenen und von hier aus weit verbreiteten radikalen Ideen bestärkt; wirksamer als es früher ihm und anderen möglich war, hat er sie durch diese große historische Arbeit bekämpft. War die Befreiung des deutschen Geistes von französischer Herrschaft, die im vorigen Jahrhundert auf ästhetischem und philosophischem Gebiet begonnen war, in unserem auf historischem und politischem fortgesetzt worden, so behauptete doch in der deutschen öffentlichen Meinung die durch glänzende französische Darstellungen verbreitete Auffassung der großen Revolution, es

behauptete bei dem größten Teil des deutschen Publikums namentlich auch über Deutschlands damalige Verluste im Westen die französische und ebenso über seine Eroberungen an der Weichsel die polnische Anschauung die Herrschaft, bis Sybel nach kritischer Durchforschung der Quellen klar und scharf die Gesamtgeschichte Europas in dieser Zeit beleuchtete. Für die Wirkung des Buches auf weite Kreise war es förderlich, daß ein liberaler Rheinländer sein Verfasser war, und daß gleichzeitig der ihm gesinnungsverwandte süddeutsche Schüler Schlossers, Ludwig Häusser, die deutsche Geschichte derselben Periode darzustellen unternahm. Wer beide Bücher vergleicht, dem treten deutlich die Verschiedenheiten ihrer Verfasser entgegen; um so wirksamer war, daß sie in ihrer ethisch-politischen Beurteilung der durch ihre gründliche Forschung aufgeklärten Ereignisse, in ihrem Gegensatz gegen die bisher herrschenden französischen Traditionen, in ihrer national-liberalen Gesinnung übereinstimmten.

Die Bedeutung von Sybels Buch für die politische Erziehung der Nation hob auch Beider politischer Gesinnungsgenosse, Gustav Freytag, hervor; er wies darauf hin, daß durch seine politische Auffassung und Wirkung Sybel sich wesentlich auch von Ranke unterscheide. „Vieles Gute und manches Eigentümliche“, schrieb er 1856 in seiner Besprechung der zwei ersten Bände von Sybels Buch in den Grenzboten, verdankt er seinem Lehrer, das Beste sich selbst. Wie Ranke besitzt auch er in ausgezeichneter Weise die Gabe, nach großen Gesichtspunkten die Fülle des Stoffes zu ordnen, wie dieser eine Freiheit des Geistes, welche hoch über der Welt der Erscheinungen schwebt und dieselben mit souveränem Blick nach ihrem innersten Zusammenhange zu verknüpfen und für die Darstellung organisch zu gliedern weiß, wie dieser eine feine künstlerische Empfindung für das Wirksame der Komposition und eine umfassende Bildung, welche jede Äußerung des Volkslebens als charakterisierendes Moment zu benutzen weiß. Auch ihm ist die Darstellung des innerlichsten Zusammenhanges der Begebenheiten, der Kampf der Interessen und der Parteien viel

mehr Hauptsache, als die Schilderung des dramatischen Ausdrucks und der imponierenden Situationen. Auch ihm hängt die Rankesche Maxime an: das Allbekannte nicht zu sagen. Und auch er versteht, wo es ihm nötig scheint, mit unübertroffener Meisterschaft, sowohl Staatsverhältnisse als handelnde Menschen zu charakterisieren. Eigen aber ist ihm bei aller Ruhe und vornehmen Haltung eine große ethische Kraft, rücksichtslose Wahrheitsliebe und hohe Energie des Patriotismus, eine tiefe Verachtung der Phrase und glänzender Sophismen. So ist bei ihm ein ungewöhnlicher Scharfblick und staatskluge Besonnenheit mit einem starken Gewissen und festen politischen Überzeugungen verbunden."

Gerade weil Freytag an Sybel die höchsten Hoffnungen knüpfte, verschwieg er auch nicht, in welcher Richtung er seine Arbeiten geändert zu sehen wünschte. Er sprach sein Bedauern aus, daß „neben einer großartigen Zeichnung der Personen und sozialen Verhältnisse in der Erzählung eine gewisse Scheu des Verfassers vor ausgeführten Schilderungen der einzelnen Momente und Tagesscenen" zu bemerken sei, daß er „zuweilen es geradezu vermeide, Farbe zu geben, als wenn die sinnlicher eindringende Ausführung den klaren Ton des Berichtes beeinträchtigen könnte". Und ebenso äußerte Loebell, der „Kopf und Hand eines Meisters" in dem Buche fand, Bedenken gegen die Art von Sybels Erzählen und gegen andere formale Übelstände, die man einem Schriftsteller von dieser Bedeutung nicht nachsehen dürfe. Doch erkannte er zugleich an, wie sehr seit seinem ersten Buche sein „sprachlicher Ausdruck an Einfachheit und Natürlichkeit gewonnen" habe, und wie auch durch ihre Form seine Schilderungen der Charaktere und Absichten von Personen und Parteien sich auszeichneten. In der That wird, wer sie, wer namentlich die Komposition des Werkes genauer betrachtet, erkennen, wie großes Gewicht der Verfasser, mehr als die meisten seiner Fachgenossen, auch auf die künstlerische Seite seiner Arbeit legte; ausdrücklich sprach er dies auch Freytag aus, als er für dessen Aufsatz dankte. Dabei wies er auf die Schwierigkeiten hin, mit denen der deutsche Historiker zu ringen habe, wie es

an einem festen, halbwegs anerkannten historischen Stil in Deutschland fehle, obgleich einige Meister erschienen, starke Anregungen gegeben seien, „um Ranke uns alle Nationen beneiden mögen“. Aber keineswegs hoffnungslos sah er deshalb in die Zukunft unserer geschichtlichen Litteratur. „Unsere historische Kunst ist noch etwas enge, etwas nüchtern, mit viel bewußter Reflektion und schwacher intuitiver Schöpferkraft ausgestattet. Aber das Holz des Stammes muß der Blüte und der Frucht vorausgehen, und ich hoffe, daß ein fester, lebenskräftiger Stamm vorhanden ist. Wir sind zu farblos, dafür sind wir auch nicht manieriert, und durchgängig zeigt sich Abneigung gegen die Phrase.“ „Anfänge einer reichen Zukunft, einer richtigen Bahn, einer neuen Epoche unserer Geschichtsschreibung“ glaubte Sybel in den bedeutenden Werken seiner gleichalterigen Fachgenossen zu sehen, unter denen er Mommsens römische Geschichte besonders hervorhob; sie alle charakterisiere, so führte er in der akademischen Festrede aus, die er 1856 über den Stand der neueren deutschen Geschichtsschreibung hielt, sie alle unterscheide namentlich auch von Ranke ihr Verhältnis zum Staat. Habe der große Meister die politischen Ereignisse durchgängig vom Standpunkte des handelnden Staatsmanns erzählt, und trete deshalb bei ihm vor der technischen Erwägung das sittliche Urteil in den Hintergrund, habe umgekehrt Schlosser „nur mit dem Maßstab der hausbackenen Moral die politischen Vorgänge gemessen“, so zeige sich bei der durch die Bewegungen der letzten Jahre belehrten Generation eine heilvolle Vereinigung „technischer Reife mit sittlicher Wärme, größere Klarheit und intensivere Kraft des nationalen Gefühls, praktische Mäßigung und eingehende Sicherheit des politischen Urteils, positive Wärme und freier Blick in der sittlichen Auffassung“.

Nicht ohne guten Grund sind neuerdings manche Einwendungen gegen das Urteil erhoben, das Sybel in dieser Rede über Ranke gefällt, wie gegen das Programm der Geschichtsschreibung, das er hier entwickelt hat. Wer diese seine Ausführungen und die ersten Bände seiner Geschichte der Revolutionszeit richtig würdigen will, darf nicht vergessen, in welcher Zeit

sie geschrieben sind. Auch in den 50er Jahren hat Sybel wie früher und später seiner Bewunderung und Dankbarkeit gegen Ranke warmen Ausdruck gegeben. Daß diesen an subjektiver Meisterschaft keiner der Jüngeren erreiche, hob er gerade in der erwähnten Rede hervor; treffend wies er bald darauf Angriffe zurück, die gegen „das Haupt unserer neuern Geschichtsschreibung“ Heinrich Kurz in seiner vielgelesenen deutschen Litteraturgeschichte gerichtet hatte[1]), und rühmte dabei besonders Rankes reine und weite Auffassung für die Mannigfaltigkeit der Dinge und die individuelle Eigentümlichkeit der Zeiten, Völker und Personen. Natürlich aber, fügte er hinzu, habe, „was ihn so hoch emporgehoben, wie alles Menschliche, auch seine Kehrseite: seine allseitige Empfänglichkeit läuft zuweilen Gefahr, den ethischen Zorn abzuschwächen, der auch nach unserer Meinung dem vollendeten Historiker nicht fehlen darf“. Dieser ethische Zorn war nun bei Sybel durch die Erfahrungen der letzten Jahre, durch das Treiben der einander entgegengesetzten extremen Parteien lebhaft erregt und wie hierdurch wurde er durch seine weiteren historischen Studien in seinen ethisch-politischen Anschauungen und damit in einer Richtung bestärkt, welche der Niebuhrs und Dahlmanns verwandter war, als der Rankes. Unter dem Eindruck der Kämpfe der letzten Jahre betonte auch Dahlmann mehr als früher die Notwendigkeit für die Deutschen, sich Macht zu erringen; hatte er in seiner Darstellung der französischen Revolution vorwiegend nur die Verfassungsfragen behandelt, die auswärtigen Händel „als ein nebenhergehend Ding“ und die sozialen Verhältnisse kaum berücksichtigt, so überzeugte Sybel sich und seine Leser davon, welche Bedeutung gerade diese bisher nicht gewürdigten Momente für die gesamte politische Entwickelung Frankreichs besaßen. So zeigte sich in der Geschichte der Revolutionszeit eine „Verbindung Rankescher und Niebuhrscher Art, die Dinge anzuschauen“ [2]);

[1]) Die unter n. 76 verzeichnete Recension des Kurzschen Buchs enthält interessante Urteile Sybels auch über andere Historiker, so besonders über Johannes Müller.

[2]) So Moritz Ritter in der Hist. Zeitschrift 60, 308.

erinnert an Ranke der weite Blick des Universalhistorikers, mit dem Sybel die Wechselwirkungen zwischen der inneren und äußeren Politik der verschiedensten europäischen Staaten beachtete, so an Niebuhr die eingehende Berücksichtigung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und ihrer Wirkungen. Gerade dabei aber traten deutlich auch Sybels und seiner Zeit Eigentümlichkeiten hervor; bei dieser großen Arbeit über neue Geschichte kamen die durch Studien und Lebenserfahrungen weiter entwickelten Gaben des Historikers zu voller Entfaltung, die schon seine früheren Schriften über mittelalterliche Stoffe erkennen ließen. Der Wirkung auch dieses Buches diente die Bestimmtheit, mit welcher er seine Urteile formulierte, und die dialektische Gewandtheit, mit welcher er viele bisher geltende Ansichten widerlegte und die seinen vertrat; es ist nicht unbegreiflich, daß man später öfters auch auf die Kehrseite dieser seiner Vorzüge hingewiesen hat. So ist wohl durch neuere Arbeiten gezeigt, mit wie gutem Grunde schon 1870 Baumgarten bei seiner warmen Anerkennung von Sybels Buch den Vorbehalt machte, daß man „die Ergebnisse seiner Forschungen nicht ganz und überall in der scharfen Fassung, die ihnen ihr Urheber gegeben hat, acceptieren, z. B. die kriegerische Verwickelung mit dem Ausland nicht ganz so der revolutionären Spekulation der Girondisten schuld geben“ möge, wie Sybel thut. Aus den Quellen, die er zuerst für die Geschichte dieser Zeit erschloß, trat ihm die Unhaltbarkeit der französischen Legenden über sie entgegen; ein großer Fortschritt wurde dadurch herbeigeführt, daß er in scharfem Gegensatz zu diesen vor allem die Wechselwirkungen zwischen der äußeren und inneren Politik Frankreichs und die schädlichen Folgen der Revolution betonte; nicht mit Unrecht ist bezweifelt worden, ob daneben die elementaren Kräfte, die in der Revolution zum Ausdruck kamen, und „das still Fortschreitende, was tief unter all dem Wirrwarr sich vollzogen hat“, von dem scharfen Kritiker so voll gewürdigt seien, wie Droysen nach seinen oben angeführten Worten glaubte annehmen zu dürfen. Daß Sybels damalige politische Vorstellungen und Neigungen in das große monumentale Werk

naturgemäß mit eindrangen, daß deshalb der heutigen Generation manches in ihm anfechtbar und ungenügend erscheine, haben neuerdings mehrere ihrer Vertreter behauptet, aber auch sofort hinzugefügt, wie hohen Wert Sybels Arbeit noch heute besitze. „In Vielem widerlegt oder weitergebildet, sagt Marcks über sie, der Ablösung fähig und vielleicht bedürftig, ist sie noch heute die beste Gesamtgeschichte des Revolutions-Zeitalters geblieben".

Hatte sein großer Lehrer ausdrücklich es abgelehnt, „die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren", so erschien es Sybel als der „natürliche Beruf des Gelehrten, aus seiner Wissenschaft die Quelle abzuleiten zur Befruchtung des öffentlichen Lebens, und umgekehrt in dem Boden des öffentlichen Lebens wieder die Quelle reicher, wissenschaftlicher Belehrung aufzusuchen". Aber durchaus war er mit dem in seiner historischen Zeitschrift zuerst gedruckten Satze Rankes einverstanden, daß, wenn die Wissenschaft auf das Leben wirken solle, sie vor allem Wissenschaft sein müsse. Deshalb strebte er unabhängig von den Schlagworten des Tags und den Meinungen der Autoritäten den historischen Thatbestand aus zuverlässigen Quellen nach den Prinzipien kritischer Methode zu ermitteln; auch Ranke erkannte an, wie er sie auch in der neuen Geschichte zur Geltung zu bringen wußte. Suchte er bei dieser Forschungsarbeit jede Einwirkung seiner politischen Anschauungen möglichst zurückzudrängen, so traten in seiner Auffassung und Darstellung diese stark hervor, aber unablässig bemühte er sich, sie mit dem, was er empirisch erforscht hatte, in Einklang zu bringen, sie dadurch zu läutern und weiterzubilden. Wer unten in den Aufsätzen über Ranke und Waitz Sybels Erörterungen von 1886 über die Aufgaben des Historikers liest und mit ihnen die Ausführungen der Rede von 1856 vergleicht, wird den Unterschied zwischen beiden nicht verkennen. Daß in diesen und anderen Äußerungen Sybels aus den 50er Jahren „die Grenzen zwischen gesichertem empirischem Wissen und dem aus einer bestimmten Weltanschauung folgenden Urteil, den mit Hilfe einer solchen versuchten großen Konzeptionen" nicht genügend beachtet sind, hat wohl mit Recht Schmoller bemerkt, aber nach-

drücklich auch betont, von wie großer Bedeutung es war, daß Sybel und seine gesinnungsverwandten Altersgenossen, deren Programm er 1856 entwickelte, von diesem Standpunkt aus Geschichte schrieben und Werturteile abgaben. Sie bereiteten dadurch die Lösnng wichtigster wissenschaftlicher und politischer Aufgaben auf das kräftigste vor, indem sie an beste Traditionen unseres geistigen Lebens anknüpften. Wie Niebuhr, Dahlmann und Ranke waren auch sie sämtlich Protestanten, verständnisvolle Verehrer der griechischen und deutschen Klassiker, vertraut mit der kritischen Methode und erfüllt von dem historischen Sinn und der idealistischen Weltanschauung, wie sie in den letzten Menschenaltern in Deutschland ausgebildet waren. Eben dadurch besaßen sie wissenschaftliche Vorzüge vor den hervorragenden Vertretern nationaler und liberaler Tendenzen in der Geschichtsschreibung bei anderen Nationen, nicht nur vor dem von ihnen siegreich bekämpften Thiers, sondern auch vor Macaulay, dessen glänzendes schriftstellerisches Talent und dessen politische Anschauungen auch auf sie tiefen Eindruck machten[1]).

[1]) Eingehend und klar ist von Häusser in den jetzt in seinen „Gesammelten Schriften“ vereinten Aufsätzen ausgeführt, was die deutschen politischen Historiker gegen Thiers und für Macaulay stimmte, bis sie durch dessen Essay über Friedrich den Großen veranlaßt wurden, auch seine Mängel stark zu betonen. Sybel war gegen sie keineswegs blind; wie er wohl in dieser Richtung auf Weizsäckers Artikel über Macaulay im sechsten Band von Bluntschlis Staatswörterbuch eingewirkt hat, so nahm er die gegen M. gerichteten Ausführungen von Häusser, Noorden und Delbrück in die historische Zeitschrift auf, doch hob er stets nachdrücklich auch die großen Vorzüge des Engländers hervor. Und nicht einverstanden war er namentlich mit der Art, in der Ranke die Einseitigkeiten von M. und Thiers auf eine Stufe stellte. Denn viel ungünstiger als von Ranke wurde von ihm der französische Geschichtsschreiber beurteilt, den seine Tendenz nach der Ansicht von Sybel wie der von Häusser und Bernhardi nicht nur zu parteiischem Urteil, sondern zur Entstellung und Verfälschung des Thatbestandes verführt hatte. Sybel entwickelte diese Auffassung eingehend in einem Vortrag, den er 1873 in Bonn über „Thiers und Bonaparte“ hielt; am Schluß aber wies er darauf hin, warum er dem damaligen Präsidenten der französischen Republik trotz aller Bedenken, die er gegen den Politiker wie gegen den Historiker Thiers geltend gemacht hatte, vom deutschen Standpunkt aus

Wohl läßt sich heute erkennen, daß die Energie, mit der sie für die Lösung der Aufgaben ihrer Zeit ihre politische Überzeugung vertraten, bei ihnen die kontemplative Stimmung gestört hat, die Sybel in seiner Kritik Schlossers von dem Historiker forderte und die er an seinem großen Lehrer bewunderte; doch schärfte sie auch ihr Verständnis für die politische Entwickelung und steigerte die Kraft ihrer Darstellung und ihrer Wirkung auf die Nation. Wie der Tell auf Menschen und Gefühle wirkte, die von Tasso nicht berührt wurden, so gewannen ihre historischen Arbeiten einen starken Einfluß auf die politische Erziehung unseres Volks, den Rankes Meisterschöpfungen nicht erzielen konnten und wollten. Ihre großen historischen Werke waren von den seinen, waren auch untereinander sehr verschieden, aber durch ihre Forschung und Auffassung förderten sie alle die historische Bildung der Nation, befestigten sie die Stellung der Geschichtswissenschaft im geistigen Leben unseres Volkes, die Niebuhr und Ranke ihr erobert hatten. Und was diese Generation bedeutender politischer Historiker von dem größten deutschen Geschichtsschreiber unterscheidet, nicht minder aber auch, was ihnen mit ihm gemeinsam ist, das finden wir nirgends bestimmter ausgeprägt als in dem größten Werke des größten Rankeschen Schülers.

Es war nicht zu erwarten, daß der Verfasser dieses Buches dauernd auf den kleinen Marburger Hörerkreis beschränkt wurde. Schon ehe der erste Band seiner Revolutionszeit veröffentlicht war, hatte man an anderen deutschen Hochschulen an seine Berufung gedacht; bestimmte Aussichten waren ihm namentlich in Kiel nach Droysens Abgang eröffnet worden. Nicht nur die philosophische Fakultät schlug ihn zu dessen Nachfolger vor; Justus Olshausen, der damals das Kuratorium verwaltete, und die oberste Civilbehörde in Holstein-Lauenburg unterstützten diesen Antrag in Kopenhagen; das dänische Ministerium des Auswärtigen

„Erfolg und Bestand wünsche: aus dem einfachen Grunde, weil er in europäischen Dingen einsichtiger ist, als seine Genossen und Rivalen". Deshalb wollte er auch damals diese gegen Thiers gerichteten Ausführungen nicht veröffentlichen; auch später hat er sie nicht druckfertig gemacht.

aber hielt es für nötig, sich zunächst über Sybels Haltung in den letzten Jahren bei der hessischen Regierung zu erkundigen. Hassenpflug geriet dadurch in eine eigentümliche Verlegenheit; er hätte die Entfernung Sybels aus Hessen mit Freuden begrüßt, konnte sich aber auch nicht entschließen, ihn zu diesem Zweck rückhaltlos zu loben. So wurde der hessische Gesandte am Bundestag angewiesen, dem dortigen Vertreter Dänemarks, der bei ihm Sybels wegen angefragt hatte, zu erklären, daß dieser „seinem politischem Standpunkt nach keineswegs etwa zur demokratischen Partei, vielmehr zu deren Gegnern gehöre, was aus seinem Verhalten in der kurhessischen Ständeversammlung und im Erfurter Parlament ersichtlich, daß jedoch eben dieses Verhalten und die hiernach zu beurteilende Parteistellung Sybels der Fruchtbarkeit und Wirksamkeit seiner unleugbaren Talente auf der Universität Marburg hindernd im Wege stehe“. Daraufhin glaubte man in Kopenhagen von seiner Berufung absehen zu sollen. Sybel blieb in Marburg, bis er im Herbst 1856 nach München übersiedelte. In warmen Worten dankte er, als er von Hessen schied, den treuen Genossen, die er hier gefunden hatte, für alles, was ihm durch sie in dieser „stärkenden und gesunden Luft“ geboten war, in der er zuerst auch teilgenommen hatte „am öffentlichen Leben, an glänzenden Hoffnungen, frischer Bewegung, edlen Schmerzen. Auch ich habe, wie wer nicht, dabei geirrt; auch ich habe, wie wer nicht, dabei Verdruß und Enttäuschung von mehr als einer Seite erfahren. Aber dies alles verschwindet jetzt vor der einen lichten Erinnerung: ich habe während meines hiesigen Wirkens einem gediegenen, ernsten und festen Volksstamm angehört, ich habe dies empfinden dürfen in guten Tagen als ein Glück und in den Tagen des Unglücks als eine Ehre meines Lebens“. Welche Eindrücke aber auf den Kreis, von dem er sich trennte, sein Wirken und seine Persönlichkeit hinterlassen hat, darüber freuen wir uns, einen Bericht von demjenigen seiner Freunde mitteilen zu können, mit dem hier zusammengeführt zu sein, Sybel stets als eine der besten Fügungen seines Lebens gepriesen hat; mit uns werden unsere Leser Eduard Zeller dankbar dafür sein, daß er unsere

Bitte erfüllte und seine Erinnerungen an die von Sybel und ihm gemeinsam in Marburg verlebten Jahre aufzeichnete.

Erinnerungen

an Heinrich v. Sybel aus den Jahren 1849—1856.

Von E. Zeller.

Meine ersten persönlichen Beziehungen zu H. v. Sybel knüpften sich an meine Berufung von Bern nach Marburg, wo ich in die theologische Fakultät eintreten sollte, der ich auch in Bern angehörte. Gildemeister und Sybel, beide mir bis dahin nur durch ihre Schriften bekannt, hatten diese Berufung bei dem kurhessischen Märzministerium durchgesetzt, und das letztere mich anfangs April 1849 von ihrer Genehmigung durch den Kurfürsten brieflich unterrichtet. Als dann der offizielle Ruf an mich gelangt und von mir für den Herbst des Jahres angenommen worden war, bot mir Sybel eine eben freiwerdende Wohnung in seinem Haus an; und so beschränkt die Räume auch waren, welche er uns zur Verfügung stellen konnte, so stand es doch mit den Marburger Wohnungsverhältnissen damals noch so, daß wir während der 13 Jahre, die wir in dieser Stadt zubrachten, keinen Versuch machten, sie mit anderen zu vertauschen. An diese uns in Aussicht stehende Hausgenossenschaft schloß sich dann eine Reihe von Besorgungen an, die Herr und Frau v. Sybel zur Vorbereitung unseres Umzugs mit zuvorkommender Gefälligkeit übernahmen. Andererseits wurde aber dieser Umzug selbst wieder dadurch in Frage gestellt, daß von einflußreicher Seite, unter Vilmars Leitung, bei dem Kurfürsten gegen die Vollziehung meiner von ihm schon zweimal genehmigten Anstellung gewirkt wurde; und da ein von ihm noch so formell gegebenes Versprechen für diesen Fürsten niemals ein Grund war, etwas zu thun oder zu lassen, so wurde damit auch wirklich so viel erreicht, daß ich mich schließlich zum Übertritt in die philosophische Fakultät verstehen mußte; auch dann aber gelang es dem Minister Eberhard erst nach zwei Monaten, und nachdem ich mich beim Zusammen-

tritt der Stände mit einer Beschwerde an diese gewendet hatte, den Landesherrn zur Unterschrift meines Bestallungspatentes zu bewegen. Meine neuen Marburger Freunde standen mir in diesen Nöten sowohl vor als nach unserer Ankunft in Marburg treulich zur Seite. Wir trafen am 9. September 1849 dort ein, und eine Woche darauf bezogen wir unsere Wohnung in dem Hause, in wechem wir mit der Familie v. Sybel während eines siebenjährigen Zeitraums zusammengewesen sind und in herzlicher Freundschaft beiderseits frohe und schmerzliche Lebenserfahrungen miteinander geteilt haben.

Sybel hatte damals sein 32. Jahr noch nicht überschritten, und wiewohl er schon seit vier Jahren der Universität Marburg angehörte, war er doch immer noch der jüngste von ihren Ordinarien. Aber er hatte sich nicht allein durch wissenschaftliche Arbeiten bereits einen geachteten Namen gemacht, sondern auch eine einflußreiche Stellung in den Reihen der Männer gewonnen, welche seit dem Ausbruch der 1848er Bewegung in den allgemein deutschen, den kurhessischen und den Universitäts-Angelegenheiten der radikalen Überstürzung und der unbelehrbaren konservativen Reaktion gleich sehr entgegentraten, welche für Deutschland die politische Zusammenfassung der Einzelstaaten unter preußischer Führung, auf dem Boden konstitutioneller Freiheit, für Hessen die ehrliche Ausführung und den Ausbau der Verfassung, für die Universität eine Reform ihrer veralteten Einrichtungen, und als das dringendste Bedürfnis und die Bedingung jedes weiteren Fortschritts eine Ergänzung und Auffrischung ihres Lehrkörpers durch tüchtige wissenschaftliche Kräfte erstrebten. Von gegnerischer Seite trug ihm die Entschiedenheit, mit der er seinen politischen Standpunkt vertrat, leidenschaftliche Angriffe: ein während ihm die Marburger Demokraten die Fenster einwarfen, galt er bei Hofe für einen Jakobiner. Indessen wußte er sich schon damals ebenso, wie in seinem späteren Leben, über derartige Anfechtungen zu trösten, und er durfte dies um so eher, je befriedigender in vielen Beziehungen seine Verhältnisse waren. Äußerlich unabhängig gestellt, an der Seite einer edeln, liebenswürdigen, feinsinnigen

Frau, im Besitz fröhlich aufblühender Kinder, erfreute er sich während der ersten sieben Jahre seines Marburger Lebens eines ungetrübten Familienglückes. Sein akademischer Wirkungskreis konnte freilich auf einer Universität, welche keine dreihundert Studierende zählte, nur ein beschränkter sein, wenn sich auch immerhin eine Anzahl von Zuhörern fand, welche durch ihre wissenschaftlichen Fortschritte die Arbeit des Lehrers belohnten. Um so erfreulicher gestaltete sich dagegen das Verhältnis zu befreundeten Kollegen und ihren Familien. Marburg besaß in den Jahren, die Sybel dort verlebte, unter seinen Universitätslehrern so viele tüchtige, zum Teil hervorragende Gelehrte, wie sie sich an einer so kleinen und mit so bescheidenen Mitteln ausgestatteten Universität immer nur unter besonders günstigen Umständen zusammenfinden werden. Einige von diesen standen schon in reiferen Jahren; die Mehrzahl hatte die ersten Stadien ihrer Laufbahn noch nicht weit überschritten, und auch ihre Familien, so weit sie solche mitgebracht hatten oder in Marburg begründeten, waren noch im ersten Blühen und Wachsen begriffen. Aus diesen akademischen und aus wahlverwandten außerakademischen Elementen bildete sich ein Kreis, der in freundschaftlichem und heiterem, je nach dem persönlichen Verhältnis seiner Mitglieder mannigfach abgestuftem und gefärbtem Verkehr, ohne eine bestimmte Abgrenzung nach außen, die anziehendsten Persönlichkeiten und die bedeutendsten geistigen Kräfte des damaligen Marburg in sich vereinigte. Der Ton, der in diesem Kreis herrschte, war ein ungezwungener, wenn auch, wie sich von selbst versteht, immer der der gebildeten Gesellschaft; die Ansprüche an materiellen Genuß bescheidene, die Räume, in denen man sich sah, mitunter mehr als bescheiden. Aber gerade in dieser Genügsamkeit, welche den Verhältnissen der Universität und des Landes durchaus entsprach, lag ein Reiz und eine ungemeine Erleichterung des geselligen Zusammenlebens; und wenn man im Frühling und Sommer in die wunderbar schöne Umgebung der Universitätsstadt hinauszog, um einen Abend im Garten eines Dorfwirtshauses zu verbringen oder im Schatten der Wälder, auf der Erde gelagert, die Vorräte zu verzehren, die man selbst mit-

gebracht hatte, so waren dies Erfrischungen und Genüsse, die für manches entschädigen konnten, was man sonst in dem kleinen, gewerblich und wirtschaftlich in jener Zeit noch recht zurückgebliebenen Ort entbehrte. Die Hauptsache waren aber doch immer die Menschen, aus denen die Gesellschaft sich zusammensetzte, und unter diesen gehörten Herr und Frau von Sybel zu denen, welche sich um dieselbe die größten Verdienste erwarben, und sich in ihr der größten Beliebtheit erfreuten. Der ganze Zuschnitt ihres Hauswesens, der gesellschaftliche Takt der Hausfrau, die Lebensfreudigkeit, die Heiterkeit, die weltmännische Gewandtheit des Hausherrn, ein Erbteil seines elterlichen Hauses und seiner rheinländischen Heimat, verliehen dem Sybelschen Haus einen eigentümlichen Reiz und machten es zu einem Mittelpunkt gebildeten Verkehrs, der auch von Auswärtigen gern aufgesucht wurde. Durch ihren festen Zusammenhalt, den Ernst und Gehalt ihrer Bestrebungen, wurde es Sybel und seinen Freunden möglich gemacht, nicht bloß die engen und oft kleinlichen Verhältnisse der Marburger Universität leichter zu ertragen, im einzelnen manches zu bessern oder seine Verschlimmerung abzuwenden, und über solches, wogegen man vergebens ankämpfte, mit gutem Humor hinwegzukommen, sondern auch die schweren Zeiten der politischen und kirchlichen Reaktion, welche seit 1850 unter Hassenpflugs und Vilmars Regiment über Kurhessen hereinbrachen, ohne empfindlichere Nachteile zu überstehen und im Widerstand gegen diese Reaktion trotz der Ungunst der Zeit nicht zu ermatten. Etwas Durchgreifendes ließ sich freilich nicht erreichen, solange die allgemeinen Zustände so blieben, wie sie bis 1866 geblieben sind; an der Universität und in dem Sybelschen Freundeskreis entstanden durch den Abgang ausgezeichneter Gelehrten empfindliche Lücken, die es nur teilweise gelang befriedigend auszufüllen; und der ersteren wurden außer Vilmar selbst einige teils nur unbedeutende, teils auch als Persönlichkeiten unwürdige Parteigänger desselben aufgedrängt. Doch erfuhren die Marburger Zustände im ganzen bis zu Sybels Übersiedelung nach München keine wesentliche Veränderung.

Dagegen wurden unsere Freunde in jenen Jahren in ihrem bis dahin so glücklichen Familienleben von einem schweren Schicksalsschlage betroffen. Im Frühjahr 1852 wurden ihre vier Knaben von den Masern, die damals in Marburg umgingen, befallen. Bei zwei derselben verliefen diese ganz gutartig; der älteste und der jüngste, Alexander und Albrecht — dieser noch nicht 2 Jahre alt, jener ein hübscher, aufgeweckter, sehr begabter Junge, die Freude und der Stolz seiner Eltern — wurden von der tückischen Seuche als ihre letzten und fast einzigen Opfer hinweggerafft. Um zur Sammlung aus dem tiefen Leid Ruhe und Zeit zu gewinnen, ging Sybel mit seiner Gemahlin und den beiden ihnen gebliebenen Kindern und der Schwester Luise von Seydlitz für zwei Monate nach Italien, wo sie hauptsächlich in Spezzia verweilten. Daß wir mit Sybels diese schwere Zeit und zwei Jahre später sie eine ebenso schwere mit uns in treuer Gemeinschaft geteilt haben, war eines von den festesten Banden einer Freundschaft, welche in dem ganzen weiteren Verlauf unseres Lebens keine Trübung erlitten hat.

Für Sybel waren die Jahre, welche durch diese schmerzliche Episode verbittert wurden, eine Zeit der angestrengtesten und fruchtbarsten wissenschaftlichen Arbeit; damals schrieb er die beiden ersten Bände seiner Geschichte der Revolutionszeit, und schon in ihnen trat die hohe Begabung des Geschichtsforschers und Geschichtsschreibers, die Gründlichkeit seiner Quellenstudien, die Sicherheit seines wissenschaftlichen Verfahrens, die Sachkenntnis und Besonnenheit seines Urteils, die anmutige Klarheit seiner Darstellung, die treffende Einfachheit seines Ausdrucks so glänzend hervor, es eröffneten sich für die Beurteilung der großen französischen Staatsumwälzung und ihrer Wechselwirkung mit den Vorgängen im Osten des Weltteils so neue und so fruchtbare Gesichtspunkte, daß die epochemachende Bedeutung des Werkes wie die seines Verfassers außer Frage gestellt war.

An eine politische Thätigkeit wäre für unseren Freund in Kurhessen unter dem Hassenpflugschen Regiment nicht zu denken gewesen, wenn er sich auch eine solche gewünscht hätte. Indessen

stand es damals in ganz Deutschland so, daß jeder froh sein konnte, der nicht gezwungen war, seine Zeit und Kraft an den ergebnis- und aussichtslosen Kampf mit einer Gewalt zu verschwenden, von deren bleiernem Druck man nur durch einen Umschwung der allgemeinen Verhältnisse befreit werden konnte. So mußten auch die Marburger Freunde sich darauf beschränken, ihre wissenschaftlichen Überzeugungen als Schriftsteller und als Lehrer zu vertreten, ihren politischen Standpunkt zwar offen zu bekennen, aber bis auf weiteres den Ereignissen nur zuzusehen und sich für sich selbst darüber zu orientieren, und hiefür war Sybels Sachkenntnis, welche durch seine vielfachen persönlichen Verbindungen unterstützt wurde, und sein gereiftes politisches Urteil immer besonders willkommen. Auch das praktische Geschick und die Gewandtheit, die er vor seinen meisten Kollegen voraus hatte, wurde nicht bloß für die Angelegenheiten der Universität, deren philosophischer Dekan er 1854 war, sondern überall, wo es etwas ins Werk zu setzen galt, gerne in Anspruch genommen. So war er am Anfang der fünfziger Jahre in den Komites thätig, welche sich der verabschiedeten schleswigholsteinischen Soldaten und der von Hassenpflug abgesetzten und nicht selten in eine äußerst bedrängte Lage versetzten verfassungstreuen kurhessischen Richter annahmen. Die Angelegenheiten der Marburger Kasinogesellschaft leitete er bis zu seinem Abgang als ihr erster Vorstand. Und als ihm 1855 der Gedanke näher trat, sich bei der Gründung eines Vereins zu beteiligen, durch welchen einesteils die Leistungen der öffentlichen Armenpflege mittelst einer organisierten freiwilligen Thätigkeit ergänzt, andererseits dem zur Landplage gewordenen und von den Behörden widerstandslos geduldeten Bettel gesteuert werden sollte, ging Sybel so bereitwillig auf diesen Plan ein und arbeitete an seiner Verwirklichung mit solchem Eifer und zugleich mit so genauer Kenntnis der Menschen und der Verhältnisse, daß es sehr fraglich ist, ob es ohne seine hingebende Mitwirkung gelungen wäre, die Hindernisse zu überwinden, welche teils die Ungewohntheit der Sache in einer Bevölkerung, die alles von der Regierung zu erwarten pflegte,

teils die Ungunst der öffentlichen Behörden, der staatlichen wie der kirchlichen (nur die kommunalen zeigten Entgegenkommen) ihm in den Weg legte. Auch zum ersten Vorstand des jungen, heute noch segensreich wirkenden Vereins wurde er ausersehen.

Indessen war nicht zu erwarten, und es war auch weder ihm selbst noch der deutschen Wissenschaft zu wünschen, daß ein Gelehrter, der sich so glänzend bewährt hatte, allzulange in einem so beschränkten Wirkungskreis, wie ihn das damalige Marburg darbot, belassen werde. So empfindlich daher auch der Verlust für sie selbst und für ihre Universität war, so konnten sich Sybels Freunde für ihn doch nur freuen, als er sie im Herbst 1856 verließ, um einem Rufe des Königs Max von Bayern in seine Hauptstadt zu folgen. Auch ihr hat er zwar nur fünf Jahre angehört; aber er hat in diesem kurzen Zeitraum nicht bloß eine sehr fruchtbare akademische Thätigkeit entwickelt, sondern er hat auch an den wissenschaftlichen Schöpfungen seines königlichen Gönners einen maßgebenden Anteil genommen und durch dieselben ebenso, wie durch seine eigenen Werke, auf die deutsche Geschichtswissenschaft einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Aber auch zu seiner alten Marburger Heimat ist er gerne zurückgekehrt, und ein freundliches Schicksal hat es gefügt, daß er dort im Hause seines Sohnes auch selbst eine neue finden und in dieser, von seinen Kindern und Enkeln umgeben, die Augen schließen sollte.

IV. München 1856—61.

Nicht ohne Grund hat Bailleu bemerkt, daß Sybels wissenschaftliche Laufbahn sich nicht nach den Wendungen seines äußeren Lebensganges gliedere. Auch bei ihm wird man an Rankes Worte erinnert, daß „der Mensch wie ein Baum ist, der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als sie von Luft und Licht, Wind und Wetter, den Stürmen selbst empfängt". Doch ist für seine Entwickelung auch die Bedeutung der Eindrücke unverkennbar, die ihm die verschiedenen Orte brachten,

an denen er gelebt und gewirkt hat, und von besonderer Wichtigkeit für die Entfaltung seiner Gaben war, daß er aus der hessischen Universität in die bayerische Hauptstadt versetzt wurde. Sehr verschieden voneinander waren wie beide Orte, so namentlich die Herrscher, die über sie geboten; auch König Max von Bayern war, wie ein verständnisvoller Beurteiler[1]) von ihm gesagt hat, „Partikularist, aber nicht in dem Geiste, wie der letzte Kurfürst von Hessen“: „er wollte seine Sondermacht behaupten, weil er nur auf sie gestützt, für Deutschlands Größe wirken zu können glaubte“; zu Bayerns und Deutschlands Nutzen und Ehre wollte er in seinem Land wissenschaftliches Leben fördern. Warum und wie der feinsinnige Fürst dabei besonders den historischen Studien seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwandte, hat Sybel selbst in dem unten abgedruckten Bericht über die historische Kommission dargelegt; in ihm hat er damit zugleich über ein Stück seines eigenen Lebens nnd Wirkens bedeutungsvolle Aufklärungen gegeben. Wer sie gelesen hat, wird neben der Freude über das Gebotene doppelt lebhaft das Bedauern empfinden, daß Sybel nicht dazu kam, seinen Gedanken auszuführen, seine Erinnerungen an diese Zeit ausführlicher und rückhaltloser zu schildern, als es in einer offiziellen Jubiläumsschrift der vom König begründeten Kommission mög-

[1]) Riehl im 2. Jahrg. der 5. Folge des Historischen Taschenbuchs. Vgl. über König Max außer den unten von Sybel citierten Reden von Ranke und Döllinger, von denen die erste jetzt im 51. und 52. Band von Rankes sämtlichen Werken S. 587 ff. und die zweite in Döllingers Akademischen Vorträgen 2, 193 ff. wieder abgedruckt ist, und der von Heigel in der Allgemeinen Deutschen Biographie 21, 53 aufgeführten Literatur die Festrede von A. Dove über Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max, welche zuerst in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 18. und 19. November 1895, dann auch separat veröffentlicht wurde. Doves Vermittlung und der Güte des Sohnes von Ranke, des Herrn Oberstlieutenant F. v. Ranke danke ich, daß auch ich die in dieser Rede benutzten Papiere aus Rankes Nachlaß einsehen durfte; außerdem war mir für diesen Abschnitt besonders wertvoll, daß eine Benutzung der Briefe Sybels an Baumgarten, Droysen, Duncker, Waitz und Zeller mir durch die Freundlichkeit des Letzteren und der Erben der vier Ersteren ermöglicht wurde.



lich war. Einige Ergänzungen zu ihr sind den Papieren seines Nachlasses zu entnehmen; sie lassen genauer auch erkennen, aus welchen Gründen und unter welchen Schwierigkeiten seine Berufung nach München vollzogen wurde.

König Max hatte gewünscht, Ranke nach München zu ziehen, damit, wie er selbst diesem seinem „lieben, verehrten Lehrer“ schrieb, „das Prinzip der freien historischen Forschung und Lehre für Bayern in neues Leben trete, die Geschichte nicht aus dem Standpunkt der Parteiungen, sondern aus dem höheren, objektiven der Wissenschaft behandelt“ werde. Da aber Ranke sich nicht von Berlin trennen konnte, mußte der König an andere Persönlichkeiten denken, um seinen „Hauptzweck, die Verpflanzung der neueren historischen Richtung der Wissenschaft, und die Begründung einer historischen Schule in Bayern so, wie sie bereits in Norddeutschland besteht“, zu erreichen. Schon 1854 wandte sich deshalb Dönniges, nachdem er sich mit Ranke in Berlin besprochen hatte, an Balan, den damals dort im auswärtigen Ministerium thätigen Schwager Sybels, und noch im Herbst desselben Jahres das bayerische Ministerium selbst an Sybel, mit der Anfrage, ob er geneigt sein würde, nach München zu kommen. Trotz Sybels bejahender Antwort aber zögerte sich lange die Entscheidung der Angelegenheit hinaus. In München wurde die Besorgnis laut, daß die Berufung eines der Verfasser der Schrift vom heiligen Rock die Ultramontanen zu sehr erbittern könnte; auch erregte die politische Gesinnung des „Gothaers“ Anstoß; doch ließ der König diese Bedenken zurücktreten, da er für die ihm am Herzen liegende wissenschaftliche Aufgabe eine Sybel ebenbürtige Kraft nicht finden konnte, und da dieser auf das neue bezeugte, er sei nicht ein Gegner der katholischen Kirche, sondern der Partei, die „unter der Maske derselben sich die Staatsgewalt und die Kultur unterthänig zu machen“ suche. Hatte er schon in seiner Geschichte der Revolutionszeit die kirchenfeindliche Haltung der Führer der Revolution getadelt, so betonte er nachdrücklich in einer Besprechung von Barantes Geschichte des Direktoriums, welches Unrecht die Revolution gegenüber der Kirche beging und welchen Triumph

die Kirche gerade infolge ihrer Leiden erlebte. Freilich auch nachdem dieser Artikel im Juli 1855 in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht war, fehlte es nicht an Schwierigkeiten und Verzögerungen; befremdet über das Verfahren, welches das bayerische Ministerium gegen ihn beobachtete, überlegte Sybel Ende 1855, ob er nicht die Verhandlungen abbrechen solle; durch Rankes Rat aber ließ er sich bestimmen, auf die Bedingungen einzugehen, die man ihm von München aus vorschlug, und so wurde er Ende Juli 1856 zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Münchener Universität ernannt.

Sehr bald überzeugte er sich, mit wie gutem Rechte Ranke ihm voraus gesagt hatte, er werde in München „einen seinen Talenten angemessenen Schauplatz, die angenehmsten, ehrenvollsten Verhältnisse gewinnen“. Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft konnte er Zeller melden, wie schnell er sich in der akademischen Gesellschaft eingelebt und sein Kolleg vor beinahe 200 Zuhörern begonnen habe, von denen auch, nachdem der Schwall der Neugierigen sich verlaufen, etwa 100 Studenten und 30 alte Herren zurückblieben, „ein Auditorium also, wie ich es noch nie gehabt habe“. Bereits vorher hatte König Max, sobald er aus seinem Sommeraufenthalt wieder nach München gekommen war, Sybel beschieden. „Es war“, schrieb dieser in einem vertraulichen Brief, „doch anders als meine Antrittsaudienz in Kassel. Er brachte das Gespräch sogleich auf wissenschaftliche Dinge, und zwar, zu meinem Erstaunen, auf mein Buch über deutsches Königtum.“ Der König erinnerte sich dabei an Äußerungen Rankes bei dem „Kolleg“, das ihm dieser zwei Jahre zuvor in Berchtesgaden hielt, über den Unterschied zwischen mittelalterlichem und antikem Imperium; er fragte auch Sybel, wie er diesen beurteile, und ob der mittelalterliche Begriff der Treue auf christlichen oder germanischen Ursprung zurückzuführen sei, „und zeigte lebhaftes Interesse, als ich zum Erweis des letzteren ihm die Stellen des Römerbriefes über die Obrigkeit, die ebionitische und montanistische Anschauung über den Staat, die Äußerungen des Eusebius über Konstantin kurz erörterte“. Von hier „war der Weg nicht

weit zu modernen Staatstheorien und moderner Politik überhaupt. Es schien mir klar, daß er mich in dieser Hinsicht kennen lernen wollte, und ich hielt mich verpflichtet, mich mit voller Offenheit auszusprechen. Ich setzte auseinander, wie ich 1848 allmählich Gothaer geworden, wie mir jetzt ganz andere Fragen und Gegensätze die Welt zu beherrschen schienen, und schloß, ich sei, was ich auch vor 48 gewesen, gemäßigter Whig, womit auch ein Monarchismus im persönlichsten Sinne vollkommen verträglich sei. Soweit ich sehen konnte, nahm er es völlig gut auf; er kam dann auf meine künftige Thätigkeit und verhieß alle Unterstützung; er habe, sagte er, es sich zur Aufgabe gestellt, für die Wissenschaft das zu leisten, was sein Vater für die Kunst gethan habe. Im ganzen kann ich nur sagen, daß aus jedem Worte bei ihm eifriges Streben, gute Gesinnung, redliches Wohlwollen sprach".

Der günstige Eindruck, den bei ihrem ersten Gespräch Beide voneinander empfangen hatten, wurde durch ihren weiteren Verkehr verstärkt. Schon ehe er nach München gekommen war, hatte Sybel sein Urteil über einen Preis abgeben müssen, den der König einem hervorragenden neueren Geschichtswerk erteilen wollte; Sybel hatte dafür Mommsens römische Geschichte in Vorschlag gebracht, weil sie sich „durch umfassende gründliche Forschung, eindringende methodische Kritik, energische und plastische Darstellung" auszeichne, der Stoff „nach allen Richtungen der politischen und Kulturgeschichte umfaßt, beherrscht und gestaltet" werde, dieses Werk „eine neue Stufe in der Erkenntnis, eine neue Epoche in der Litteratur seines Gegenstandes" bezeichne. Mannigfache ähnliche Gutachten hatte nun der Münchener Professor zu erstatten, die verschiedensten Fragen des von ernster Wißbegier erfüllten Fürsten zu beantworten; Sybel wurde eins der einflußreichsten Mitglieder der gelehrten Tafelrunde, die der König bei seinen Symposien um sich sammelte, und Beide erkannten dankbar an, wie sehr durch ihren Verkehr die wissenschaftlichen Bestrebungen gefördert wurden, die ihnen Beiden am Herzen lagen.

Auch im Ministerium lernte man bald Sybels Persönlichkeit und Leistungen schätzen; so wurde er schon 1857 zum

Examinator der Lehramtskandidaten in Geschichte und zum Vorstand beider Abteilungen des historischen Seminars ernannt, das mit staatlicher Unterstützung eingerichtet wurde; die erste Abteilung sollte der Unterweisung in Forschung und Kritik, die andere der Vorbereitung künftiger Gymnasiallehrer für den historischen Unterricht dienen. Sybel zeigte hier, in wie hohem Grade er die Eigenschaft besaß, die der König bei dem neu zu berufenden Professor vornehmlich gewünscht hatte, „die Fähigkeit, einen Krystallisationskern zu bilden, an welchen sich jüngere Kräfte innig anschließen und die Bildung einer historischen Schule ermöglichen könnten". Und dadurch nützte er auch den großen wissenschaftlichen Unternehmungen, durch deren Ausführung jetzt von ihm und anderen hervorragenden Fachgenossen schon früher geäußerte Wünsche erfüllt wurden. Wie er seit 1857 die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten und im Zusammenhange damit die Stiftung der historischen Kommission und als ihr Sekretär weitere Publikationen betrieb, ist unten in seiner eigenen Darstellung zu lesen; über die gleichzeitig angeregte Gründung der historischen Zeitschrift gibt sein Briefwechsel mit mehreren seiner Freunde noch genauere Auskunft.

Schon im Mai 1857 setzte er Waitz auseinander, warum es ihm empfehlenswert erschiene, ein Organ zur „kräftigen Vertretung einer bestimmten wissenschaftlichen Richtung und Methode" gerade in München zu gründen, vierteljährlich einen Band von etwa 20 Bogen auszugeben und „alles so zu halten, daß es auch in weiteren Kreisen und nicht bloß von unseren Fachgenossen gelesen werden könnte". Freilich erregte diese letzte Forderung Mißverständnisse und Bedenken; Sybel betonte ihnen gegenüber, auch nach seiner Ansicht sei der wissenschaftliche und gelehrte Maßstab mit der größten Strenge bei der Zeitschrift festzuhalten, zugleich aber dürfe man nicht vergessen, wie viel darauf ankomme, einen größeren Kreis gebildeter Leser für ihre Aufgaben zu interessieren. „Wenn wir", schrieb er an Waitz, „im Namen der echten Methode gegen den breit wuchernden Dilettantismus auftreten, an wen wendet sich unsere Polemik? An unsere gelehrten Genossen nicht, denn diese sind über die

Frage mit uns einig. An die schriftstellernden Dilettanten selbst gewiß nicht, denn weder Sie noch ich werden z. B. Herrn A. zu bessern hoffen. Was wir wünschen, ist in der Masse unserer Gebildeten ein festes Bewußtsein über die echte Technik unserer Wissenschaft zu erzeugen, nach dem sie sich von dem falschen Wesen abwendet und es dadurch umbringt. Oder in einem anderen Beispiele mit etwas verschiedener Anwendung, wenn wir die ultramontanen Historiker besprechen, wäre es nicht geradezu pflichtwidrig, deren Unwissenschaftlichkeit nur für den kleinen Kreis der speciellen Fachgenossen zu erörtern? Und während unser Zweck auch hier nicht die Kirche, sondern die Wissenschaft ist, unsere Form nicht so zu wählen, daß der Kontrast zwischen der Wissenschaft und dieser Kirchlichkeit nicht in jedermanns Augen fällt? Wir dürfen ja wohl sagen, daß mit jedem Jahre mehr die Geschichte in Deutschland für die öffentliche Meinung und als Ferment der allgemeinen Bildung in die Stelle einrückt, welche vor 20 Jahren die Philosophie einnahm. Die Thatsache scheint mir unzweifelhaft, sie scheint mir eine der wenigen positiven Errungenschaften von 1848 zu sein. Ist dem aber so, so versteht es sich auch, daß dies Verhältnis für unsere Wissenschaft eine nicht minder eingreifende und mächtige Bedeutung hat, als für das Leben, für öffentliche Meinung und allgemeine Bildung. Dann hieße es eine der höchsten Aufgaben einer historischen Zeitschrift aus dem Auge lassen, wenn man dies Verhältnis nicht beachtete, nicht das Seinige beitrüge, es im Fluß zu halten, und wo es nötig wäre, es zu lenken oder zu korrigieren. Die historische Methode umfaßt dann nicht mehr bloß einige Grundsätze der forschenden Kritik; es kommt darauf an, einen gleich sicheren und festen Kanon für die historische Behandlung des Inhalts (Staat, Politik, Religion ꝛc.) und für die Ausbildung der darstellenden Form zu handhaben. Je mehr die falsche Wissenschaft bei der jetzigen Sachlage schaden kann, desto erheblicher ist es, der wahren ein Organ auch für diese Beziehungen zu geben, und damit allgemein in das Bewußtsein zu bringen, was die geschichtliche Wissenschaft für unser Leben bedeutet. Ich sollte

meinen, es gäbe auf unserem Felde kaum eine wichtigere Aufgabe, als hier und heute eine Wirkung anzustreben, wie sie z. B. Lessing vor 100 Jahren für die strenge Philologie und vermöge derselben erreicht hat. Er hat Deutschland nach allen Seiten elektrisiert, indem er die Nebel falscher Altertumskunde auf den Gebieten der Ästhetik, der Dramaturgie, der bildenden Kunst, der Theologie zerrissen hat; er hat unsere ganze Kultur gefördert, indem er bahnbrechend für die strenge Methode seines Faches geworden ist. Es fragt sich, ob für uns eine solche Aufgabe zu lösen, ein solches Ziel erreichbar ist. Eine Kraft wie Lessing haben wir nicht, und eine Menge von jedem Kollektivunternehmen untrennbarer Schwierigkeiten. Aber relativ günstig scheint mir der Zeitpunkt doch. Die Lage der Zeit hat bereits stark auf uns alle gewirkt. Jeder Bedeutende unter unseren Fachgenossen hat bereits das Streben bethätigt, bei möglichst tiefgelehrter Grundlage sein Werk in die Strömung der freien nationalen Atmosphäre und nicht in ein kleines Museum der Auserwählten zu stellen. Wir alle suchen uns solche Stoffe, und suchen sie in solcher Form zu behandeln, daß wir alle Zeugnis davon ablegen, wie wir die neue Position unserer Wissenschaft im Leben empfinden. Bei dieser Lage der Dinge halte ich einen Versuch im geschilderten Sinne wohl für schwer, aber doch nicht für unvernünftig und hoffnungslos."

Die Schwierigkeiten seines Unternehmens lernte er gründlich kennen, da es ihm nicht gelang, wie er anfangs gedacht hatte, einen anderen für die Redaktion der Zeitschrift geeigneten Gelehrten nach München zu ziehen; um so wichtiger war seine Geschicklichkeit, mit welcher von ihm ältere und jüngere Kräfte zur Mitarbeit gewonnen, bei ihr festgehalten und geleitet, die verschiedensten sachlichen und persönlichen, wissenschaftlichen und geschäftlichen Fragen behandelt wurden. Nach seinem Tode rühmte der ihm befreundete Verleger[1]), daß in den fast 40 Jahren ihres gemeinsamen Wirkens ihr Verhältnis durch keinen Mißton getrübt war, und daß der Leiter der Zeitschrift auch

[1]) R. Oldenbourg in seinem Nekrolog auf Sybel in der Historischen Zeitschrift 75, 385 ff.



Lust und Kraft seiner jüngeren Helfer bei der Redaktion durch den freien und weiten Geist zu stärken suchte, mit dem er seine Beziehung zu ihnen, wie alle mit ihnen zu ordnenden Angelegenheiten regelte. Sie hatten dabei besonders oft Gelegenheit zu bemerken, wie schnell und sicher Sybel bei Menschen und Dingen die Seiten erkannte, die in erster Linie Beachtung forderten, und mit welcher Klugheit und Gewandtheit er das, woran ihm wesentlich gelegen war, zu vertreten wußte, indem er zugleich verständnisvoll auf die Gedanken und Stimmungen anderer einging. Bei solchem Entgegenkommen aber zeigte sich nicht nur die ungewöhnliche Beweglichkeit seines Geistes, es entsprach auch einer Grundrichtung seines Gemüts. Was oben von seiner Mutter gerühmt wurde, galt auch von ihm: ersah auch er schnell den Zusammenhang von Licht und Schatten bei einem Menschen, so liebte auch er es besonders, an den Lichtseiten sich zu erfreuen. Die eigentümlichen Gaben verschiedenartiger Persönlichkeiten verstand er für die wissenschaftlichen und nationalen Aufgaben seiner Zeit zu verwerten; auf ihre Klärung und Förderung kam es ihm auch bei den mündlichen und schriftlichen Debatten hauptsächlich an, in denen er mit seltener Schlagfertigkeit seine Ansichten verteidigte. Die dialektische Kunst, die er dabei bewährte, bereitete wohl ihm selbst, wie empfänglichen Lesern und Hörern, ein ästhetisches Vergnügen, und nicht immer entging auch er den damit verbundenen Gefahren; aber stärker als die Freude an der Polemik machten auch hier sein lebhaftes Wahrheitsgefühl und sein klarer Blick für das Wesentliche sich geltend. Mit so scharfen Waffen er die Gegner bekämpfte, nie vermochten sie ihn zu verbittern; so entschieden er seine ethische Anschauung vertrat, war er doch weit entfernt von rigoristischer Auffassung: sein starker gesunder Menschenverstand und seine warme Menschenfreundlichkeit kamen zugleich in den Urteilen zum Ausdruck, die der kluge Kenner von Büchern und Menschen über beide fällte und oft mit souveränem Humor würzte.

Es leuchtet ein, welchen Wert solche Eigenschaften auch für die Leitung der von ihm gegründeten Zeitschrift hatten.

Nachdrücklich betonte er auch in seinem Vorwort zu ihrem ersten Band, der im Frühjahr 1859 erschien, vor allem ihren wissenschaftlichen Charakter; für ihre erste Aufgabe erklärte er daher „die wahre Methode der historischen Forschung zu vertreten und die Abweichungen davon zu kennzeichnen“. Auf diesem Boden sollte sie, führte er dann namentlich weiter aus, „eine historische Zeitschrift sein, nicht eine antiquarische und nicht eine politische. Einerseits gehen wir nicht darauf aus, schwebende Fragen der heutigen Politik zu behandeln oder uns zu einer speciellen politischen Partei zu bekennen. Es ist hiergegen kein Widerspruch, wenn wir gewisse allgemeine Voraussetzungen als diejenigen bezeichnen, welche das politische Urteil der Zeitschrift bedingen werden. Der geschichtlichen Betrachtung erscheint das Leben jedes Volkes, unter der Herrschaft der sittlichen Gesetze, als natürliche und individuelle Entwicklung, welche mit innerer Notwendigkeit die Formen des Staats und der Kultur erzeugt, welche nicht willkürlich gehemmt und beschleunigt, und nicht unter fremde Regel gezwungen werden darf. Diese Auffassung schließt den Feudalismus aus, welcher dem fortschreitenden Leben abgestorbene Elemente aufnötigt, den Radikalismus, welcher die subjektive Willkür an die Stelle des organischen Verlaufes setzt, den Ultramontanismus, welcher die nationale und geistige Entwicklung der Autorität einer äußeren Kirche unterwirft. Andererseits wollen wir kein antiquarisches Organ gründen. Wir wünschen also vorzugsweise solche Stoffe, oder solche Beziehungen in den Stoffen zu behandeln, welche mit dem Leben der Gegenwart einen noch lebenden Zusammenhang haben“. Sybel sprach es offen aus, daß der Erfüllung der Forderungen, die er an die Zeitschrift stellte, nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstanden und daß es keineswegs immer gelang, sie zu überwinden; indem er rückhaltlos Mängel der Zeitschrift hervorragenden Fachgenossen einräumte, suchte er sie zu gesteigerter Mitarbeit für das Unternehmen anzuspornen, das er mit auf ihren Rat ins Leben gerufen hatte[1]).

---

[1]) Als Ranke in dem in seinen Sämtlichen Werken 53 u. 54, 399 gedruckten Brief ihm geschrieben hatte, man sähe es dem sonst guten ersten



Und daß hier der rechte Weg beschritten war, ein wissenschaftliches Bedürfnis zu befriedigen, das beweisen am besten die Nachahmungen, die dieses Vorbild auch außerhalb der deutschen Grenzen fand; in dem Nekrolog Sybels, durch den die Revue Historique sich und ihn geehrt hat, ist warm das Verdienst anerkannt worden[1]), das er sich „um die Historiker aller Länder" durch die Gründung und Leitung der historischen Zeitschrift erworben hat.

Besonders eifrig und erfolgreich hat Sybel sich persönlich um ihren ersten Jahrgang bemüht. Er selbst steuerte zu ihm eine Charakteristik von Joseph de Maistre bei, dessen menschlich

---

Heft der Zeitschrift doch an, daß es noch nicht aus dem Vollen geschöpft sei, antwortete Sybel: „Wenn irgend jemand das voll bestätigen kann, so bin ich es, der vorher, solange die Frage verhandelt wurde, ob ein solches Organ Bedürfnis sei und ob ich die Redaktion übernehmen solle, von allen unseren Sommitäten ermuntert und aufgefordert wurde — und nachher erfuhr, daß jeder auf den anderen gerechnet hatte. Was Sie betrifft, so haben Sie sehr speciell auf meinen Entschluß influiert, teils durch sonstigen guten genauen Rat, teils durch die Aussicht, nicht mehr, aber auch nicht weniger als einmal einen Beitrag zu liefern. Gerade wenn der Wein gut ist, der bei einem solchen einzigen Trunk erwartet wird, wünscht man einen vollen Zug aus stattlichem Becher. Gerade wenn Ihr Name über dem Aufsatz steht, möchte ich einen vollen Eindruck auf mein Publikum"; deshalb bat er Ranke dringend, zu seinem Gutachten über die orientalische Frage, das er 1854 dem preußischen König erstattet hatte und das nun in der Zeitschrift gedruckt werden sollte, eine Einleitung zu verfassen, die weiteren Kreisen die Bedeutung des Gegenstandes anschaulich mache, „deren Mangel die Wirkung der Denkschrift sehr stark beschränken müßte und deren Hinzutreten den Aufsatz zu einer wahren Zierde der Zeitschrift machen würde". Da Ranke trotzdem Sybels Wunsch nicht erfüllte, entschloß sich dieser, selbst eine solche Einleitung zu schreiben, mit der zusammen im 13. Band der Zeitschrift das Gutachten veröffentlicht wurde, und als Ranke dieses dann später in den 43. und 44. Band seiner sämtlichen Werke aufnahm, wies er ausdrücklich auf dessen „eingehende Würdigung" in der Zeitschrift hin. Wie große Bedeutung Sybel auch später den von Ranke gemachten Vorschlägen beilegte, zeigte ein Vortrag, den er im November 1875 im Berliner nationalliberalen Verein über die orientalische Frage hielt.

[1]) Von R. Reuß in Bd. 59 der Revue Historique, p. 456. Vgl. auch A. del Vecchio im Archivio storico Italiano 5 ser. t. 16, 393.

anziehende Züge er ebenso hell beleuchtete, als die Verkehrtheit seiner Doktrinen, und seinen Werbungen war es zu danken, daß andere Aufsätze für die beiden Bände dieses Jahrgangs Mommsen, Zeller und Strauß, Häusser und Th. von Bernhardi, Waitz und Giesebrecht, Sybels Bonner Freund Loebell und sein ehemaliger Marburger Schüler Büdinger lieferten, wie Konrad Maurer, Bluntschli und Baumgarten, die damals ebenfalls in München wirkten. Mit mehreren der Genannten war er durch die historische Kommission noch näher zusammengeführt, deren erste Versammlung schon im Herbst 1858 abgehalten war; in dem ersten Heft der Zeitschrift konnten so auch die Denkschriften abgedruckt werden, die Ranke, Pertz und Droysen vorgelegt hatten, und auch ferner verstand es Sybel, die großen wissenschaftlichen Unternehmungen, die er in München betrieb, so zu leiten, daß sie gegenseitig Nutzen voneinander zogen. Gleichzeitig so Verschiedenes zu fördern, war ihm nur dadurch möglich, daß er keineswegs alles selbst machen wollte; gern ließ er seine Mitarbeiter selbständig schalten, aber bereitwillig lieh er ihnen auch Rat und Hilfe, wo sie seiner bedurften.

Die Fülle der Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, griff freilich zuweilen auch seine starken Nerven an; um so wertvoller war für ihn die erfrischende Luft der nahen Alpen, die einst schon den Sinn des zwölfjährigen Knaben erhoben hatten. Doppelt aber genossen er und seine Frau den Aufenthalt im Gebirg, weil sie dabei alte freundschaftliche Beziehungen festigten und neue knüpften, die ihnen auch in München Anregung und Erquickung brachten. Und in wie hohem Maße sie selbst solche in ihrem gastlichen Heim zu bieten wußten, das ist durch manche dankbare Äußerung von Mitgliedern der historischen Kommission, von Freunden und Schülern Sybels bezeugt, die gern noch später der schönen Abende gedachten, an denen sie, wie einer von ihnen schrieb, hier „gelernt, gelacht und gelebt“ hatten. Noch nach einem Menschenalter schilderte eine Freundin von Sybels, die damals ihnen nahe getreten war, welch unvergeßlichen Eindruck ihr die „zarte Anmut des wahrhaft aristokratischen Wesens“ der Hausfrau und der „weitherzige, immer sich gleich bleibende

freundliche Humor" des Hausherrn hinterließen, der so behaglich plauderte und so lebendig erzählte, der wissenschaftliche Fragen auch einer weiblichen Zuhörerin mit solcher Klarheit auseinandersetzte, daß sie „wirklich das Gefühl hatte, sie verstehen zu können", und der „von der kleinlichen reizbaren Empfindlichkeit so vieler Professoren keine Spur hatte". Wesentlich verschönt wurde das gesellige Leben dieses Kreises dadurch, daß zu ihm nicht nur verschiedenartige hervorragende Gelehrte, sondern auch Künstler und Dichter gehörten; Sybel rühmte namentlich, wie ihn der Verkehr mit Geibel und Heyse erfrischte. „Mit Beiden", schrieb er im Januar 1861, „stehe ich so, daß ich mit ihnen über ihre Produktionen fortdauernd konsultiere und den Reiz des Werdens und Entstehens teilen kann."

Durch diesen Umgang wurden die ästhetischen Anregungen verstärkt, die Sybel schon früh in seiner Düsseldorfer Umgebung empfangen hatte; noch mehr beachtete er seitdem bei seinem eigenen Schaffen die künstlerische Seite. Was „für die Geschichtschreibung die künstlerisch schöne Form bedeutet", das betonte er nachdrücklich, als er 1859 beim Schillerfest, in einem Toast, in dem er die Verdienste der Münchener Künstler um das Fest pries, auch den Historiker Schiller feierte, der „unsere Geschichtschreibung aus den niederen Kreisen des wissenschaftlichen Handwerks befreit und sie in freiere, lichtere Bahnen emporgewiesen", der „mit dem Blick seines dichterischen Genius, auch wo dem Forscher sich unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, in die innersten Falten historischer Charaktere drang". Sybels Aufsatz über Ranke zeigt, warum und in welchem Sinn er wie dieser stets an dem Satz festhielt, daß „die Historie zugleich Kunst und Wissenschaft"; völlig einverstanden war er auch darin mit seinem Lehrer, daß „das auf die Form gerichtete Bestreben den Eifer der Untersuchung befördern" müsse, da „eine freie und große Form nur aus dem mit dem Geiste vollkommen Ergriffenen hervorgehe". Diese Überzeugung bethätigte er auch bei der Weiterarbeit an seinem historischen Hauptwerk. Während seiner Münchener Jahre erschien von diesem die zweite Auflage der beiden ersten Teile,

für welche das nun auch dem Verfasser eröffnete Berliner Geheime Staatsarchiv neue wertvolle Aufklärungen bot, und der dritte Band, der die Entwickelung Europas bis zu dem zunächst ins Auge gefaßten Endpunkt, dem Schluß des Konvents, schilderte. Sybel widmete ihn dem „verehrten Lehrer und väterlichen Freund Leopold Ranke“; er wünschte, wie er ihm schrieb, „daß ich mich bei diesem Anlaß noch einmal als Ihren Schüler bekennen und den wissenschaftlichen Gehalt des Buches als eine Frucht Ihres Bodens Ihnen zubringen dürfte“. Von verschiedenen hervorragenden Fachgenossen wurde anerkannt, wie glücklich gerade diese Frucht ausgereift sei, wie sie namentlich in der Darstellung einen Fortschritt gegenüber Sybels früheren Arbeiten bezeugte. Und sein Talent nach dieser Richtung entfaltete er mehr als früher auch in seinen Vorträgen. Seine Vorlesungen an der Universität wurden dauernd nicht nur von zahlreichen Studenten, sondern auch von älteren Hörern, darunter auch Geibel, besucht, und auf noch weitere Kreise wirkte er durch die öffentlichen Vorträge, die in dem großen Hörsaal Liebigs von ihm und anderen Genossen dieses Kreises gehalten wurden. 1857 sprach er hier über das soziale und politische Verhalten der ersten Christen, 1858 über die Kreuzzüge; in den folgenden Jahren behandelte er hervorragende Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts, Eugen von Savoyen und Katharina II., und die Erhebung Europas gegen Napoleon I. Viele Hörer und Leser dieser Vorträge haben sich daran erfreut, wie er hier die ihm von Ernst Curtius nachgerühmte Fähigkeit bewährte, „die Wissenschaft denen zugänglich zu machen, welche nicht Fachmänner sind“, wie er zeigte, „daß bei kritischer Forschung und umfassender Gelehrsamkeit auch eine künstlerische Form möglich sei, welche nicht als äußere Zuthat gegeben wird, sondern bei klarem Denken und sicherer Herrschaft über den Stoff sich von selbst ergibt, und die, weil sie der Ausdruck eines wahrhaft gebildeten Geistes ist, auch alle Gebildeten des Volkes ansprechen muß“. So hat Sybel in derselben Zeit, in der er große gelehrte Unternehmungen zu organisieren begann, eine breitere Wirksamkeit als Schriftsteller und Lehrer gewonnen.

Es ist nicht zufällig, daß während er bei seinen populären Vorträgen in den beiden ersten Jahren an seine früheren Studien über entlegene Jahrhunderte anknüpfte, er seit 1859 in ihnen Gegenstände neuer Geschichte behandelte, auf ihren Zusammenhang mit der Gegenwart hinwies und bestimmt den national-deutschen Gesichtspunkt betonte. Auch auf sein Denken, Schaffen und Leben hat die mit diesem Jahr eintretende neue Wendung in den Verhältnissen Europas und Deutschlands einen großen Einfluß geübt. Sie verwickelte ihn wieder in politische Bewegungen; dadurch wurden die Wichtigkeit und die Schwierigkeiten seiner Stellung in München vergrößert.

Drei Jahrzehnte später hat er selbst die Erregung geschildert[1]), die im Frühjahr 1859 den deutschen Süden ergriff, und den vom Wiener Preßbüreau geleiteten Zeitungssturm, der die Bevölkerung und die Regierungen zu unbedingter Unterstützung Österreichs bei dessen Konflikt mit Italien und Frankreich drängte. Was er persönlich damals empfand und that, darauf einzugehen hielt er in seiner großen sachlichen historischen Darstellung nicht für angemessen, darüber geben mannigfache Aufklärungen seine Briefe. Sie bestätigen, was neuerdings aus den Papieren von Hermann Baumgarten mitgeteilt wurde, auf dessen ganze Entwickelung Sybel in München den größten Einfluß gewonnen hat, mit dem er sich nun in der gleichen nationalen Gesinnung zu gemeinsamem Handeln vereinte. Schon am 15. März 1859 beklagte Sybel in einem Brief an Droysen, daß die öffentliche Meinung Süddeutschlands gegen Preußen aufgeregt würde, und daß die preußische Regierung nichts zu ihrer Aufklärung thäte. In ihrer Umgebung für ein besseres Verständnis der preußischen Politik und ihrer Bedeutung für

---

[1]) In seiner Begründung des deutschen Reichs 2, 213 ff. Vgl. die Einleitung von Marcks zu Baumgartens Aufsätzen S. XXXVII ff. und die hier abgedruckten Ausführungen Baumgartens in seiner Selbstkritik des Liberalismus S. 114 ff. und in seinem Nekrolog auf Brater S. 236 ff.; Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben 2, 273 ff., Haym, Leben Dunckers S. 194 ff., Dunckers Abhandlungen aus der neueren Geschichte S. 343 ff. und die Tagebücher von Th. v. Bernhardi 3, 270 ff, 313 ff.

Deutschland zu wirken, fühlten sich Sybel und Baumgarten verpflichtet. Beide hielten für besonders unheilvoll das Eintreten der Augsburger Allgemeinen Zeitung für die Politik des Wiener Kabinets; so wurde in einer von Sybel verfaßten anonymen Flugschrift, deren Veröffentlichung Baumgarten vermittelte, „die Fälschung der guten Sache durch die Allgemeine Zeitung“ beleuchtet; um ihr in der bayerischen Hauptstadt ein Organ zur Vertretung ihrer nationalen Ansichten entgegenzusetzen, wirkten Beide eifrig mit zur Gründung der Süddeutschen Zeitung, die im Herbst 1859 unter der Redaktion von Karl Brater ins Leben trat. Von entscheidender Wichtigkeit war dabei Sybels Verbindung mit Max Duncker, der im Frühling des Jahres in Berlin die Leitung der Centralpreßstelle übernommen hatte, zu dessen Unterstützung im Herbst auch Baumgarten in die preußische Hauptstadt zog. Die Nachrichten, die Beide ihm gaben, bestärkten Sybel in den Eindrücken, die er selbst bei Besuchen in Berlin in den Osterferien 1859 und 1860 empfangen hatte; in ausführlichen Schreiben begründete er seinen Wunsch, daß die preußische Regierung klarer und energischer die preußischen und deutschen Interessen verträte. Duncker, der diesen Wunsch mit ihm teilte, suchte durch Mitteilungen aus Sybels Briefen in ihrem Sinn die preußische Regierung und die preußische Presse zu beeinflussen; mit überzeugender Klarheit hat Sybel selbst später dargelegt, wodurch die Erfüllung ihrer Wünsche gehindert wurde. Schon damals beklagte er besonders die Haltung des Ministers Schleinitz; namentlich bedauerte er, daß durch sie Italien abgestoßen wurde, während er großen Wert darauf legte, daß Preußen sich mit diesem auf guten Fuß setze und es dadurch von Napoleon abziehe; er empfahl, das neue Königreich Italien „anzuerkennen, sobald dieses den Besitzstand Österreichs respektiere“, und dabei gemeinsam mit England vorzugehen. Zur Begründung dieses Vorschlages wies er auf die Gefahren hin, die aus den Zuständen und Stimmungen in Österreich und aus den Plänen Napoleons III. sich entwickeln könnten; ihnen gegenüber, legte er dar, seien mehr als je Preußen und die anderen deutschen

Zollvereinsstaaten aufeinander angewiesen, seien ihre Streitkräfte unter preußischer Führung zu vereinigen. Er verstand und billigte es, daß die preußische Regierung nicht eine umfassende Reform der deutschen Gesamtverfassung, sondern nur die zunächst brennenden Fragen, die kurhessische, das Bundeskriegswesen und die Zoll und Handelssachen in Angriff nehmen wollte; in diesem Kreise aber wünschte er dringend ein „entschiedeneres Auftreten“, eine „energische öffentliche Aktion“. Und wenn man nicht mit Hilfe populärer Agitation eine weitergreifende Umbildung der deutschen Verhältnisse versuchen wollte, so hielt er es um so mehr für geboten, eine Verständigung zwischen Preußen und Bayern und eine Allianz zwischen beiden „nach dem Muster des Fürstenbundes oder des Bourbonischen Familienpaktes“ herzustellen.

Daß er in Berlin und München für einen solchen Gedanken zu wirken suchte, zeigt deutlich, wie geneigt er war auf Bayerns Interesse besondere Rücksicht zu nehmen[1]); dennoch wird es bei der hier vorherrschenden Stimmung nicht wundernehmen, daß seine politischen Anschauungen mannigfachen Anstoß erregten. Von vornherein waren die Ultramontanen und Nativisten, wie über die Berufung anderer protestantischer deutscher „Ausländer“, so namentlich über die seine erzürnt gewesen, und ihr Grimm steigerte sich, je mehr sie seinen Einfluß wachsen sahen. Freilich mußte die Art, in der sie ihn bekämpften, öfters mehr ihnen als ihm schaden. Nach seinem Vortrag über

[1]) Erst nachdem ich diesen Abschnitt schon abgeschlossen hatte, veröffentlichte Bailleu im 78. Band der Historischen Zeitschrift interessante Mitteilungen über einen 1860 von preußischer Seite gemachten Vorschlag zur Reform der deutschen Kriegsverfassung und die Einwendungen, die dagegen u. a. auch ein Preußenfreund in München, nach B.'s wahrscheinlicher Vermutung eben Sybel geltend machte. Dieser meinte danach, durch die hier empfohlene Teilung des Oberbefehls zwischen Österreich und Preußen gerate „Bayern in Abhängigkeit von Österreich und damit ganz in die Hände der ultramontanen Partei, was weder dem preußischen noch dem bayerischen Interesse entspreche und überdies die Spaltung zwischen Nord und Süd besiegeln werde. Die Führung in Süddeutschland müsse nicht Österreich, sondern nach den realen Machtverhältnissen Bayern zufallen“ (S. 392).

das soziale und politische Verhalten der ersten Christen veröffentlichte ein „Altbayer“ eine eigene Broschüre gegen „diese Sybelsche Verunglimpfung des christlichen Glaubens und Namens“; Sybel aber stellte fest[1]), daß sein anonymer Gegner, der nur aus einem Zeitungsbericht den Vortrag kennen gelernt hatte, zumeist Sätze schmähte, die gar nicht von dem Vortragenden geäußert, sondern nur aus Mißverständnissen des Berichterstatters entstanden waren. Von einer solchen Polemik glaubten auch angesehene Parteigenossen des Pamphletisten sich im Bezug auf Sybel unterscheiden zu müssen; so stimmten auch sie 1857 seiner Wahl zum Mitglied der Akademie zu. Durch solche Erfahrungen konnte natürlich der König in seinem Vertrauen zu Sybel nicht erschüttert werden; die Beratung über die gemeinsam von ihnen geförderten wissenschaftlichen Unternehmungen, besonders über die Gründung der historischen Kommission führte sie noch näher zusammen. Nach ihrer ersten Versammlung im Herbst 1858 berichtete Sybel an Zeller, wie großes Interesse der König der Kommission bewies; bei einem Symposion, zu dem er sie lud, habe er „selbst die Frage förmlich zur Diskussion gestellt, in wieweit es der hierarchischen Reaktion gelingen könnte ‚unsere‘ Bestrebungen zeitweise zu hemmen“. Niemand ahnte damals, wie bald des Königs persönliches Verhältnis zu Sybel durch politische Wirren geschädigt werden sollte.

König Max sah, wie Riehl bemerkt, „seine private Bildungspflege mit seiner bayerischen und deutschen Politik unlösbar verbunden an“; daß für Bayerns Nutzen und Ehre die von ihm geförderten historischen Studien wirken sollten, tritt deutlich auch bei seinem Verkehr mit Sybel hervor. Im Sommer 1857 wurde dieser aufgefordert, besonders solche wissenschaftliche Unternehmungen vorzuschlagen, die „obwohl in erster Linie national-deutschen Zwecken dienend, dennoch auch implicite die bayerischen Interessen (geistige wie materielle) zu fördern

[1]) In einer Erklärung, die in der Allg. Zeitung vom 18. Mai 1857 veröffentlicht wurde.



geeignet wären“. Schon vorher hatte er im Frühjahr 1857 an Ranke geschrieben, der König dränge ihn, eine bayerische Geschichte oder wenigstens bayerische Geschichten zu schreiben; „Kaiser Ludwig, setzte er hinzu, auf der einen, Kurfürst Max I. auf der andern Seite wären Stoffe, die mich fesseln könnten — über die politisch-religiöse Auffassung des Letzteren habe ich mich mit dem König auch ganz wohl verständigt“. Wie er eine solche Verständigung versuchte, welche Gesichtspunkte ihm für die Beurteilung und Darstellung der bayerischen Geschichte besonders wichtig erschienen, lassen im Winter 1858 von ihm für den König entworfene „Ansichten über bayerische Geschichte“ erkennen. Er hob dabei hervor, daß „ein entschiedenes Streben nach lokaler Selbständigkeit und fürstlicher Selbstherrlichkeit sich in Bayern schon im 8. Jahrhundert bei Thassilo, bei Arnulf im 10. Jahrhundert, bei Heinrich dem Löwen im 12. Jahrhundert zeige, und durch alle Perioden der Wittelsbacher Geschichte hindurchgehe“, doch auch das Bewußtsein sich geltend mache, „einem größeren Ganzen, der deutschen Nation und deren Interessen anzugehören“. Die Opposition bayerischer Fürsten gegen die Bestrebungen mittelalterlicher Kaiser hielt Sybel nicht für „eine Sünde gegen das echte Interesse der deutschen Nation“, weil diese Kaiser „mehr als eine deutsche Monarchie erstrebten“, weil sie „auf allen Seiten nach fremden Landen griffen, deren Unterwerfung für Deutschland nur eine Belastung, nicht ein Gewinn gewesen wäre“. Weil jedoch, „wer dem Kaisertum entgegentrat, das einzige damals vorhandene Organ des nationalen Zusammenhangs und der nationalen Macht zerstörte“ und die ebenfalls die Weltherrschaft erstrebende päpstliche Macht förderte, so war, führte Sybel weiter aus, „der Sieg und der Sturz des Kaisertums zugleich ein Unheil für die Nation“: so „konnte aus patriotischer Erwägung Heinrich der Löwe den Kaiser verlassen, aus patriotischer Erwägung Otto von Wittelsbach sich fest an Friedrich Rotbart anschließen“. Für besonders bedeutsam erklärte Sybel dann aber die Bestrebungen der Wittelsbacher des 14. und 15. Jahrhunderts für eine konservative Reform in Reich und Kirche; er wies nachdrücklich darauf

hin, wie große Aussichten dadurch für Deutschland wie für die von ihnen beherrschten Gebiete und für die Stellung ihres Hauses eröffnet wurden, und wie verhängnisvoll es für die letztere war, daß die Pfälzer und bayerischen Wittelsbacher, die sich im 15. Jahrhundert zu solchen Bestrebungen verbündet hatten, im Anfang des 16. Jahrhunderts durch einen neuen Riß getrennt wurden und in den folgenden religiösen Bewegungen „sich an die Spitze der beiden extremen Parteien, die bayerischen Herzöge zu den Jesuiten, den starren Reaktionären, und die Kurfürsten von der Pfalz zu den Calvinisten, den radikalen Progressisten der Epoche, stellten". Sybel legte dar, wie dadurch nur das Haus Habsburg gefördert war, dessen Politik im 14. und 15. Jahrhundert die Wittelsbacher bekämpft hatten, wie wiederum dann im 18. Jahrhundert der Gegensatz zwischen beiden Fürstenhäusern hervortrat und in Zusammenhang damit sich in Bayern „die Umkehr von den Tendenzen der Religionskriege zu der Stellung der Wittelsbacher im 14. und 15. Jahrhundert" vollzog.

Wohl war vieles in diesen Erörterungen über den „geschichtlichen Beruf des Hauses Wittelsbach" dem bayerischen König sympatisch, und es erklärt sich mit daraus, daß auch er 1859 nicht ohne Bedenken gegen die unbedingte Unterstützung Österreichs war; aber nach seinen Anschauungen und seinem Temperament wollte er auch der lebhaft erregten Stimmung der Mehrheit seines Volkes sich nicht widersetzen; mit ihr teilte er die Abneigung gegen jede Stärkung der preußischen Macht in Deutschland. Er ging deshalb nicht nur auf Sybels politische Gedanken nicht ein, er lieh ein willigeres Ohr auch dessen Gegnern, deren Zahl in den letzten Monaten gewachsen war. Unter diesen Verhältnissen gab Sybel den Gedanken auf, zu seinen mannigfachen andern Arbeiten noch eine bayerische Geschichte hinzuzufügen, und auch der von der historischen Kommission gebilligte Plan der Abfassung einer „kritischen Geschichte Bayerns" durch Büdinger scheiterte an der Opposition der Nativisten. Gerade nach solchen Erfahrungen aber glaubte Sybel die in seinen Ansichten über bayerische Geschichte ent-

wickelte Auffassung der Politik unserer mittelalterlichen Kaiser auch öffentlich vertreten zu müssen; die Unklarheit der öffentlichen Meinung über die wahren nationalen Interessen Deutschlands, die bei dem Konflikt zwischen Österreich und Italien so verhängnisvoll sich geltend gemacht hatte, war nach seiner Ansicht mit aus den Mängeln der neueren historischen Arbeiten über die Kaiserzeit zu erklären. So wandte er sich in einer akademischen Rede vom November 1859 gegen den vagen Enthusiasmus, mit dem Giesebrecht in seinem vielgelesenen, auch von Sybel nach mehr als einer Richtung anerkannten Buche das mittelalterliche Kaisertum verherrlichte. In scharfem Gegensatz zu diesem suchte er nachzuweisen, daß die Kaiser, deren persönliche geistige und sittliche Größe auch er nicht herabsetzen wollte, durch ihre universalistische Politik das Gedeihen der deutschen Nation schädigten, und daß auf der gerade entgegengesetzten Seite, wo nicht auswärtige Eroberungen, sondern die Ausbildung einer lebensfähigen inneren Politik erstrebt wurde, die nationale Sache zu suchen sei.

Nicht ohne Grund hat Sybel Einsprache dagegen erhoben, daß nur als eine Frucht der politischen Bewegungen des Jahres, in dem sie veröffentlicht wurden, diese Ausführungen von ihm bezeichnet sind. Schon früher hatte er nicht nur theoretisch und praktisch vertreten, was er hier forderte: „die geistige Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach sittlichen und politischen Prinzipien und die Gruppierung und Verbindung der Thatsachen nach organischen, durchgreifenden, einheitlichen Gesichtspunkten"; schon früher hatte der alte eifrige Gegner romantischer Geschichtsauffassung auch, wie wir sahen, die Schädigung betont, die den nationalen Interessen die Bestrebungen der von Romantikern besonders gepriesenen mittelalterlichen Kaiser brachten; auch hier war seine „historisch gewonnene Überzeugung der politischen Ansicht vorausgegangen". Aber durch die Erlebnisse der letzten Zeit wurde er veranlaßt, beide schärfer auszuprägen; fruchtbare Anregungen hat er dadurch dem historischen und politischen Denken gegeben, doch auch mannigfachen Widerspruch erweckt. Die Richtigkeit seiner Ansicht, daß klarer und schärfer,

als es Giesebrecht that, die alten deutschen Kaiser zu würdigen, daß sie nicht durch nationale Gesichtspunkte bestimmt seien, ist schon damals und seitdem immer mehr anerkannt worden, und wohl haben dazu seine Erörterungen mitgewirkt; doch warfen auch Fachgenossen, die ihm hierin zustimmten, die Frage auf, ob nicht die einseitige Betonung des von ihm hervorgehobenen Gesichtspunktes ein historisches Verständnis jener Periode mehr erschwere als fördere, ob in ihr überhaupt bewußt nationale Bestrebungen, ob solche namentlich bei den von Sybel erwähnten Gegnern der Kaiserpolitik nachzuweisen seien. In einem Briefe an Droysen vom 19. Januar 1860 erklärte er selbst, auch er denke nicht, daß die bayerischen Herzöge des 15. Jahrhunderts oder daß Heinrich der Löwe „nationale Motive gehabt haben“, aber soviel scheine ihm „deutlich, daß ihre Bestrebungen thatsächlich mit den deutschen Interessen parallel gingen, die der Kaiser sich damit kreuzten“. In demselben Briefe schrieb er zur Motivierung seiner Rede: „Mir war es allmählich Bedürfnis, aus dem allgemeinen Gerede der ‚erhabenen Kaisergestalten‘ u. s. w. einmal auf festen politischen Boden zu treten und einen sicheren Maßstab hinzustellen, um daran das unitarische Streben im Mittelalter mit dem modernen zu vergleichen. Ich meine nicht, daß man historische Werke schreibt, um damit praktische Politik zu lehren, aber sündhaft dünkt es mich, historische Werke so einzurichten, daß sie die Köpfe in der Politik verwirren und vernebeln statt aufzuhellen.“ Von dieser Überzeugung geleitet, bestrebte er sich, durch seine historischen Erörterungen politisch aufhellend zu wirken, und die Erfolge dieses seines Wirkens sind heute ebenso zu erkennen, als die damit verbundenen Gefahren, die gerade bei einer Betrachtung dieser seiner Münchener Rede hervortreten. Die Politik, für deren enge Verbindung mit der Geschichte er hier so nachdrücklich eingetreten war, sie griff, um Alfred Doves Worte zu gebrauchen, „ihn nun in seiner eigenen Stellung als Gelehrten an“.

Hat die italienische Krisis von 1859 auch in Deutschland den Anstoß zu einer neuen Einheitsbewegung gegeben, so zeigte sich dabei, wie Sybel bei ihrer Schilderung betont, „in schneidendem

Kontrast zu Italien die Stärke des Sondertums auf deutschem Boden". Seinen eifrigsten Vertretern in Bayern wurde es nun leichter als früher, dem jetzt von ihnen als Preußen und Gothaer verdächtigten Historiker, wie er selbst an Zeller schrieb, „bei König, Kammer und Publikum Steine in den Weg zu wälzen". Auch jetzt war freilich, wie er hinzufügte, manches Mal „glücklicherweise l'excès du mal le remède"; heiter nahm er es auf, daß ein gegen die „Nordlichter" gerichteter Münchener Kalender für das Jahr 1860 mit den Worten schloß: „Du wirst bald sehen, daß das wahre Licht nicht das Nordlicht ist, und wirst mit mir beten: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Sybel. Amen". Doch verhehlte er sich auch nicht die ernsthaften Schwierigkeiten, die aus diesen Verhältnissen den wissenschaftlichen Bestrebungen in Bayern erwuchsen. Als im November 1860 durch den Tod von Rudhardt die Stellen eines Archivdirektors und eines Sekretärs der historischen Klasse der Akademie erledigt wurden, sprach er Ranke seine Besorgnis aus, daß über die Neubesetzung nicht die wissenschaftliche Tüchtigkeit der Kandidaten, sondern die Rücksicht auf die Forderungen der Nativisten entscheiden würde. Zum Sekretär der Akademie wünschte Liebig damals Sybel ernannt zu sehen, hörte aber, daß viele Mitglieder wegen seiner „Böswilligkeit gegen Österreich" einen echten Großdeutschen vorzögen[1]. Unter

---

[1]) Wirklich ist damals nicht Sybel, sondern Döllinger Sekretär der historischen Klasse geworden. Auch an der Universität, an die in diesen Jahren zu Sybels Freude Windscheid berufen wurde, und in der Umgebung des Königs wurden manche wichtige Personalfragen nicht nach den Wünschen Sybels und seiner Freunde entschieden. Wohl hätten diese eine bedeutsame Verstärkung erhalten, wenn, wie Sybel in seinem ersten Winter auf eine an ihn gerichtete Frage vorschlug, Gustav Freytag zum Bibliothekar des Königs ernannt wäre; bekanntlich ist aber weder dieser noch der ebenfalls hierfür in Aussicht genommene Reinhold Pauli, mit dem Sybel bei seinen Archivstudien in England sich befreundet und den er zu seinem Nachfolger in Marburg vorgeschlagen hatte, für München gewonnen. Wie sehr Pauli, der dort den Winter 1856/57 zubrachte, dann aber einem Ruf nach Rostock folgte, Sybel schätzte, zeigen sein Aufsatz im 6. Band der Preuß. Jahrbücher über „Unsere Historiker" und sein Brief vom 29. Dezember 1856 in seiner

diesen Umständen war es besonders bedenklich, daß durch ihre politischen Meinungsverschiedenheiten auch des Königs persönliches Verhältnis zu Sybel getrübt war. Freilich hat dieser auch in den folgenden Jahren keineswegs nur als Sekretär der historischen Kommission mit deren Stifter und Gönner verkehrt: über manche wichtige Probleme wurde er auch ferner aufgefordert, seine Ansicht darzulegen, und zwar nicht nur über geschichtsphilosophische Fragen, um deren Beantwortung auch gleichzeitig Ranke ersucht wurde[1]). Nachdem die 1859 bemerkbare Verstimmung überwunden zu sein schien, folgte Sybel, wie er im Februar 1860 an Zeller schrieb, beim König wieder der „einfachen Politik, alles was in den hiesigen Verhältnissen Lärm machen könnte, vorher mit ihm zu besprechen"; so berichtete er ihm auch über einen Aufsatz, den Zeller für die Historische Zeitschrift über die Tübinger Schule geschrieben hatte, und der König war „hier völlig liberal und eingehend, ließ sich die Hauptsachen mit lebhaftem Interesse mitteilen, erwog eine Weile die Konsequenzen der Baurschen Sätze für die praktische Religion,

---

Lebensbeschreibung von Elisabeth Pauli S. 193. Vergl. ebenda auch S. 197 und 218. Daß Pauli für die Münchener Stelle auch von Springer empfohlen wurde, an den selbst 1855 zuerst als Nachfolger von Dönniges gedacht war, erzählt Springer in den Erinnerungen aus seinem Leben S. 246 ff.

[1]) Ranke und Sybel wurden im Herbst 1859 aufgefordert, sich über folgende fünf Fragen des Königs zu äußern: 1. Werden die fortgeschrittenen Völker (Kulturvölker) auch sinken (momentan oder gänzlich)? 2. Hätte Ludwig XVI. durch kluge Maßregeln der Revolution vorbeugen können? 3. Was lehrt die Weltgeschichte über den Gang des Fortschritts der Aufklärung? 4. Gibt es auch in unserer Zeit eine große weltgeschichtliche Aufgabe zu lösen, welche jemand berechtigen könnte, eines bloßen großartigen Gedankens wegen Unrecht gegen Dritte zu begehen? 5. Geht Europa nach den vorliegenden Symptomen seinem Untergang entgegen? Wer mit den kurzen, geistreichen Bemerkungen, durch die Ranke der schwierigen Aufgabe sich zu entledigen suchte und die in seinen Briefen S. 405 gedruckt sind, Sybels ausführlichere Beantwortung dieser Fragen vergleicht, dem treten deutlich auch hier die Unterschiede zwischen Beiden entgegen; doch zeigt sich daneben auch ihre Übereinstimmung darin, daß Beide die 1, 4. und 5. Frage verneinten.

erwog die etwaigen Züge der hiesigen Gegner, hatte eine Weile Neigung, mir den Druck abzuraten, kam aber endlich zu dem Entschluß, er finde keinen Anstand bei der Sache". Und auch über schwebende politische Fragen ließ sich der König von Sybel Gutachten ausarbeiten, so über die Pläne Napoleons III., über die österreichische Politik und Preußens Auffassung der venetianischen Frage. Gerade um hierfür die nötige Sachkenntnis zu gewinnen, wünschte Sybel genau und zuverlässig über die Ansichten und Absichten unterrichtet zu werden, die man in Berlin hegte. Aber je mehr Beide solche Fragen erörterten, um so mehr mußte auch die Verschiedenheit des Standpunktes und der Wünsche des bayerischen Monarchen, dessen Lieblingsgedanke die Trias war, und des deutschen Historikers hervortreten, der im preußischen Staat den berufenen Führer Deutschlands sah. Mit Freude begrüßte es Sybel, daß im Sommer 1860 König Max persönlich mit dem Prinz-Regenten von Preußen in Baden zusammentraf; bekanntlich zeigte sich jedoch eben bei dem dort gehaltenen deutschen Fürstentag, wie sehr die Ansichten der Leiter von Preußen und Bayern über die deutsche Bundesreform und die deutsche Einheitsbewegung auseinandergingen, und immer mehr machte sich Sybel fühlbar, wie sehr dadurch nicht nur die Erfüllung seiner nationalen Wünsche, sondern auch seine wissenschaftlichen Bestrebungen gehemmt wurden.

Oft empfand er, daß er auf hartem Boden ackere; doch schrieb er noch im Anfang des Jahres 1861 an Zeller: „Noch immer summiert sich trotz manches bajuvarischen Verdrusses ein gutes Teil Positives und Erfreuliches zusammen, und wenn mir jener zuweilen den Gedanken durch den Kopf gejagt hat, ob es nicht anderwärts besser wäre, so bin ich schließlich doch immer wieder im Hafen meines behaglichen Hauses vor Anker geblieben." Wohl aber scheint es begreiflich, daß im folgenden Sommer gepflogene Verhandlungen ihn zu einer andern Entscheidung führten. Im Juni 1861 erhielt er einen Ruf nach Bonn, wo Dahlmann gestorben war. Er entschloß sich, ihn zu benutzen, um Klarheit darüber zu gewinnen, wie weit er auf das Vertrauen und den Schutz des Königs rechnen könne,

wenn seine Gegner seine amtliche Stellung angriffen. In einer Audienz legte er selbst dem Monarchen diese Frage vor; „wir kamen“, berichtete er bald darauf einem Freunde[1]), „sofort in die Politik, ein Gespräch von etwa 3/4 Stunden, dann Zusage einer demnächstigen zweiten Audienz, dann verschiedene Botschaften hin und her, dann Aufforderung, meine Ansicht über die Triaspolitik zu entwickeln — und damit, denke ich, war es aus. Einige Tage, nachdem er mein Promemoria gelesen, welches den Satz ausführte, daß die Trias entweder eine Chimäre oder der Rheinbund sei, erhielt ich statt der Audienz den Bescheid, daß er mein Bleiben wünsche, aber nicht darauf influieren könne, weil er nicht in der Lage sei, bei einer etwaigen Agitation mich in meiner amtlichen Stellung erhalten zu können“. Sybel selbst glaubte, man würde sich besinnen, ehe man ihn absetzte, aber für das, was ihm bei seiner Münchener Wirksamkeit besonders wertvoll war, die Leitung der Historischen Kommission, schien ihm ein besseres Verhältnis zum König unentbehrlich zu sein. als nach solcher Erklärung zu hoffen war. So entschloß er sich, München zu verlassen. Gern hat er auch später all der Anregung und Förderung gedacht, die er hier erfahren hatte; doch hat er den Entschluß, der ihm nicht leicht gefallen war, nicht bereut. In seinem Alter zeichnete er in sein Tagebuch die Bemerkung ein, jedes Mißlingen, das ihn im Augenblick oft schwer bekümmerte, habe ihm nachher zum Besten gedient, und als Beispiel dafür wies er auf seine Münchener Erfahrung von 1861 hin. „Daß ich bei König Max wegen meiner sehr richtigen politischen Überzeugung in Ungnade fiel, ging mir sehr nahe: es hat mich davor bewahrt, meine Söhne 1866 gegen Preußen fechten zu sehen.“

---

[1]) In einem Brief an Zeller vom 1. August. In allem Wesentlichen stimmt damit Sybels Darstellung in seinen gleichzeitigen Schreiben an Baumgarten und Duncker überein. Vgl. auch seine und Pfistermeisters schon von Dove mitgeteilten Äußerungen an Ranke, die Korrespondenz aus Süddeutschland in den Preußischen Jahrbüchern 8, 171 ff.; Bernhardis Tagebücher 4, 142 ff.; Bluntschli, Denkwürdiges 2, 304 ff. und die in der Historischen Bibliothek 1, 159 veröffentlichten Äußerungen von Treitschke.



Mit großem Bedauern erfüllte den Präsidenten und die Mitglieder der historischen Kommission, die wußten, was für sie Sybels Wirksamkeit in München bedeutete, sein Scheiden von dort. Dagegen betrachteten seine politischen Freunde in Preußen, wie ihm Theodor von Bernhardi schrieb, seine Übersiedelung nach Bonn „im allgemeinen mit einer gewissen Befriedigung. Man meint, mit dem Guten, das Sie in Bayern beabsichtigten, wären Sie doch nicht durchgedrungen, und so sei es gut, daß wenigstens der falsche Nimbus schwinde, der seit einiger Zeit um München schwebte“. „Die Vorposten“, äußerte Max Duncker, „sind wichtiger als die innern Posten, aber jene müssen haltbar sein, und das scheint doch mit den Ihren nicht mehr der Fall gewesen zu sein“. Herzlich hieß ihn Gustav Freytag in Preußen willkommen. „Freilich“, fügte er hinzu, „auf ein ruhiges und wohlbehaglich fließendes Leben haben Sie nicht gerechnet, als Sie zu Ihren Freunden zurückkehrten, und die Kämpfe in München werden kaum widerwärtiger gewesen sein, als manches, was Sie in Bonn erwartet. Aber wir sind ja gar nicht auf Erden, um auszuruhen, und daß ich Sie wieder auf dem ersten Kampfplatz Deutschlands sehe, das ist mir, wie vielen guten Leuten, bei Ihnen die Hauptsache.“

V. Abgeordneter und Professor in Bonn 1861—1875.

Als 1845 Sybel Bonn verließ, sprach der damalige Kurator der rheinischen Universität Bethmann-Hollweg dem Minister die Hoffnung aus, daß „der junge Mann, der schon so früh seltene Gaben gezeigt“, da er „durch Geburt und freie Neigung dem preußischen Staat“ angehöre, „dereinst an Tüchtigkeit und Ruhm gewachsen, zu uns zurückkehren“ könne. Zur Erfüllung dieser Hoffnung wirkte 16 Jahre später als Minister Bethmann-Hollweg mit, da Sybel nun nach dem Wunsch der philo-

sophischen Fakultät, die ihn an erster Stelle vorgeschlagen hatte, auf Dahlmanns Lehrstuhl berufen wurde. Aus den vertraulichen Briefen, die Dahlmann in seinen letzten Jahren schrieb, ist zu ersehen, wie sehr Beide in ihrer Anschauung der politischen Lage, in den Hoffnungen, die sie an die Wendung in Italien knüpften, und in dem Wunsch übereinstimmten, daß man in Preußen den „Kultus der Mittelmäßigkeit“ aufgäbe; seine Neigung und Fähigkeit, die Thätigkeit seines Vorgängers als Historiker und Politiker fortzusetzen, bewährte Sybel sogleich durch die erste Schrift, die er in Bonn veröffentlichte, durch seine „historisch-politische“ Abhandlung über „die deutsche Nation und das Kaiserreich“. Die historische Auffassung der Kaiserpolitik, die er in seiner Münchener Rede vorgetragen hatte, glaubte er gegen die Einwendungen verteidigen zu müssen, die namentlich Julius Ficker geltend gemacht hatte, und wie dieser verband nun auch er mit einer Würdigung der mittelalterlichen Kaiser eine Betrachtung ihrer Habsburgischen Nachfolger und der Stellung, die durch ihre Politik Deutschland und Österreich zu einander gewannen. Sie führte ihn zu der Folgerung, daß keine andere Verfassungsform historische Berechtigung habe, als jene des engeren Bundes neben und des weiteren Bundes mit Österreich; um dieses Ziel zu erreichen und dadurch einer „Entwickelung von zehn Menschenaltern den rechtlichen Ausdruck und Abschluß“ zu geben, gelte es, so sagte er am Schluß, „der österreichischen Regierung vollen Ernst und scharfe Entschlossenheit zu zeigen und in Wien um jeden Preis die Überzeugung zu wecken, daß zwar unsere engere Konstituierung die festeste Bundesfreundschaft zum Zwecke hat, daß wir aber auch kein Mittel der Überredung, der Diplomatie und im schlimmsten Fall der Waffengewalt scheuen werden, um die Konstituierung zu erlangen“.

Begreiflicherweise sind gegen diese Schrift noch mehr Angriffe gerichtet worden, als gegen Sybels Münchener Rede, die er hier zu rechtfertigen und weiterzuführen unternahm, hat sie aber auch eine viel breitere Wirkung geübt, viel lauteren Beifall bei seinen politischen Gesinnungsgenossen gefunden. Nach-

drücklich hob Haym in den Preußischen Jahrbüchern [1]) ihre Bedeutung hervor; unter lebhafter Zustimmung wurde der Satz des Vorworts, in dem Sybel seine Überzeugung aussprach,

---

[1]) Bd. 9, S. 114 ff. S. außer der in den Vorlesungen von Nitzsch über die Geschichte des deutschen Volks 1, 285 und von Maurenbrecher im 2. Band des Jahrg. 1871 der Grenzboten S. 608 ff. aufgeführten Litteratur auch die Bemerkungen von Baumgarten in seinen Aufsätzen S. 234, von Caro in seinem Essay über S. im 60. Band von Nord und Süd S. 49 f. und von Treitschke in der Historischen Bibliothek 1, 227. Die auch von Maurenbrecher erwähnte Recension von Waitz ist neuerdings in dem ersten von Zeumer herausgegebenen Band der Gesammelten Abhandlungen von Waitz S. 532 ff. wieder abgedruckt, wo S. 25 ff. auch der Aufsatz zu lesen ist, in dem Waitz Sybels Buch über die Entstehung des Königtums besprach. In einem Brief vom 8. Februar 1862 sprach Sybel seine Freude aus, daß in vielen wichtigen Punkten (Vertrag zu Verdun, Nationalitätsprinzip, Erwerbung Siziliens, heutige Politik) Waitz ihm zustimme, und suchte dann namentlich seine von diesem getadelten Bemerkungen über Karl den Großen und über den „Erfolg als höchsten Richter" zu rechtfertigen. „Richtet sich", so schrieb er hinsichtlich des ersten Punktes, „Ihr Tadel dahin, daß ich vom Schatten zu viel und vom Licht zu wenig rede, so muß ich bemerken, daß ich keine Geschichte Karls schrieb, sondern den Wert des Kaisertums erörterte, daß also der Schatten gerade das Thema meines Buches war." Hinsichtlich der zweiten Frage aber betonte er, daß er „nicht von momentanen, sondern von definitiven und bleibenden Erfolgen und nicht von einzelnen Personen, sondern von politischen Einrichtungen und Ereignissen rede. Wie es nun möglich ist, den einfachen Satz unsittlich zu finden, der sicherste Wertmesser politischer Einrichtungen sei ihre bleibende Wirkung, dies vermag ich nicht abzusehen. Ebenfalls ablehnen muß ich einen anderen Ihrer Sätze, mein Standpunkt erinnere an jenen, der in dem ganzen Mittelalter nichts als Barbarei gefunden. Ich vergleiche dort im Mittelalter deutsche, französische, englische Regenten; ich finde, daß die meisten deutschen Monarchen ihre Sache schlechter gemacht, als die französischen und englischen; heißt das im Mittelalter nichts als Barbarei finden?" Gegenüber einer Andeutung von Waitz über die Mißbilligung, der Sybels Schrift bei vielen Fachgenossen begegne, wies dieser darauf hin, ihm sei von den verschiedensten Seiten Zustimmung und Freude ausgesprochen; nach der von Gerland im 2. Band seiner Fortsetzung von Strieders hessischer Gelehrtengeschichte S. 135 ff. veröffentlichten Biographie S.'s erklärten sich für seine Auffassung Häusser, Loebell und Jakob Grimm, der noch kurz vor seinem Tode zu S. äußerte: „Ich freue mich, daß ich in meinem Alter noch die Fähigkeit habe, frühere Ansichten abzulegen und neue zu lernen; Ihre Auffassung der Kaiserzeit hat mich völlig überzeugt".

„daß es so sicher, wie die Ströme seewärts fließen, zu einem engeren deutschen Bunde unter Leitung seines stärksten Mitgliedes kommen“ werde, bei einem Fest verlesen, das zu Ehren von Sybels Rückkehr in die rheinische Heimat in Köln von den Führern des rheinischen liberalen Bürgertums veranstaltet wurde[1]). Ihr nachbarlicher Verkehr festigte jetzt Sybels alte freundschaftliche Beziehungen zu ihnen, so besonders zu Mevissen[2]) in Köln und zu Beckerath in Krefeld. Und damit hängt zusammen, daß von Krefeld aus nun Sybel auch als Abgeordneter in den preußischen Landtag entsandt wurde. Seine politischen Freunde legten um so mehr Wert darauf, seine Kraft auch in diesem thätig zu sehen, je schwieriger und verworrener sich die innere politische Lage in Preußen gestaltet hatte. Ein sehr anschauliches Bild der Verhältnisse und Personen, die auf sie einwirkten, hat uns neuerdings die Veröffentlichung der Tagebücher von Theodor von Bernhardi geboten; sie zeigen, wie mit ihm auch Sybel 1860 einverstanden war in der ungünstigen Beurteilung der „planlosen Schwäche der Minister“ und der ablehnenden Haltung der liberalen Abgeordneten gegenüber der Reform der Armee. „Die Liberalen“, sagte er nach Bernhardis Bericht[3]) im April 1860, „seien Thoren, daß sie nicht ohne

[1]) S. einen ausführlichen Bericht über dies rheinische Fest in der Kölnischen Zeitung vom 19. November 1861 Nr. 321, wo namentlich auch der Wortlaut von Sybels Rede mitgeteilt ist.

[2]) Noch wenige Monate vor seinem Tod betonte Sybel in einem Brief, in dem er Mevissen seine Glückwünsche zu dessen 80. Geburtstag aussprach, wie reiche Anregung ihm ihr Verkehr während fast eines halben Jahrhunderts bot und wie sie 1868 zusammen auch den Plan eines Vereins für rheinische Geschichte schmiedeten, der dann freilich erst verwirklicht wurde, nachdem Sybel wieder die rheinische Heimat verlassen hatte. In einem Schreiben vom 14. Mai 1881 teilte er Arnold Schaefer, dem ersten Vorsitzenden der Gesellschaft für rheinische Geschichte, einige Ratschläge für deren Organisation mit; in der 1895 nach Sybels Tod gehaltenenen Generalversammlung der Gesellschaft widmete ihm ihr jetziger Vorsitzender Hansen einen Nachruf, in dem er besonders seiner Bestrebungen für die Geschichte seiner Heimat gedachte.

[3]) Tagebücher 3, 313. Bernhardis Äußerungen über S.'s Haltung in der Konfliktszeit s. ebenda 4, 287 ff. 320. 333. 5, 162. 227 f.

weiteres zustimmten; denn es handle sich jetzt darum, daß Preußen gewappnet sei". Ebenso wies er im November 1861 bei dem Kölner Fest darauf hin, daß Preußen bei der jetzigen Weltlage keinen Mann aus seinem Heere missen könne; eine Entlastung seines Militärbudgets sei nur möglich, wenn es enger mit dem übrigen Deutschland vereint würde. In gleichem Gedankengang empfahl er auch in einem Brief an Duncker vom 27. November „festes Verschmelzen der beiden großen Fragen, der Armeereform im Innern und der deutschen Verfassung nach außen. Die letztere ohne die erstere in die Hand zu nehmen, wäre der Gipfel der Verkehrtheit; denn die deutsche Frage ist Machtfrage. Aber eben so sicher ist: die erstere ohne die letztere führt zu einer Niederlage der Regierung oder zum Verfassungsbruch". Durch energisches Auftreten für eine Reform der deutschen Verfassung sollte und könnte, meinte er, die Regierung sich auch mit der Fortschrittspartei verständigen. Den Forderungen, die Preußen stellen müsse, führte er in einem Schreiben an Duncker vom 9. November aus, würden die Mehrzahl der deutschen Fürsten, die Ultramontanen und Feudalen widerstreben. „Es hat in Deutschland keine anderen Stützen als die Bundesgenossenschaft der öffentlichen Meinung, und um diese zu fesseln, gibt es kein Mittel als eine Politik, die breit und offen liberal ist, die ihrer Kraft vertrauend (und wie sollte König Wilhelm der nicht trauen dürfen?) auch einen kräftigen oder unbequemen Bundesgenossen nicht scheut und die Demokraten wie die Konstitutionellen herrschend um sich sammelt mit dem festen Wort: Wer nicht wider mich ist, ist für mich. Vollends in Süddeutschland gibt es heute gar keine solche Unterscheidung: alle Welt ist dort demokratisch gegenüber den Territorialfürsten und alle Welt monarchistisch in der deutschen Verfassungsfrage, und ich wüßte nicht, welche andere Stimmung dort sich jemand wünschen sollte, der Preußens Wachstum zu fördern strebt." Er hatte es begrüßt, daß die Fortschrittspartei in ihrem Programm vom Sommer 1861 die deutsche Sache an die erste Stelle gesetzt und zugleich eine starke Centralgewalt und eine gemeinsame deutsche Volksvertretung gefordert

hatte. Schon früher hatte er selbst die Berufung eines deutschen Parlaments für nötig erklärt. Er gab Haym in einem Brief vom 24. Januar 1861 zu, es würde dabei „nicht ohne eine gewisse Dosis Konfusion abgehen, obwohl sie ohne Zweifel jetzt viel geringer wäre, als 48, wenn man sie nicht von oben hereinbrächte. Nur vermag ich nicht abzusehen, 1. wie Sie einen großen Krieg bestehen wollen, ohne die Kräfte von ganz Deutschland in der Hand zu haben, 2. wie Sie dies Ziel erreichen sollten ohne Parlament, da jeder andere Apparat in preußischen Händen höchstens bis zum Main wirksam ist, 3. wie Sie auf die Dauer das jetzige führerlose Provisorium, wo der alte Bund tot, und etwas Neues nicht eingerichtet ist, fortsetzen wollen ohne eine gründliche politische Demoralisation in allen außerpreußischen Staaten".

An der durch diese Äußerungen bezeichneten Anschauung glaubte er auch festhalten zu können und zu sollen, nachdem in den ersten Monaten des Jahres 1862 im preußischen Abgeordnetenhaus wie in der Bevölkerung immer mehr eine oppositionelle Richtung gegen die Heeresreform und die Regierung hervorgetreten und diese Strömung nach dem Sturz des liberalen Ministeriums durch die Wahlerlasse des neuen Kabinets verstärkt war. Droysen, Duncker und Theodor von Bernhardi hatten beklagt, daß Sybel durch ein Augenleiden verhindert war, an der im Januar eröffneten Session des Landtags teilzunehmen, weil sie gehofft hatten, er werde in ihrem Sinne auf die parlamentarischen Verhandlungen einwirken; keineswegs aber entsprach ihren Ansichten der Weg, den er nun einschlug, als er nach Besserung seines Befindens wieder gewählt im Mai nach Berlin kam. Sie wünschten, daß ihre liberalen Freunde sich aufs schärfste von der Fortschrittspartei schieden und ihr, nicht bloß der Regierung Opposition machten; Sybel aber glaubte, wie die überwiegende Mehrzahl der außerpreußischen Liberalen, wie namentlich die Führer des Nationalvereins, zunächst gelte es, alle liberalen Elemente zu einen, um das neue Ministerium matt zu setzen. So trat er in das linke Centrum ein, weil er dachte, hier am besten seine liberalen

und nationalen Bestrebungen in gemeinsamer Arbeit mit der Fortschrittspartei fördern zu können. Freilich überzeugte er sich dann bald, wie er schon am 11. Juni an Baumgarten schrieb, welch eine Neigung zur doktrinären Phrase das Gros der Fortschrittspartei erfülle, wie bei ihr ein pessimistischer Radikalismus besonders durch Waldeck gefördert werde, und auch in seiner Fraktion eine Minorität von solchen Einflüssen nicht frei sei. Daß er anders gestimmt war, bewies schon sein Auftreten bei der ersten großen Debatte des preußischen Landtags, an der er teilnahm[1]). Nach seinem Antrag erklärte sich das Abgeordnetenhaus in der von ihm an den König gerichteten Adresse für ein kräftiges Auftreten Preußens gegenüber dem Kurfürsten von Hessen zu Gunsten der hessischen Verfassung von 1831 und des Wahlgesetzes von 1849; in gleichem Sinn trat Sybel dafür ein, daß anderen deutschen Staaten gegenüber Preußen entschieden sein Recht und Interesse bei der Elbschiffahrt und dem Handelsvertrag mit Frankreich wahre. Ausdrücklich bekannte er auch bei der Debatte über die Militärorganisation im September, die preußische Regierung habe in den letzten Dezennien gewiß nicht durch Keckheit gesündigt, sie habe vielmehr aus ökonomischen Gründen, aus Sparsamkeits- und politischen Abwägungen, aus innerer echter Friedensliebe in der ganzen Zeit seit 1815 ihren Degen einrosten lassen; bei der gegenwärtigen Weltlage sei die nationale Wiedergeburt Deutschlands nur bei einer starken militärisch-organisierten Rüstung Preußens durchzusetzen. Deshalb bezeichnete er es als ein Unglück, wenn die Regierung genötigt würde, zu dem Zustande des Heeres von 1859 zurückzukehren; deshalb einte er sich mit Stavenhagen und Twesten zu einem Vermittlungsvorschlag, nach dem die Mittel für die Erhaltung der neu gebildeten

---

[1]) S. Sybels Äußerungen bei der Adreßdebatte im Juni 1862 in den Stenographischen Berichten über die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses S. 140 ff., in deren Registern auch seine späteren Landtagsreden verzeichnet sind. Vgl. außer seiner eigenen späteren historischen Darstellung namentlich die von ihm ausdrücklich gebilligte Selbstkritik des Liberalismus von Baumgarten in dessen Aufsätzen S. 162 ff.

Regimenter bewilligt werden sollten, wenn die Regierung in einem neuen Gesetz der von der öffentlichen Meinung geforderten Einführung der zweijährigen Dienstzeit zustimme. Nachdrücklich hat in unserem Jahrzehnt Gneist die Bedeutung dieses Antrags hervorgehoben[1]); nach einer Erklärung des Kriegsministers schien einen Augenblick sich eine Aussicht auf Vergleichsverhandlungen auf dieser Basis zu eröffnen; aber weder der König noch die Mehrheit des Abgeordnetenhauses wollte auf solche eingehen. Daß der König recht hatte, wenn er damals erklärte, er könne nicht auf die neue Organisation der Armee mit dreijähriger Dienstzeit verzichten, ist von Sybel selbst später anerkannt worden; damals aber schien auch ihm, nachdem sein Versuch einer Verständigung gescheitert war, scharfe Opposition gegen die Regierung geboten, welche die neue Gestaltung des Heeres auch nach seiner Ansicht nunmehr in verfassungswidriger Weise durchzusetzen suchte, und in heftigen Reden bekämpfte auch er namentlich den Ministerpräsidenten, der unmittelbar darauf zur Leitung des preußischen Staats berufen wurde.

Wer Sybels politische Äußerungen aus den vorangegangenen Jahren mit den später auf seine Veranlassung veröffentlichten Berichten Bismarcks vom Bundestag vergleicht, dem tritt manche bemerkenswerte Übereinstimmung zwischen Beider Anschauungen entgegen; damals aber wußte Sybel noch nicht, mit welcher Klarheit und Kraft schon in Frankfurt der preußische Gesandte die Interessen seines Staates Österreich gegenüber vertreten hatte. Auch er sah in ihm nur den brandenburgischen Junker, der einst in Erfurt den von den Gothaern geforderten preußisch-deutschen Bundesstaat bekämpft hatte und von dem sie auch jetzt keine ernsthafte Förderung ihrer nationalen Be-

[1]) In seiner 1893 veröffentlichten Schrift über die Militärvorlage von 1892 und den preußischen Verfassungskonflikt von 1862—66 S. 58. Ein Vergleich dieser Schrift mit Sybels Ausführungen im 6. Bd. der Begründung des deutschen Reichs S. 133 ff. zeigt, daß Beide in den prinzipiellen Fragen übereinstimmten, verschieden aber die Bedeutung der Kabinetsordre von 1819 beurteilten, und ist für Beider Charakteristik lehrreich.



strebungen erwarteten. Die Größe Bismarcks und seines Unternehmens vermag man völlig nur dann zu würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie verschiedenartige Kräfte er dabei berücksichtigen, wie mannigfache Reibungen und schwere Kämpfe er auch mit hervorragenden Helfern bei der nationalen Neugestaltung Deutschlands bestehen mußte. Ausdrücklich hat er später als solchen Sybel anerkannt, bei dessen fünfzigjährigem Doktorjubiläum ihm persönlich gedankt für seine „langjährige Mitarbeit an dem gemeinsamen vaterländischen Werke“; unfraglich war für dies von hohem Wert Sybels Thätigkeit für die historisch-politische Bildung der Nation. Wir sahen, wie eifrig er schon vor 1848 für sie zu wirken begonnen hatte, wie er schon damals für die Verbindung des liberalen Bürgertums mit dem preußischen Königtum, für die Fortsetzung der Steinschen Reformen eingetreten war. In den Jahren, die er außerhalb Preußens verlebte, war er durch die Eindrücke, die er in Hessen und Bayern empfing, in seiner Überzeugung von Preußens Beruf zur Führung Deutschlands, war er in seinen nationalen und zugleich seinen liberalen Anschauungen bestärkt worden; immer bestimmter prägte er beide aus. In weiten Kreisen förderte er das Verständnis für die Geschichte und die Aufgabe des preußischen Staates und des preußischen Königtums, und seine Ausführungen, daß wichtige Voraussetzungen für die konstitutionellen und nationalen Reformbestrebungen unseres Jahrhunderts schon im vorigen durch die absoluten Herrscher Preußens geschaffen waren, überzeugten um so mehr auch nichtpreußische Leser, weil er mit historischer Unbefangenheit anerkannte, daß die preußischen Könige selbst von diesem Ziel ihrer Thätigkeit keine Ahnung hatten[1]). Begreiflicherweise

[1]) S. die deutsche Nation und das Kaiserreich S. 109 f. u. vergl. S.'s Rede von 1863 über die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen, die Bailleu als „eine gedankenreiche und geistvolle Nachweisung der inneren Kontinuität in der Entwicklung des preußischen Staats, eine anticipierte Widerlegung der neuerdings in Frankreich aufgestellten Anschauungen über die ausschließende Beeinflussung der preußischen Reformepoche durch die Ideen der französischen Revolution“ unter den „Gelegenheitsschriften“ der

wurden dabei von ihm die konservativ-aristokratischen Elemente preußischer Vergangenheit und Gegenwart nicht genügend gewürdigt. Immer lebhafter aber mußte der Gegensatz zwischen diesen und der geistigen und wirtschaftlichen Bewegung der deutschen bürgerlichen Gesellschaft empfunden werden, je mehr beide Seiten versuchten, ihre Interessen und Anschauungen auch im politischen Leben Preußens in öffentlicher Diskussion geltend zu machen[1]); als Vertreter des rheinischen Bürgertums und seiner konstitutionellen Staatsauffassung fühlte Sybel doppelt sich getrieben, dem aus den Kreisen des Junkertums hervor-

---

Bonner Zeit besonders hervorgehoben hat. Auch Treitschke empfahl die „geistreiche lebendige Darstellung", durch die Sybel „meisterhaft den Nachweis führte, daß die konstitutionelle Staatsform sich mit Notwendigkeit aus der preußischen Geschichte ergibt", in einer kurzen Recension im Litterarischen Centralblatt vom 9. April 1864, die jetzt im 4. Bd. seiner Aufsätze S. 612 wieder abgedruckt ist; vgl. ebenda S. 621 seine Besprechung des ersten Bandes von S.'s Kleinen Schriften. Es ist bezeichnend, daß in deren späteren Auflagen der Hinweis auf die „Marwitze" in dem letzten Satz von S.'s Rede gestrichen ist.

[1]) Vgl. über die Gründe und die Entwicklung dieses Gegensatzes den zuerst im 27. Band der Preußischen Jahrbücher, dann in seinen deutschen Studien gedruckten Aufsatz von Nitzsch über deutsche Stände und deutsche Parteien. Auch diese seine feinsinnigen Bemerkungen bekunden, wie verschieden seine Auffassung und Darstellungsart von der S.'s war, der bei dem wachsenden ungünstigen Einfluß, den er auf jüngere Fachgenossen durch Nitzsch geübt sah, seine Bedenken gegen diesen nicht verschweigen zu dürfen glaubte; daraus erklärt sich wohl mit auch das Urteil, das er in der Gedächtnisrede auf Giesebrecht über die Arbeiten von Nitzsch gefällt hat. Daß ihre anregende Kraft aber auch Sybel anerkannte, dafür spricht wohl die Aufnahme von vier Aufsätzen von Nitzsch in die Historische Zeitschrift, in deren drittem Band auch N. nicht nur eine ausführliche Entgegnung auf Hegels scharfe Kritik seines Buchs über die Ministerialität gestattet, sondern schon vorher auf die günstigere Beurteilung dieses Werkes durch Waitz hingewiesen wurde. — Außer den Bemerkungen von Nitzsch und den oben erwähnten Schriften von Baumgarten und Gneist scheinen mir für das Verständnis des Konflikts besondere Beachtung die Erörterungen von Meinecke über Boyen und Roon im 77. Band der Historischen Zeitschrift und die mir erst nach Abschluß dieses Abschnitts zugekommene Rede zu verdienen, die Lenz bei der Feier des hundertsten Geburtstags Kaiser Wilhelms I. in der Berliner Akademie hielt.

gegangenen Minister entgegenzutreten, in dessen Politik er damals nur eine Fortsetzung der Bestrebungen der „Marwitze" sah, die seinen Rechtsanschauungen und seinen Idealen zuwiderlief. Und seine Opposition gegen Bismarcks Politik wirkte auch auf seine Beurteilung der von diesem Ministerium vertretenen Reorganisation der Armee und ihres bedeutendsten Vorkämpfers, des mit Bismarck eng verbundenen Kriegsministers ein. Nach seiner Rede im September 1862 war ihm von seinem Fraktionsgenossen Carlowitz vorgeworfen worden, er habe zu sehr für die Anschauungen Roons gesprochen; dieser selbst betonte dagegen schon damals vornehmlich ihre Differenzen. Zu schroffstem Ausdruck kamen diese nun aber bei den Debatten des folgenden Jahres. Auch bei ihnen zeigte sich, wie von den radikalen Gedanken Waldecks sich Sybels Auffassung unterschied; aber mit viel größerem Eifer bekämpfte auch er jetzt die Theorien und Maßregeln Bismarcks und Roons: so namentlich im Januar 1863 bei der Begründung der Anklage gegen sie, die das Abgeordnetenhaus in Form einer Adresse an den König richtete, so im Februar bei der Verurteilung des Vertrags, den Bismarck mit Rußland dem polnischen Aufstande gegenüber geschlossen hatte, so bei der Debatte über ein neues Heergesetz im Mai. Seine Worte, in denen er den Kriegsminister aufforderte, sein Amt niederzulegen, führten zu einer weiteren Schärfung des Konflikts zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhaus; infolge davon wurde der Landtag geschlossen. Als Sybel darauf heimkehrte, wurde sein energisches Auftreten gegen das Ministerium in großen Versammlungen in Bonn und Krefeld gefeiert[1]); sie bekundeten, wie das Vorgehen der Regierung

[1]) Die Rede, die Sybel am 13. Juni in Krefeld hielt, wurde als besonderes Flugblatt, seine Ansprache an die am 2. Juni in Bonn abgehaltene Versammlung in der für die Erkenntnis der damaligen Stimmung lehrreichen Sammlung von Berichten über Kundgebungen der westlichen Wahlbezirke gedruckt, die u. d. T.: Die Stimme des preußischen Volks in Rheinland und Westfalen 1863 in Frankfurt veröffentlicht wurde. Wie erbittert damals die eifrigsten Freunde Preußens unter den außerpreußischen Liberalen über die innere Politik der preußischen Regierung waren, zeigen Briefe von Baumgarten, Bluntschli und Pauli an Sybel und die Erörterungen von

gegen die Presse weiter die öffentliche Meinung erbittert hatte; einstimmig wurde Sybel wieder gewählt, als es im Herbst zu neuen Wahlen kam. Bei ihrem Ausschreiben hatte das Ministerium betont, es sei dazu mit durch die auf dem Frankfurter Fürstentag zu Tage getretenen Bestrebungen Österreichs bestimmt, dem preußischen Staat seine Machtstellung in Deutschland und Europa zu verkümmern; bei dem Mißtrauen, mit dem Sybel wie das gesamte liberale Bürgertum dem Ministerium gegenüber stand, sah auch er in solchen Gefahren damals nur einen neuen Grund, seinen Sturz zu wünschen. Und so wurden auch durch die im November eintretende Krisis in der schleswig-holsteinischen Frage er und seine Freunde nicht sofort zu einer anderen, Bismarck geneigteren Haltung bestimmt. Mehrfach hatte Sybel die Hoffnung ausgesprochen, daß das Verhalten der Dänen gegen die deutschen Herzogtümer zu einem Kriege führe, der Preußens und Deutschlands Interessen fördere; für die Vertretung der nationalen Sache sah auch er jetzt zunächst keinen anderen Weg als die Anerkennung der Erbfolge Friedrichs von Augustenburg. So trat er im Abgeordnetenhaus für sie ein; die Bedeutung der bei diesem Anlaß von Bismarck abgegebenen Erklärung über das Londoner Protokoll wußte auch er damals nicht zu würdigen; da die Regierung unter Berücksichtigung der europäischen Verhältnisse nicht sofort von diesem Vertrag zurücktreten wollte, schien auch ihm es um so bedenklicher, daß das Abgeordnetenhaus eine geforderte Anleihe bewillige. Wie er bei den wichtigsten Debatten des Jahres 1863 als Berichterstatter thätig gewesen war, sollte er als solcher im Dezember auch die Adresse an den

Treitschke über das Schweigen der Presse in Preußen in den Grenzboten vom 17. Juli 1863, die jetzt im 4. Band seiner Aufsätze S. 126 ff. wieder abgedruckt sind. Aus den Tagebüchern von Th. v. Bernhardi 5, 111 ff. ist zu ersehen, daß damals auch dieser eifrige Anhänger der Heeresreform, der scharf die Haltung der liberalen Mehrheit und namentlich auch Sybels tadelte, die Meinung äußerte, das Ministerium müsse wegen der Preßverordnung in Anklagezustand versetzt werden und zwar auf Antrag eines Mitglieds der altliberalen Partei, sonst „verlieren wir alles Ansehen und allen Einfluß im Lande; es geht uns die Möglichkeit verloren, für Preußens wahre Interessen, für die Dynastie wirksam einzutreten“.

König begründen, welche die Haltung des Hauses gegenüber der Geldforderung des Ministeriums erläuterte — da wurde ihm dies durch einen Anfall von Diphtheritis unmöglich gemacht.

Über diese Wendung hat Sybel 1888 geäußert[1]): „Der Himmel war so gnädig, mich an weiterer Blamage zu hindern". Gewiß mit Recht hat Schmoller bemerkt, daß dieser Ausspruch Sybel nur ehren könne, da er seine Wahrheitsliebe und seine Fähigkeit zur Selbstkritik zeige; aber ebenso gewiß ist mit dieser Bemerkung das Urteil über Sybels politische Haltung während des Konflikts nicht abzuthun. Niemand hat klarer als er später die Gründe und die Bedeutung des damals von Bismarck beobachteten Verfahrens dargelegt; was dadurch von diesem, was auch von dem König und Roon durch die von ihnen betriebene Heeresreform für Deutschland wie für das preußische Königtum geleistet ist, das liegt heute greifbar vor aller Augen, und wohl vermögen wir heute auch zu erkennen, wie Bismarcks nationaler Politik auch sein Konflikt mit dem Parlament gedient hat. Fester wurden dadurch er und der König miteinander verbunden; daß auch in der schleswig-holsteinischen Frage das Abgeordnetenhaus die Politik des Ministers bekämpfte, das machte Österreich geneigter, auf die von Bismarck vorgeschlagene Bahn sich einzulassen, und zugleich wurde durch die heftigen Angriffe,

[1]) In seiner späteren autobiographischen Aufzeichnung. Leider hat er wie in dieser auch in der früheren von 1877 nur kurz seine Haltung im Konflikt besprochen. Zu ihrer Motivierung schrieb er hier, nachdem er das Scheitern seines Vermittlungsversuchs erwähnt hatte: „Für mein persönliches Teil mußte ich mich jetzt entscheiden. Die Wahl war schwer, nachdem das nach meiner Überzeugung sachlich Wünschenswerte evident gesetz- und verfassungswidrig geworden war. Ich sagte mir endlich, daß über die Zweckmäßigkeit der Armeeformation mir ein bindendes Urteil nicht zustehe, die Verletzung des Verfassungsrechts aber über jeden Zweifel erhaben sei. Ich trat also jetzt zur entschiedenen Opposition." Aus beiden Aufzeichnungen ist zu erkennen, daß er auch später aus seiner parlamentarischen Thätigkeit den 1862 von ihm mit Stavenhagen und Twesten gestellten Vermittlungsantrag für besonders erwähnenswert hielt; als seine Äußerungen für diesen in einer Darstellung eines Schülers von ihm als „Tifteleien" bezeichnet wurden, schrieb er an den Rand: „Tifteleien? gegen Genehmigung der zweijährigen Dienstzeit die Bewilligung der neuen Regimenter".

welche das preußische Parlament und die preußische Presse gegen die verhaßte Regierung richteten, das Ausland über die Kraft und die Aktionsfähigkeit Preußens getäuscht[1]). Daß aber auch im Inland, daß auch von einem so eifrigen Vertreter einer kräftigen nationalen Politik wie Sybel so zunächst der geniale Staatsmann verkannt und bekämpft wurde, der auch seinen Wünschen und Hoffnungen die Erfüllung bringen sollte, das wird nach dem oben Mitgeteilten nicht unverständlich erscheinen. Weder Bismarck noch seinen damaligen Gegnern wird gerecht, wer ihre Haltung im Konflikt als unbegreifliche Verblendung schilt; denn wahrlich nicht leicht war es zu erkennen, daß der schmale und vielgeschlungene Weg, den sein Scharfblick gefunden hat, zu dem höchsten nationalen Ziele führe, in dem allein nach Gneists treffendem Ausdruck auch der im Konflikt zu Tage getretene „Widerspruch zwischen berechtigten Standpunkten des Staats und der Gesellschaft seine Lösung finden" konnte. Früh hatte, wie wir sahen, dies höchste Ziel Sybel ins Auge gefaßt; früh hatte er erkannt, daß es darauf ankomme, die innere und äußere Frage zu verschmelzen, daß auch für Preußens innere Entwicklung ein kräftiges Auftreten nach außen und dadurch Deutschlands Einigung zu erstreben sei; es war begreiflich, daß, als deutlicher hervortrat, welche Aussichten für Deutschland durch Bismarcks Politik sich eröffneten, Sybel früher als die meisten seiner Mitkämpfer im Konflikt zu einer anderen Beurteilung des Ministers geführt wurde. Vielen wurde eine solche Erkenntnis durch die fortdauernden Tageskämpfe im Parlament erschwert; es war demnach für Sybel eine günstige Fügung, daß er ihnen durch sein Befinden entrückt wurde. Nachdem die Diphtheritis und ihre Folgen überwunden waren, zwang ihn 1864 sein Augenleiden auf das neue, sich zu schonen; so legte er in diesem Jahr sein Mandat nieder, um frei von den Auf-

[1]) „Man kann daher sagen", äußerte 1880 Nagel in seinem an treffenden Bemerkungen so reichen Sendschreiben an Bennigsen, das er seiner Schrift über den christlichen Glauben und die menschliche Freiheit voranstellte, „es sei die ‚providentielle Mission' der Fortschrittspartei gewesen, das Ausland in verblendete Sicherheit einlullen zu helfen".



regungen und Anstrengungen des Berliner Aufenthalts, seiner akademischen und wissenschaftlichen Thätigkeit in Bonn zu leben.

Viel Zeit und Kraft hatte dieser Sybels Teilnahme am Parlament entzogen; doch war sie nicht ohne Nutzen auch für den Professor. Nicht von Haus aus zum Redner veranlagt, wie Häusser oder Treitschke, hat Sybel größere Erfolge durch seine Vorträge erst in München errungen; seine rednerische Kraft entwickelte er nun weiter durch ihre Übung in parlamentarischen und Volksversammlungen, und durch die Energie, mit der er in den Kämpfen der Zeit seine politischen Ansichten verfocht, wurde das Ansehen seiner Persönlichkeit und dadurch auch der Eindruck erhöht, den er auf seine Zuhörer machte. Zahlreich sammelten sie sich um ihn, wie um seinen Vorgänger in dem größten Hörsaal des alten Bonner Schlosses, und wie Dahlmanns Vorlesungen übten auch die seinen eine starke sittlich-politische Wirkung, so sehr auch bei ihnen die Verschiedenheit zwischen der stärker realistischen Auffassung des rheinländischen Schülers von Ranke und dem wuchtigen Pathos des niedersächsischen Idealisten zu bemerken war. Manches hatte sich in dem Äußeren und in den Anschauungen Sybels geändert seit jenen Marburger Tagen, aus denen Büdinger uns das oben mitgeteilte Bild seines jugendlichen Lehrers entworfen hat: früh war dessen Haar ergraut, und niemand würde ihn jetzt mehr als hager bezeichnet haben, seine hohe Gestalt war breit geworden; aber auch jetzt fesselte vor allem die Verbindung von überlegener Klugheit und menschenfreundlichem Wohlwollen, die aus seinen Augen und Worten sprach, imponierten die Klarheit und Sicherheit, mit der von ihm Wesentliches und Unwesentliches geschieden, Menschen und Verhältnisse beurteilt, reiche gelehrte Kenntnisse in den Dienst ethischer Zwecke gestellt wurden. Was er von seinen Vorgängern gesagt hat, es galt auch von ihm: auch er war durchdrungen „von dem Bewußtsein, daß das Wissen erst dann zur Wissenschaft wird, wenn es nicht bloß einzelne Notizen lehrhaft weiter trägt, sondern die Gesamtheit des Lebens veredelnd fördern hilft“, und dies Bewußtsein suchte er auch durch seine Vorlesungen zu wecken. Mit Niebuhr und Dahlmann

fühlte er sich einig in der nationalen Gesinnung und den leitenden politischen Grundsätzen, die er auch auf dem Lehrstuhl vertrat; wie sie wollte aber auch er vor allem seine Hörer zu selbständiger wissenschaftlicher Auffassung anleiten, sie historisch anschauen und denken lehren. Ergreifend und erhebend wußte er auch auf ihr Gefühl zu wirken; besonders aber kam es ihm darauf an, ihnen das Verständnis für die treibenden Kräfte des historischen Lebens zu erschließen; nach dieser Rücksicht wählte und disponierte er seinen Stoff, und noch mehr als in seinen Büchern trat hier seine ungewöhnliche Fähigkeit hervor, bei Erörterung schwieriger Fragen den entscheidenden Punkt scharf und klar herauszuheben und sein Urteil bestimmt, aber ohne Übertreibung zu formulieren.

Genauer lernten seine Gaben noch diejenigen kennen, welche er in dem auch jetzt in Bonn von ihm organisierten Seminar in die historische Forschungsarbeit einführte. In den unten abgedruckten Aufsätzen über Ranke und Waitz hat er auch seine Auffassung von der Aufgabe des Seminarleiters entwickelt; in der Überzeugung, daß „die künstlerische Thätigkeit des Historikers sich nicht lehren, sondern höchstens anregen läßt“, legte auch er bei seinem seminaristischen Unterricht vor allem Gewicht darauf, seine Schüler mit der kritischen Methode vertraut zu machen. Aber wie Ranke erinnerte auch er sie stets, daß diese nicht Selbstzweck sei, wies er auf die Ziele hin, zu deren Erreichung sie diene, warnte er davor, sie handwerksmäßig anwenden zu wollen, sich in Kleinigkeiten zu verlieren, an Äußerlichkeiten hängen zu bleiben. Weil ihm zur Aneignung der kritischen Methode Stoffe der mittelalterlichen Geschichte geeigneter erschienen, als solche der modernen, behandelte er in Bonn wie in München gern namentlich die ihm seit seinen ersten Arbeiten besonders vertrauten Quellen des elften und der früheren Jahrhunderte des Mittelalters; doch kam es auch bei ihrer Würdigung ihm und seinen Schülern zu statten, daß er sich nicht auf ihr Studium beschränkt hatte. Als er im Sommer 1864 im Seminar die Erörterungen über „die Gesetze des historischen Wissens“ vortrug, die er dann in seiner am 3. August gehaltenen

Rede bestimmt formulierte, wußte er durch Beispiele aus neuer und neuester Geschichte seine zunächst an mittelalterliche Historiker anknüpfenden Ausführungen anschaulicher zu gestalten; zur Erfüllung der Forderungen, die er hier und sonst theoretisch begründete, gab er in seinen Übungen treffliche praktische Anleitung. An verschiedenartigen Beispielen zeigte er, wie man streben müsse, die „individuelle Natur der historischen Berichterstatter in ihrem innersten Wesen zu erkennen“, ihren persönlichen Wert mit Rücksicht auf ihre Zeit zu bemessen, aber auch nicht zu vergessen, „den Wert dieser Zeit nach allgemein geschichtlichem Maßstab zu beurteilen“. Nicht minder aber als die Eigenart der von ihm behandelten Quellenschriftsteller beachtete er die seiner Schüler; wie er von Ranke es rühmt, war auch er „eingedenk der höchsten pädagogischen Regel, daß die Schule nicht die Abrichtung, sondern die Entfaltung der persönlichen Kräfte zur Aufgabe hat“. Er sah es gern, wenn solche auch in der Debatte mit ihm zu Tage traten; seine geistige Beweglichkeit zeigte sich nicht nur in der Gewandtheit, mit der er die eigenen Ansichten vertrat, auch in der Schnelligkeit, mit der er die des Anderen verstand; mit überlegener Klarheit wußte er dann Richtiges und Falsches, Sicheres und Unsicheres zu sondern. Trugen seine Bemerkungen dabei nicht selten einen leisen ironischen Anflug, so sprach auch aus ihnen sein freundliches Wohlwollen — und wie vielen seiner Schüler hat er dies, hat er sein warmes herzliches Interesse an ihren Arbeiten und ihren Personen im späteren Leben erhalten und bethätigt! Ja wohl haben manche von ihnen später noch mehr als in ihrer Studentenzeit von ihm gelernt, noch klarer und lebhafter empfunden, wie reiche wissenschaftliche Anregung und menschliche Erquickung ihnen der Verkehr mit ihm bot. Und auch solche jüngere Fachgenossen, die erst nach Abschluß ihrer Universitätsstudien zu ihm in Beziehung kamen, haben dankbar den bestimmenden Einfluß anerkannt, den er auf ihr ganzes Denken und Leben geübt hat. Wirkte er so in München auf Baumgarten, Weizsäcker und Kluckhohn, so hat er hier in Bonn sich selbst seinen späteren Nachfolger auf seinem Lehrstuhl in

Karl von Noorden erzogen. Noorden und Maurenbrecher, die Beide damals unter Sybels Auspicien ihre Lehrthätigkeit begannen, haben oft ausgesprochen, wie viel sie ihm dankten, und wie durch ihre und die Äußerungen anderer Sybelscher Schüler ist auch durch Springers Schilderung dieser Zeit bezeugt, daß Sybel in Bonn den belebenden Mittelpunkt für ältere und jüngere Genossen seiner Studien und seiner politischen Anschauungen bildete[1]).

Mit Springer wurde er durch ihr gemeinsames Interesse für die Geschichte Österreichs zusammengeführt. War Springer gerade damals mit ihrer Bearbeitung beschäftigt, so hatte Sybel in diesen Jahren Angriffe abzuwehren, die gegen seine Auffassung der österreichischen Politik in der Revolutionszeit gerichtet wurden. Von österreichischen Historikern, welche die Wiener Archivalien für diese Periode studierten, ist später nachdrücklich anerkannt worden, daß Sybel zuerst der „Persönlichkeit Leopolds II. gerecht" wurde und des Kaisers „Stellung zu den brennenden Fragen seiner Zeit in ihrer Bedeutung erfaßte und in scharfen Umrissen beleuchtete"[2]); da jedoch Leopolds Politik, wie Sybel selbst sagte, „sehr gewunden und, bei großer Zähigkeit im ganzen, im einzelnen sehr wechselnd" und die österreichischen Akten damals noch nicht zugänglich waren, so läßt sich doppelt leicht begreifen, daß die auch hier scharf der alten entgegengesetzte neue Auffassung Sybels lebhaft bestritten wurde. Wenn sich aber für diesen Streit über das günstige Urteil, das Sybel über einen österreichischen Herrscher gefällt hatte, wesentlich nur die Fachgenossen interessierten, so wurden viel weitere Kreise durch die Vorwürfe erregt, die ihm und Häusser wegen ihrer Darstellung des preußenfeindlichen Ministers

---

[1]) S. Springer, Aus meinem Leben S. 253 und Maurenbrechers Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Vorträgen von Noorden S. 7 ff. Ähnlich äußern sich W. Busch in einem 1893 in der Neuen Bonner Zeitung veröffentlichten Aufsatz über Maurenbecher und Asbach in seiner Schrift: Zur Erinnerung an Arnold Schaefer S. 38.

[2]) S. A. Beer in der Historischen Zeitschrift 27, 1 und Zeißberg in der Allgem. deutschen Biographie 18, 336.



Thugut und ihrer Erklärung der preußischen Politik in der Revolutionszeit gemacht wurden; als „kleindeutsche Geschichtsbaumeister“ wurden sie von österreichischen und großdeutschen Gegnern verdächtigt und angegriffen. Sybel wurde durch diese Streitigkeiten nur in seiner Anschauung von dem Verhältnis Österreichs und Preußens zu der deutschen Entwicklung bestärkt. Auch in den Tagen heftigen Kampfes mit der preußischen Regierung suchte er zugleich seine Haltung in der Gegenwart und seinen Glauben an Preußens und Deutschlands große Zukunft dadurch zu rechtfertigen, daß er mahnend auf Preußens Vergangenheit, namentlich auf Worte und Thaten Friedrichs des Großen und der Helden der Befreiungskriege hinwies. So erinnerte er im Juni 1863 in Krefeld an die Auffassung des größten preußischen Königs von der Pflicht des Fürsten; so zeigte er am 3. August dieses Jahres in der ersten akademischen Festrede, die er am Geburtstag des königlichen Stifters der Bonner Universität hielt, wie durch große Leistungen der absoluten Monarchie in Preußen der Verfassungsstaat vorbereitet worden war; so feierte er in einer Bonner Volksversammlung am fünfzigjährigen Gedenktag der Leipziger Schlacht die tapferen Sieger, die „erfüllt waren von Durst nach Freiheit und von uneigennütziger Hingabe an das Gesamtwohl“. Wie schon 1847 in dem früher besprochenen Artikel der Kölnischen Zeitung hob er auch jetzt besonders hervor, in den Tagen der Befreiungskriege habe es sich gezeigt, „daß Freiheit und Ordnung, Freiheit und Königtum keine Gegensätze sind; niemals hielt das Land in festerer freiwilliger Zucht zusammen, niemals drängte sich das Volk in wärmerer freiwilliger Treue um den Thron als in jener Zeit, als der König selbst die Nation zu Freiheit und Selbstthätigkeit aufrief“. Besonders aber fühlte er sich verpflichtet, als die fünfzigjährige Verbindung des Rheinlandes mit dem preußischen Staat gefeiert wurde, ihre segensreichen Folgen für seine rheinische Heimat in helles Licht zu setzen; ausdrücklich erklärte er in der Rede, die er bei diesem Anlaß im Mai 1865 in der Bonner Aula hielt: „Wie dieses Preußen einmal ist, mit seinen Schroffheiten und Schwächen, mit seiner

Tüchtigkeit und Kraft, mit seiner großen Geschichte und seiner gewaltigen Zukunft, wir gehören zu ihm, wir wollen zu ihm gehören und zu keinem anderen."

Hoffnungsfreudiger sah er damals in Preußens und Deutschlands Zukunft, nach den Erfolgen, welche 1864 im Krieg mit Dänemark errungen waren. Schon im Sommer 1864 sprach er seine Freude über die dadurch erreichte Hebung von Preußens europäischer Stellung aus; er erkannte an, daß Bismarck „nicht wie einst Manteuffel und Schleinitz den Krieg für der Übel höchstes gehalten"; doch äußerte er damals noch große Bedenken gegen dessen Leitung der auswärtigen Politik. Für sie wünschte er, wie er am 19. Juni Droysen schrieb, „ebenso kecke und etwas solidere Hände", und wenn er Droysen einräumte, daß das Machtinteresse für jeden Staat das erste sei, und deshalb sich bereit zeigte, dafür auch bei diesem Ministerium alles Mögliche zu thun, so erklärte er doch Geldbewilligungen des Abgeordnetenhauses für unmöglich, ehe nicht dessen Budgetrecht anerkannt und gesichert, und damit die Verletzung des Rechtsprinzips gesühnt sei. Und an diesem Grundsatz hielt er fest, auch als die weitere deutsche Entwicklung ihn immer lebhafter eine Beilegung des Konflikts wünschen und günstiger den Leiter der auswärtigen preußischen Politik beurteilen ließ. Wie der alte Vorkämpfer der Rechte der Deutschen in Schleswig-Holstein, wie Wilhelm Beseler, der im gleichen Jahre mit ihm nach Bonn als Kurator der Universität berufen war und mit dem er dort freundschaftlich verkehrte, legte auch er besonderes Gewicht darauf, daß bei der Ordnung der Verhältnisse der Herzogtümer Preußen im nationalen Interesse auf die Dauer ein entscheidender Einfluß gesichert werde. Er bemühte sich deshalb für die Unterstützung der diese Anschauung vertretenden Flensburger Norddeutschen Allgemeinen Zeitung und sprach sich selbst öffentlich in gleichem Sinne aus. Er beklagte, daß auch preußische Liberale durch ihre Haltung in der schleswig-holsteinischen und der deutschen Frage, daß sie namentlich im Frühjahr 1866 durch ihre Friedensadressen die Gegner Preußens förderten; eindringlich stellte er dem Redakteur der Kölnischen Zeitung

das Verkehrte und Gefährliche einer solchen Politik vor; aber er fürchtete, daß Reden und Schreiben in seinem Sinn wenig Eindruck auf die öffentliche Meinung mache, die im Anfang des Jahres 1866 durch den gegen die Redefreiheit der Abgeordneten gerichteten Beschluß des Obertribunals und seine Verteidigung durch die Regierung auf das Neue gegen sie erbittert war. Eine Umstimmung, schrieb er an Baumgarten, sei nur durch greifbare Thaten, durch liberale Konzessionen im Inneren und entscheidende Erfolge nach außen zu erwarten. So entschloß er sich selbst erst nach dem Beginn des Krieges zu einer öffentlichen Äußerung über die Lage, als er dazu von einem Berliner Wahlmann aufgefordert wurde, der bei ihm angefragt hatte, ob er bei den damals stattfinden Neuwahlen ein Mandat annehmen würde. Indem er dies ablehnte, wies er in seinem vom 28. Juni datierten Schreiben darauf hin[1]), wie das Verhältnis des Landes zur Regierung durch deren entschlossenes Auftreten in der höchsten Lebensfrage der Nation wesentlich verändert und dadurch auch die Möglichkeit des inneren Friedens geschaffen sei. „Unser innerer Zustand bisher war übel, aber übler als alles wäre die Niederlage gegen Österreich.“ Unter solchen Umständen hielt Sybel es nicht für richtig, „wenn liberale Männer einen Personenwechsel im auswärtigen Ministerium als Bedingung jeder Bewilligung bezeichneten. Sie sollten vom Feinde lernen: sie sollten sich in Wien und Frankfurt erkundigen, ob dort ein anderes Ereignis mit größerem Jubel begrüßt würde, als die Entfernung des kühnen und erfindungsreichen Mannes, der nach fünfzigjähriger Stagnation dem preußischen Namen wieder Respekt und Furcht in der Welt verschafft hat“. So forderte er als Vorbedingung für jede Geldbewilligung nur die Anerkennung des Budgetrechts des Abgeordnetenhauses; denn wer nicht Nein sagen könne, solle auch nicht Ja sagen. Glücklicherweise scheine aber die Möglichkeit einer Verständigung

[1]) Welche Beachtung dieses Schreiben Sybels fand, zeigt ein Blick in Treitschkes politische Korrespondenz im Juliheft der Preuß. Jahrbücher und in Julian Schmidts Broschüre über die Notwendigkeit einer neuen politischen Parteibildung S. 15.

hierüber durch das Vorgehen der Regierung in der deutschen Sache näher gerückt zu sein als jemals früher. „Mit der Überweisung der Militärfrage an ein deutsches Parlament fällt der eigentlich vergiftende Grund des Budgethaders hinweg. Im übrigen wird es jetzt die Sache des Abgeordnetenhauses sein, durch die That die Krone zu überzeugen, daß die Anerkennung des Budgetrechtes und die politische Freiheit des Volks für den preußischen Staat eine Quelle nicht der Schwäche, sondern der Stärke ist."

Wie mußte es ihn bei solcher Gesinnung erfreuen, daß die Führer des preußischen Staates und Heeres alle Hoffnungen übertrafen, die Sybel gehegt hatte, daß, wie er am 10. Juli an Baumgarten schrieb, „die obere Leitung, Schnelligkeit, Rastlosigkeit, Tapferkeit der Truppe, Verwaltung des Heerwesens, alles gleich vortrefflich sich zeigte", und nach ihren glänzenden Erfolgen im Krieg die Regierung den inneren Frieden durch die Vorlage des Indemnitätsgesetzes herstellte. Mit dem „ebenso mutigen als vorsichtigen Steuermann", wie er in einem Briefe von 1867 Bismarck bezeichnete, war er auch darin einverstanden, daß dieser bei der Neuordnung der deutschen Verfassungsverhältnisse einen Weg einschlug, der wesentlich von den in der Paulskirche und im Erfurter Parlament unternommenen Versuchen sich unterschied, daß er nicht daran dachte, einen konstitutionell-monarchischen Bundesstaat „nach der auf den Universitäten ausgebildeten Theorie" zu schaffen, sondern „nach Zahl und Maß der vorhandenen realen Kräfte gesetzliche Organe herauszubilden und Kompetenz und Wirksamkeit dieser Organe" zu bestimmen suchte. In diesen Worten charakterisierte und rechtfertigte Sybel den Entwurf der Verfassung des norddeutschen Bundes in der ersten Rede, die er als Abgeordneter von Lennep-Mettmann in dem konstituierenden Reichstag hielt und durch die er für die wesentlichsten Punkte dieses Entwurfs eintrat[1]).

[1]) S. diese Rede in den Stenographischen Berichten über die Verhandlungen des Reichstags des Norddeutschen Bundes i. J. 1867 S. 325 ff., ebenda S. 426 ff. seine Ausführungen gegen das allgemeine Wahlrecht und S. 568 ff. über die Neuordnung des Heerwesens. Vgl. auch den Bericht Sybels an seine Wähler in der Kölnischen Zeitung vom 14. April 1867.



Freilich nicht in allem billigte er ihn; in eingehender Erörterung erklärte er sich namentlich gegen die Proklamierung des allgemeinen direkten und gleichen Stimmrechts, das er, wie wir uns erinnern, schon 1848 in Hessen bekämpft hatte. Wie damals und später legte er auch jetzt seine Ansicht dar, daß „das politische Herrschaftsrecht, den Gesetzgeber zu ernennen", nur den durch Leistungskraft dazu Befähigten einzuräumen, das allgemeine Wahlrecht dagegen eine Vorstufe demokratischer Diktatur sei. Er hielt sich deshalb verpflichtet, auch hier vor seiner Einführung zu warnen, obgleich er sich darüber klar war, daß er nicht die Mehrheit für seine Ansicht gewinnen werde, die von den „beiden vielleicht mächtigsten Strömungen in diesem Haus", die unmittelbar nach seiner Rede von Bismarck selbst bekämpft wurde; bereitwillig stimmte Sybel dagegen diesem jetzt in anderen Fragen zu, in denen früher ihre Ansichten auseinandergegangen waren. Mit Freuden erklärte er, daß er irrigerweise gegen Bismarcks Politik in dem russisch-polnischen Handel polemisiert habe, und daß seine gegen die Armeereorganisation geäußerten Bedenken durch den Krieg von 1866 widerlegt seien. „Wenn ich", bemerkte er, „das hier so bestimmt und so nachdrücklich wie möglich ausspreche, so ist das nicht, was man eine Vergötterung eines Erfolges nennt, sondern es ist lediglich die Anerkennung einer Leistung, und je weniger ich früher an die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer solchen Leistung geglaubt habe, desto mehr dünkt es mich heute eine Pflicht zu sein, die Wirklichkeit derselben rückhaltlos anzuerkennen". Hatte er aber hauptsächlich deshalb der Heeresreform opponiert, weil „die Art ihrer Einführung nicht mit den gesetzlichen Bestimmungen harmonierte", so bemühte er sich nun, einen neuen gesetzlichen Boden so festzustellen, daß ein ähnlicher Konflikt nicht wieder zu befürchten sei. Nachdrücklich wies er dabei auf die Notwendigkeit eines starken Heeres hin, da das Werk der deutschen Einheit zwar begonnen, aber noch nicht vollendet und es von höchster Wichtigkeit für den Frieden in Europa und die davon abhängigen ökonomischen Verhältnisse sei, daß Deutschland in der Welt für unbesiegbar gelte.

Eifrig und freudig hat Sybel so mitgeholfen, die Verfassung des norddeutschen Bundes zu schnellem und glücklichem Abschluß zu bringen; nachdem dies Werk vollbracht war, glaubte er zunächst wieder seine volle Kraft seiner Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller widmen zu sollen. Als in ihrer letzten Münchener Zeit er und Bluntschli stark durch politische Bewegungen in Anspruch genommen waren, hatte ihm gegenüber Sybel einmal den Unterschied zwischen ihnen Beiden so formuliert: „ich bin zu 4/7 Professor und zu 3/7 Politiker, Sie sind umgekehrt zu 4/7 Politiker und zu 3/7 Professor". Der rheinischen Universität aber nützte der Professor in dieser Zeit nicht nur durch seine Lehrthätigkeit: auch sein Geschick in Geschäften kam ihrem Gesamtwohl zu statten. Er bewährte es bei den Beratungen in Fakultät und Senat und in der wissenschaftlichen Prüfungskommission; auch deshalb wurde er 1867 von seinen Kollegen zum Rektor für das folgende Jahr erwählt, in dem die Universität ihr fünfzigjähriges Bestehen feierte. Warm ist von Teilnehmern an diesem Feste anerkannt, wie er dabei die Pflichten der Repräsentation übte, mit welcher geistigen Gewandtheit er bei seiner Erwiederung auf die Ansprachen der verschiedenartigen Korporationen den vielfältigen Beziehungen der Universität gerecht wurde, mit welcher Kraft er in seiner Festrede über die Gründung der Hochschule ihren Zusammenhang mit wichtigen Momenten der deutschen politischen und litterarischen Entwicklung und damit den geistigen Gehalt der Feier in rechtes Licht zu stellen wußte[1]). Und seinem Eifer und seiner Umsicht war

[1]) S. namentlich den Bericht (von Mich. Bernays) in den Preußischen Jahrbüchern 22, 391 ff. und den Brief von R. Pauli vom 3. August 1868 in seiner Lebensbeschreibung von Elisabeth Pauli S. 264. Oft ist auch später des hier von Pauli hervorgehobenen ergreifenden Moments gedacht worden, in dem ein Hoch auf den bei der Feier anwesenden König Sybels Rede unterbrach, als er darauf hinwies, daß durch König Wilhelms Siege erfüllt sei, „was Süvern ahnend geschaut". Seine Erinnerung an die Entwürfe Süverns regte, wie ihm 1869 Mühler schrieb, in dem Minister den Gedanken an, eine Publikation über die Gesetzgebung auf dem Gebiet des Unterrichtswesens in Preußen seit 1817 zu veranstalten, von der deshalb ein Abdruck an Sybel als „ihren intellektuellen Urheber" übersandt wurde.



es, wie noch bei seinem Tode in dem Beileidsschreiben der Universität hervorgehoben wurde, zu danken, daß diese Feier den Anlaß zu bedeutsamen Stipendienstiftungen gab; aus welchen Gründen und in welchem Sinne solche zu wünschen seien, hatte Sybel in dem Vortrag dargelegt, den er als Rektor an Königs Geburtstag über die deutschen und die auswärtigen Universitäten hielt. In ihm entwickelte er, daß auch nach dem Urteil einsichtiger Ausländer der Vorzug der deutschen Hochschulen wesentlich auf der steten Verbindung und Verschmelzung von Forschung und Unterricht beruhe; eifrig führte er in dieser Zeit seine eigenen Forschungen über die Geschichte der Revolutionszeit weiter. Von ihr veröffentlichte er neben einer dritten verbesserten Auflage der drei ersten Bände in seinen Bonner Jahren einen vierten und die erste Abteilung von einem fünften Band; er behandelte in ihnen die Zeit des Direktoriums bis zum Schluß des Rastatter Kongresses, und mit Recht wurde anerkannt[1]), daß „mit jedem neuen Bande seine Darstellung freier, leichter, bewegter geworden und zu den alten Vorzügen staatsmännischen Urteils und eindringender Quellenforschung auch der spannende Reiz lebendiger Erzählung hinzugetreten“ sei. Aber auch neue wichtige Quellen wurden ihm jetzt erschlossen: durch die Einsicht und Liberalität Alfred von Arneths[2]) wurde

---

[1]) In der kurzen wohl von Treitschke verfaßten Besprechung der ersten Hälfte des fünften Bandes in den Preußischen Jahrbüchern 35, 104. In ihnen hatte 1870 nach dem Erscheinen der ersten Abteilung des vierten Bandes Baumgarten eingehend die Vorzüge von S.'s Arbeit gewürdigt in dem jetzt in der Sammlung seiner Aufsätze S. 317 ff. wieder abgedruckten Essay: Zur Beurteilung der französischen Revolution. Vgl. auch die Besprechung von Max Lehmann im zweiten Band des zweiten Semesters des Jahrgangs 1870 der Grenzboten S. 321 ff.

[2]) Vgl. dessen 1893 veröffentlichtes Buch: Aus meinem Leben 2, 310. Ebenda S. 159 f. hebt Arneth das Verdienst hervor, das sich Sybel durch seine Aufsätze über die gefälschten Briefe der Marie Antoinette erwarb; s. diese in dem Schriftenverzeichnis n. 103, 105, 109, 114. Bei der Einführung des letzten Aufsatzes bemerkte die Redaktion der Revue moderne: On jugera sans doute après l'avoir lu que M. de Sybel a conquis dans notre littérature ses lettres de naturalisation. Den durchschlagenden Erfolg der kritischen Erörterungen von S. und Geffroy bezeugt am

ihm 1869 die Benutzung des Wiener Archivs ermöglicht, und schon drei Jahre zuvor hatte ihm Napoleon III. in Paris den Zutritt zu den Akten des dortigen Ministeriums des Auswärtigen eröffnet. In dem letzten Aufsatz unseres Bandes hat er selbst über die Gespräche, die er bei diesem Anlaß 1866 und 67 mit dem französischen Kaiser führte, und über die mannigfachen Beziehungen berichtet, in die er damals zu französischen Schriftstellern trat. In ihrem Kreis hatten besonderes Aufsehen die kritischen Untersuchungen erregt, durch die er nachwies, daß die von Feuillet de Conches und Hunolstein veröffentlichten Briefe der Marie Antoinette gefälscht seien; die Revue moderne machte diese Aufsätze des deutschen Gelehrten auch dem französischen Publikum zugänglich, und ebenso wurde auch von der Geschichte der Revolutionszeit eine französische wie eine englische Übersetzung veranstaltet.

Sybel freute sich nicht nur dankbar der Anregung und Anerkennung, die er für seine wissenschaftliche Arbeit in Frankreich fand: er suchte auch zur Aufklärung und Beruhigung der dortigen öffentlichen Meinung beizutragen, indem er im Herbst 1866 in der Revue des deux mondes die Bedeutung der im Sommer durch die preußischen Siege eingetretenen Wendung beleuchtete. Aber stark trat auch ihm, als er sich im folgenden Frühjahr in Paris aufhielt, die gefährliche Erregung, die dort herrschte, entgegen[1]); obgleich er den Kaiser für friedliebend hielt,

besten die 1895 von der Société d'histoire contemporaine veröffentlichte Ausgabe der Briefe der Marie Antoinette, in deren Einleitung die auf sie bezügliche Litteratur besprochen ist. Den Vorträgen, die Sybel an verschiedenen Orten über Marie Antoinette hielt, gab er leider nie eine Gestalt, die ihm selbst als druckfertig erschienen wäre; eine Nachschrift seines am 13. Februar 1875 in Berlin gehaltenen Vortrags wurde in der National-Zeitung vom 16. und 17. Februar veröffentlicht.

[1]) Diese Stimmung fand S. auch bezeugt und gefördert durch den Aufsatz, in dem Challemel-Lacour in der Revue des deux mondes im Dezember 1867 die „von Haß gegen Frankreich" erfüllte Geschichte der Revolutionszeit angriff. Dagegen wurden S.'s Verdienste in derselben Revue im Oktober 1869 nachdrücklich von Geffroy betont. Auch er meinte, wohl sei Anlaß, einigen Urteilen S.'s über Polen, Österreich und Frank-



zweifelte er danach doch, ob auf die Dauer der Krieg zu vermeiden sei. Wie auch ihn, als dieser 1870 nun wirklich ausbrach, die Stimmung ergriff und erhob, in der Deutschland ihn aufnahm, das bezeugen außer seiner späteren Schilderung in seinem letzten großen historischen Werke namentlich die Briefe, die er damals an Baumgarten richtete. „Wie geht es Ihnen", schrieb er ihm am 8. August, „in dieser unvergleichlichen Zeit? Wir danken Gott, daß wir solche Tage erleben, in denen alles, was Gutes und Großes in die schwache Menschennatur gelegt ist, leuchtend zu Tage tritt, in denen unser Volk sich mit einmütigem Schwunge auf die Höhe seiner Bestimmung erhebt. Es ist hier, wie es ja auch bei Ihnen sein wird, jede andere Sorge, jedes selbstische und private Streben tritt vor der einen großen Hauptsache zurück, alles wird fortgetragen von dem mächtigen Strom der nationalen Begeisterung. Zuerst lag hier bange Spannung auf den Gemütern, auch ich hatte mir nicht gedacht, daß die verblendete Selbstüberhebung der Gegner so groß sein würde, den Krieg zu erklären drei Wochen vor Vollendung ihrer Rüstungen. . . . Als man uns die 14 Tage zur Rüstung freiließ, hatte ich nicht die mindeste Sorge mehr über den Ausgang: solche Massen mit solcher Stimmung und unter solcher Führung mußten durchschlagen." Und als dann nach all den weiteren Siegesbotschaften Ende Januar 1871, gerade

reich zu widersprechen; denn S. sei Allemand et qui plus est Prussien; er sei parfois aussi, pourrait-on dire, trop économiste, trop politique, trop logicien; aber entschieden hob G. hervor, wie hohen Wert namentlich S.'s Darlegung der europäischen Verwickelungen und viele seiner Charakteristiken besäßen. Ebenfalls 1869 besprach H. Lot in der Revue critique (II. Sem. p. 249 ff.) den ersten Band der französischen Übersetzung von S.'s Werk, das er dabei als eine hervorragende Arbeit d'un penseur, d'un écrivain et d'un savant charakterisierte, wenn er auch in manchen wichtigen Fragen erhebliche Einwendungen gegen S.'s Auffassung vorbrachte. Weitere Kreise wurden in demselben Jahr auf S.'s Buch hingewiesen durch Artikel von Karl Hillebrand im Journal des Débats vom 9., 13. und 23. Oktober, in denen freilich, wie Hillebrand selbst an Sybel schrieb, von der Redaktion viele wichtige Ausführungen, namentlich auch tadelnde Bemerkungen H.'s über Thiers gestrichen waren.

während Sybel dem Freunde schrieb, die Nachricht kam, daß Favre die Kapitulation von Paris anbiete, da gingen seine „Augen immer herüber zu dem Extrablatt, und die Thränen fließen mir über die Backen. Wodurch hat man die Gnade Gottes verdient, so große und mächtige Dinge erleben zu dürfen? und wie wird man nachher leben? Was zwanzig Jahre der Inhalt alles Wünschens und Strebens gewesen, das ist nun in so unendlich herrlicher Weise erfüllt! Woher soll man in meinen Lebensjahren noch einen neuen Inhalt für das weitere Leben nehmen?"

In eben diesem Brief spricht Sybel von einer publizistischen Arbeit, durch die auch er sich bemühte, der Sicherung der großen Erfolge des Krieges zu dienen. Schon im September hatte er in der Kölnischen Zeitung in Übereinstimmung mit Treitschke, auf dessen kurz zuvor erschienenen „hinreißenden" Aufsatz er ausdrücklich verwies, von Frankreich die Abtretung „des Elsasses, Deutsch-Lothringens und des Bezirkes von Metz" gefordert; indem er allen an „die phantastische Eroberungssucht unserer alten Kaiser" erinnernden Plänen entgegentrat, begehrte er „eine Erweiterung unserer Grenzen so weit und nicht weiter, als sie zur Deckung gegen Grammontsche Einfälle nötig und ohne Schädigung unseres inneren Bestandes möglich ist". Diesen Standpunkt vertrat er nun auch in der im Winter vom ihm veröffentlichten Schrift, die scharf die Broschüre von Michiels über die Rechte Frankreichs auf Elsaß und Lothringen kritisierte; gleichzeitig schrieb er einen Aufsatz über das neue deutsche Reich für die Fortnightly Review, um die Leser dieser englischen Zeitschrift über die Berechtigung und die heilvollen Folgen der deutschen Politik aufzuklären. Suchte er durch diese Erörterungen auf die öffentliche Meinung des Auslandes zu wirken, so fühlte er sich nach 1870 besonders getrieben, die historisch-politische Bildung weiter deutscher Kreise zu fördern. Immer häufiger wurden in- und außerhalb Bonns von den verschiedensten Seiten Vorträge von ihm gewünscht, und Sybel glaubte, manche ihm so gebotene Gelegenheit benutzen zu sollen, um ein klareres und tieferes Verständnis für die Kräfte zu wecken, denen das deutsche

Volk seine politische Erhebung dankte, die in dem neuen Reich zu pflegen er vor allem geboten hielt. „Steigen ist schwer", sagte er 1872 in der Festrede bei der Enthüllung des Denkmals Steins in Nassau[1]), „sich auf der Höhe behaupten ist schwerer"; eben deshalb mahnte er, festzuhalten an der von Stein bewährten sittlichen und vaterländischen Gesinnung, an seiner Auffassung des Staats. Daß in Preußen und Deutschland in dem Geist weiter zu arbeiten sei, der in Steins Reformen ausgeprägt war, in dieser von ihm schon lange so nachdrücklich vertretenen Überzeugung hatten Sybel die großen Siege und Erfolge des letzten Jahrzehnts bestärkt und zugleich fand er in dem Geschick, das Frankreich betroffen hatte, eine Bestätigung für seine Ansicht von dem verhängnisvollen Einfluß, welchen dort die Ideen von 1789 geübt hatten. Indem er zeigte, „was wir von Frankreich lernen können", und nachdrücklich die starken Seiten der Franzosen im geselligen Verkehr, in Ackerbau und Industrie, in Kunst und Wissenschaft betonte, warnte er davor, in Politik und Religion in ihre Schwächen zu verfallen. Den französischen Gedanken und Schlagworten von Freiheit und Gleichheit war er, wie wir sahen, schon vor 1848, war er dann namentlich erfolgreich durch seine größte historische Arbeit entgegengetreten; freudig begrüßte

---

[1]) Welch tiefen Eindruck gerade diese Rede S.'s nicht nur auf die Hörer, zu denen auch hier in Nassau, wie 1868 in Bonn, Kaiser und Kronprinz gehörten, sondern auch auf die Leser gemacht hat, bezeugt u. A. ein Brief von Karl Hillebrand vom 27. Dezember 1873, der in diesem und in anderen Schreiben Sybel für den Dienst dankte, den er Deutschland durch seine Vorträge und Aufsätze leiste, in denen er, „das vornehme Naserümpfen unserer hohen Universitäts-Geistlichkeit kühnlich verachtend", „den Zunftgelehrten rechts, den Litteraten links ein Beispiel gebe, wie man gediegen sein kann, ohne langweilig zu werden, unterhaltend ohne Oberflächlichkeit". Wie dankbar auch von Offizieren in Bonn Sybels Vorträge aufgenommen wurden, hat noch neuerdings Generaloberst von Loë bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum nach dem Bericht der Bonner Zeitung vom 8. April 1897 ausgesprochen. Die günstige Aufnahme, die gerade S.'s Kleine Schriften auch im Ausland fanden, bekunden die Übersetzungen vieler von ihnen, die in unserem Schriftenverzeichnis aufgeführt sind, mehrere Briefe von Geffroy und die Worte von R. Reuß in der Revue Historique 59, 456 und von A. del Vecchio im Archivio storico Italiano 5. s. t. 16, 406.

er, daß während diese über die französische Entwicklung, gleichzeitig Rudolf Gneists tiefgreifende Untersuchungen über die englische Selbstverwaltung neues Licht verbreiteten; eben weil Beide den Zusammenhang der ökonomischen und socialen Verhältnisse mit den Verfassungsfragen und den Unterschied der deutschen und preußischen Entwicklung von der französischen und englischen klarer würdigten als Dahlmann, konnten sie erfolgreicher dessen politische Erziehungsarbeit fortsetzen. Für die Durchführung der von ihnen vertretenen Gedanken sah Sybel nun aber die wichtigste Förderung in der nationalen Politik Bismarcks, der jetzt selbst die früheren liberalen Gegner zur Mitarbeit an dem gemeinsamen vaterländischen Werk heranzuziehen wünschte. So wirkten für die neuen Ordnungen in Deutschland jetzt liberale und konservative Elemente zusammen, deren Annäherung Sybel schon früher hatte vorbereiten helfen, so lebhaft er dann auch an dem Konflikt zwischen ihnen sich beteiligt hatte, und je näher er dem leitenden großen Staatsmann trat, um so größeren Einfluß übte dessen politische Theorie und Praxis auch auf die seine. Dadurch wurde seine Abneigung gegen Doktrinarismus und Phrase gestärkt; noch bestimmter als zuvor betonte er, daß die „Verfassung nicht nach allgemeinen Lehrsätzen zu erfinden, sondern aus den vorhandenen Zuständen herauszubilden" sei, und da er nach den gemachten Erfahrungen Niemandem ein besseres Urteil darüber zutraute, was unter den vorhandenen Zuständen zu erreichen und welcher Weg einzuschlagen sei, als Bismarck, so stimmte er diesem mehrfach auch in solchen Fällen zu, in denen alte Gesinnungsgenossen Bedenken äußerten[1]).

[1]) So billigte er 1870 auch Bismarcks Behandlung der Bayern; es schien auch ihm wesentlich darauf anzukommen, daß von ihnen in den militärischen Fragen das Nötige geleistet werde; „in allen anderen Dingen", schrieb Sybel am 26. September an Baumgarten, „ist mir ihre Freudigkeit lieber als der schönste Verfassungsparagraph". Vgl. auch die Einleitung von Marcks zu Baumgartens Aufsätzen S. LXXV. In vielen Briefen Sybels seit 1866 finden sich Klagen über doktrinäre Auffassung der Liberalen; diese Erfahrungen flößten ihm immer größere Bedenken gegen parlamentarische Regierung ein; solche betonte er auch in seinem Kolleg über Politik, das er neben seinen historischen Vorlesungen in Bonn hielt.

Immer entschiedener verlangte er eine realistische Würdigung der zu ergreifenden Mittel; dadurch hoffte er am wirksamsten die nationalen politischen Ideen zu fördern, die er auch jetzt stets bereit war, im Kampf gegen prinzipielle Gegner zu vertreten. Erfüllt von dem Wunsch, daß der Staat, den er wie Stein „als eine Schule für den Charakter der Menschen" betrachtete, „geordnete Freiheit fördere zu freudiger Hingabe an das Ganze" und den Zusammenhang zwischen politischen Rechten und politischen Pflichten zur Geltung bringe, bekämpfte er zugleich den „selbstsüchtigen Individualismus" und „die radikale Gleichmacherei". In dem Vortrag über die Wirksamkeit der Staatsgewalt in sozialen und ökonomischen Dingen, den er im Herbst 1872 im niederrheinischen Verein für Gesundheitspflege hielt, entwickelte er, warum der Staat berechtigt und verpflichtet sei, das „Eigentum zu nötigen, die für das Gesamtwohl erforderlichen Schranken, Formen und Leistungen auf sich zu nehmen"; noch entschiedener aber trat er zu gleicher Zeit für den Schutz des Eigentums und der bestehenden Ordnung gegenüber den Lehren und Forderungen der Sozialdemokratie ein. Vor allem aber hielt er für geboten, die Rechte des nationalen Staats und der freien Bewegung der Wissenschaft gegenüber den Ultramontanen zu wahren, zu denen sein alter Gegensatz durch ihre neuen Agitationen auf kirchlichem und politischem Gebiet verschärft war. Er beschränkte sich nicht darauf, historisch die klerikale Politik zu beleuchten: das Interesse für diese Fragen veranlaßte ihn auch zu neuem Eingreifen in die politischen Parteikämpfe. Seit 1874 nahm er als Abgeordneter Magdeburgs wieder Teil am preußischen Landtag, in der Rheinprovinz sammelte er seine Gesinnungsgenossen im Deutschen Verein.

Auch dieser Kampf vermehrte Sybels Beziehungen in der rheinischen Heimat und steigerte die Bedeutung seiner dortigen Thätigkeit; 1873 wurde er auch zum Stadtverordneten in Bonn gewählt. Wie vieles ihn hier fesselte, setzte er dem Referenten des Ministeriums auseinander, als dieser 1872 bei ihm anfragte, ob er geneigt sei, an die Berliner Universität überzusiedeln; aus

gleichem Grund hatte er schon fünf Jahre zuvor es abgelehnt, Häussers Nachfolger in Heidelberg zu werden. Da wurde 1875 ihm eine Aufgabe angetragen, der er sich nicht entziehen zu dürfen glaubte. Im Abgeordnetenhaus hatte er namentlich dem Kulturkampf und den Unterrichtsangelegenheiten seine Thätigkeit zugewandt; für die ihm nächstliegenden Interessen historischer Bildung einzutreten, hielt er sich besonders verpflichtet, als Max Duncker die Direktion der preußischen Staatsarchive niederlegte. Bei der Besprechung des Budgets stellte Sybel einen Antrag, nach dem besser für die Archive gesorgt werden sollte; für die Stelle des Direktors brachte er Arnold Schaefer in Vorschlag. Dieser aber lehnte ab; die von Sybel angeregten „schönen Publikationspläne drohten, wie er an Baumgarten schrieb, in Rauch aufzugehen“ — da trat er selbst in den Riß. Auch dieses Mal trug Ranke, der eben damals auch die Übersiedelung von Waitz nach Berlin betrieb, dazu bei, Sybels Bedenken gegen die Annahme der neuen Stelle zu überwinden; Rankes Wünschen entsprechend, zogen im gleichen Jahr seine beiden bedeutendsten Schüler nach der deutschen Hauptstadt, um hier in neuer Wirksamkeit die Wissenschaft zu fördern, in der sie hier einst von ihm die wichtigste Schulung empfangen, für die sie dann selbst die erfolgreichste Lehrthätigkeit entfaltet hatten.

Als Sybel von seinen rheinischen Freunden Abschied nahm, betonte er noch einmal seine Anhänglichkeit an seine Heimat. „Ich bin Rheinländer“, sagte er[1]), „und bin es mit Stolz, nicht bloß im Hinblick auf den Strom und die Berge und die herrlichen Reize der Natur; ich bin es mit Stolz auch im Hinblick auf die Landesgenossen, auf dieses leicht erregbare, zu allem

[1]) In der Rede bei seiner Abschiedsfeier, welche die Bonner Zeitung vom 16. August 1875 veröffentlichte; in derselben Zeitung wurden am 2. und 3. September die Ansprachen abgedruckt, die Sybel bei dem Sedanfest dieses Jahres hielt. In einer besonderen Schrift des Deutschen Vereins ist seine Rede auf dessen Generalversammlung am 3. Oktober 1875 publiziert, in welcher er sich über die Motive aussprach, die ihn bei der Annahme der Direktion der Archive, bei dem Kampf gegen die Ultramontanen und seinen Bedenken gegen sofortige Einführung der neuen Verwaltungsreform im Rheinland leiteten.

Guten rasch zu entflammende, von der Natur mit reicher Begabung ausgestattete Volk“. Ebendeshalb aber, führte er aus, habe er es für seine Pflicht gehalten, schonungslos die Schäden aufzudecken und zu bekämpfen, welche die Entwicklung dieses Volkes hinderten, für Verbreitung der Bildung und vaterländischen Gesinnung auf diesem Boden zu wirken. Diese hier gepflegten nationalen Bestrebungen hoffte er nun auch an seiner neuen Wirkungsstätte fördern zu können; er wies seine rheinischen Freunde darauf hin, wie wichtig es auch unter diesem Gesichtspunkt sei, „unsere Archive, die in früherer Zeit mit pedantischer Ängstlichkeit gesperrt waren, in immer breiterem Maße der wissenschaftlichen Forschung zu eröffnen, und dadurch für die fortschreitende Entwicklung unseres Staates die feste geschichtliche Grundlage auch im Bewußtsein unseres Volkes zu gewinnen. Denn ein Volk, welches nicht weiß, woher es kommt, weiß auch nicht, wohin es geht. Wir wollen zu lernen suchen von den großen Thaten, wie von den Irrtümern und Schwächen unserer Vorfahren. Wir wissen sehr wohl, daß diese nicht immer unfehlbar waren, aber sie erhoben auch nicht den Anspruch auf Unfehlbarkeit; sie erklärten ihre Einrichtungen nicht für irreformabel, sondern arbeiteten mit unausgesetztem Fleiß an ihrer Verbesserung und Weiterbildung. Und deshalb ist unser Staat ... blühend und mächtig geworden, und deshalb glaubt auch unsere Regierung, daß es wohl gethan ist, dem heutigen Geschlechte freien Einblick in das Wirken der Vorfahren zu eröffnen, nicht damit es am Alten kleben bleibe, sondern damit es in der Schule unserer Alten lerne, wie man durch selbstlose Anstrengung, durch Bildung und Vaterlandsliebe voranschreitet“. An die Arbeiten, die er, von solchen Gedanken erfüllt, in den letzten Jahrzehnten seines Lebens unternommen hat, soll der letzte Abschnitt unserer Einleitung erinnern.

VI. Archivdirektor in Berlin 1875—1895.

Neben anderen Vorschlägen, die Sybel 1848 zur Reform der Universitäten machte, hatte er auch die Forderung aufgestellt:

„Wenn ein ordentlicher Professor das 65. Lebensjahr erreicht hat, so muß jedesmal noch ein anderer Lehrer desselben Faches zum Ordinariat befördert oder berufen werden". Eine ähnliche Bestimmung ist später in die Statuten der jüngsten deutschen Hochschule aufgenommen worden; Sybel hatte dies hier bezeichnete Alter noch nicht erreicht, als er seine Professur aufgab; doch mag dazu auch mitgewirkt haben, daß es ihm nach mehr als dreißigjähriger Lehrthätigkeit erwünscht war, seine Kraft fortan nicht mehr dieser, sondern litterarischer und organisatorischer Arbeit zu widmen. Als Mitglied der Akademie hatte er die Möglichkeit, auch in Berlin Vorlesungen zu halten; nur einmal aber hat er von ihr Gebrauch gemacht und hier deutsche Geschichte vorgetragen. Und die Entwicklung der Politik wie seine eigene führte dazu, daß er auch nur in den ersten Jahren seines Berliner Lebens an den Verhandlungen des Landtags sich beteiligte. Er setzte in ihnen den Kampf mit den Ultramontanen fort; gegen ihre Angriffe verteidigte er den Deutschen Verein der Rheinprovinz, zu dessen Ehrenpräsident er ernannt war und für dessen Zeitungskorrespondenz er einige Artikel geliefert hat. Wegen der von seiten der Ultramontanen drohenden Gefahren bemühte er sich auch für einen Aufschub der Einführung der neuen Kreis- und Provinzial-Ordnung in den westlichen Provinzen; aber auch in seiner, der nationalliberalen Partei, stieß die in dieser Frage von ihm empfohlene Taktik auf starken Widerstand, und ebenso unterschied sich wesentlich von der vieler seiner Parteigenossen seine Auffassung der 1880 von Bismarck vorgeschlagenen Änderung der kirchenpolitischen Gesetze. Durch die Erfahrungen, die er bei den hierüber gepflogenen Beratungen machte, wurde ihm, wie er am 3. Juli 1880 an Baumgarten schrieb, die weitere Teilnahme am Parlament „gründlich verleidet. Bei der rechten Seite dominieren unsere high-churchmen, die mit dem Centrum liebäugeln, auf der linken aber der unbewußte Radikalismus, der sich Rechtssinn tauft und sich gegen jede Verstärkung der Regierungsbefugnisse sträubt, auch wo dieselben, wie im Kampf mit der Kurie, ganz unerläßlich sind. Bismarck ist, heute wie immer, gescheiter als

sie Alle; leider unterläßt er, teils durch Herrschergewohnheit, teils durch Nervosität, die bei jedem Parlamente unerläßlichen Vorbereitungen, um eine neue geniale Evolution den Gemütern verständlich und plausibel zu machen, und erschwert dadurch seinen Kollegen und Anhängern die Arbeit im höchsten Maße". Unter diesen Umständen legte Sybel sein Mandat nieder und teilte dies auch seinen politischen Freunden im Rheinland in einem Schreiben[1]) mit, in dem er ausführlich seine Auffassung der verschiedenen Stadien des kirchenpolitischen Streits entwickelte.

Nach der eingetretenen Wendung war nicht zu erwarten, daß Sybel in den kirchenpolitischen Fragen, die ihn zu neuem Eingreifen in die Tageskämpfe veranlaßt und im Parlament besonders beschäftigt hatten, hier erfolgreich in seinem Sinne weiter wirken könne, und bei den nun immer mehr in den Vordergrund tretenden sozialen Problemen sah der alte Vertreter des wohlhabenden rheinischen Bürgertums mit wachsenden Bedenken auf die Richtung, die auf deren Auffassung und Behandlung immer größeren Einfluß gewann. Die Notwendigkeit von Reformen auf sozialem Gebiet war von ihm früh erkannt worden; er hatte den extremen Individualismus bekämpft und deshalb sich auch für die Anfänge des Vereins für Sozialpolitik interessiert. Aber schon damals machten sich Differenzen zwischen seinen und den hier vorwaltenden Anschauungen der jüngeren Nationalökonomen bemerkbar; sie steigerten sich, je entschiedener Sybel energische Bekämpfung der Sozialdemokratie forderte und je größere Skepsis er gegenüber den Vorschlägen zur Hebung der Massen zeigte. Von dieser Stimmung legen die auch sonst

---

[1]) Außer diesem in der Kölnischen Zeitung vom 14. Juli 1880 veröffentlichten Schreiben und Sybels Reden im Abgeordnetenhaus in dessen Stenographischen Berichten vgl. über seine politische Haltung in diesen Jahren seine Ansprache an seine Magdeburger Wähler in der Magdeburgischen Zeitung vom 14. Oktober 1876, seine Rede auf der Generalversammlung des Deutschen Vereins für die Rheinprovinz am 29. April 1877 und seinen nach seinem Tod in dem Berliner Kleinen Journal vom 20. August 1895 abgedruckten Brief.



für ihn sehr bezeichnenden Sätze Zeugnis ab, die er in seinem letzten Lebensjahr an einen von ihm besonders geschätzten Vertreter der jüngeren Generation schrieb[1]). Dieser schien ihm, „den Einfluß der äußeren Umgebung auf die Bildung der Entschlüsse etwas zu hoch und die spontane Willenskraft des Individuums etwas zu gering anzuschlagen. Ich halte es noch mit Treitschke: es sind die starken Männer, welche die Zeit machen. Die Masse macht nichts; sie empfindet drückende Bedürfnisse in weiten Kreisen; daraus abstrahieren gebildete Männer die Ideale der Zukunft; die Strömung dahin bleibt im Wachsen, schafft allerlei nützliches oder verkehrtes Detail, scheint endlich unwiderstehlich. Aber was geschieht, endlich energisch geschieht, endigt im Fehlschlag. Bis dann der starke Mann erscheint, der nicht bloß, wie alle Anderen, das Ideal der Zeitströmung erkennt, sondern aus der eigenen Kraft die rechten Mittel zur Verwirklichung des Ideals ergreift. So Bismarck bei der deutschen Einheit. Wann oder wo wird die Sozialreform ihren Bismarck finden? Mir erscheint sie jetzt ungefähr in dem Stadium, in dem sich die deutsche Einheitsbewegung etwa 1844 befand: löbliches Streben, unklare Übertreibungen, falsche Experimente“.

Nach diesen Äußerungen Sybels ist es wohl verständlich, daß er glaubte „dem Vaterland mehr nützen zu können“, wenn er die parlamentarische Thätigkeit aufgab und die damit gewonnene Zeit den Arbeiten widmete, für die er nach seiner Begabung, Bildung und Stellung besonders berufen war. Mit lebhaftem Interesse folgte er auch weiter den politischen Tageskämpfen; er freute sich jeder Förderung, die dem neuen Reiche

---

[1]) In einem Brief vom 11. Juni 1895 an Erich Marcks, der selbst die wichtigsten Sätze aus ihm in seinem Aufsatz über Sybel in der Zukunft am 26. Oktober 1895 veröffentlichte. In demselben Jahr war in den als Manuskript gedruckten „Festklängen“, die „Herrn Elwin Paetel von Mitarbeitern der Deutschen Rundschau und Autoren seines Verlags zum 25-jährigen Jubiläum“ im März 1895 gewidmet wurden, folgende Äußerung Sybels mitgeteilt: „Eine fruchtbare Behandlung der sozialen Frage wird nur demjenigen gelingen, der sie mit der Erkenntnis der Unlösbarkeit des Problems beginnt“.

das Zusammenwirken seines alten Kaisers und seines großen Kanzlers brachte, und sein Vertrauen zu ihnen und der gesunden Kraft des nationalen Staats war größer als die schwere Sorge, die ihm die wachsende Macht der klerikalen und demokratischen Tendenzen einflößte. Freilich erschien ihm diese nicht nur aus politischen Gründen sehr bedenklich: er sah durch sie die Entwicklung des geistigen Lebens der Nation schwer gefährdet. Um so mehr aber fühlte er sich verpflichtet, all seine Kraft in den Dienst der Förderung echter wissenschaftlicher Bildung zu stellen. In diesem Sinn suchte er durch Gutachten in Unterrichtsangelegenheiten, durch Mahnungen in Vorträgen und Aufsätzen, namentlich aber durch eigene wissenschaftliche Arbeiten und von ihm organisierte Unternehmungen zu wirken. Sein Talent, solche anzuregen und zu leiten, kam in seiner Berliner Stellung zu höchster Entfaltung.

Er hat auch in ihr den ehemaligen Professor nicht verleugnet; wohl ist ihm vorgeworfen worden, weil er aus der akademischen und nicht aus der archivalischen Laufbahn hervorgegangen sei, habe es ihm an eifrigem Interesse und ausreichender Sachkunde für technische Verwaltungsfragen gefehlt. Wie wertvolle Verbesserungen aber auch in solchen von ihm durchgesetzt wurden, haben auch praktische Archivbeamte anerkannt[1])

---

[1]) S. außer Bailleus Bemerkungen in Bd. 85 der deutschen Rundschau S. 73 namentlich den Aufsatz von -n- in n. 4 des ersten Bands der Revue internationale des archives, des bibliothèques et des musées p. 69ff. Vgl. auch ebenda S. 81ff. die Ausführungen von Rudolf Leonhard über die von Sybel in Marburg organisierte preußische Archiv-Prüfungskommission und hinsichtlich der gegen die Publikationen gerichteten Angriffe, außer Sybels eigenen Erklärungen im Abgeordnetenhaus, den Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern 44, 52ff. und Max Lehmann in der Historischen Zeitschrift 49, 270ff. 51, 191f. Für Sybels Auffassung der Pflichten des Archivdirektors ist auch das Schreiben bezeichnend, in dem er 1893 dem Leiter des Moskauer Archivs, Baron von Bühler seine Glückwünsche bei dessen 50jährigem Dienstjubiläum aussprach und dabei besonders rühmte, daß B. die „erste Voraussetzung für die gedeihliche Ordnung großer archivalischer Bestände“ durch einen für ihre Aufbewahrung geeigneten Bau geschaffen, „ein noch höher zu preisendes Andenken sich aber durch seine unermüdliche Thätigkeit für die wissenschaftliche Verwertung der seiner Obhut

und ebenso hervorgehoben, daß nicht ihn die Schuld treffe, wenn manches nicht erreicht wurde, was er erstrebte. Stattliche Neubauten, die in verschiedenen Provinzen von ihm nach lebhaften Verhandlungen durchgeführt wurden, legen Zeugnis von seiner verständnisvollen Sorge für sichere und zweckmäßige Aufbewahrung der Archivalien ab; lebhaft bedauerte er auch unter diesem Gesichtspunkt, daß seine Pläne einer neuen Einrichtung des geheimen Staatsarchivs in Berlin, einer Verlegung des Magdeburger Archivs nach Halle und einer Vereinigung der Archive der Rheinprovinz in Bonn scheiterten; manche auch von ihm gewünschten Verbesserungen in den Verhältnissen der Archive und ihrer Beamten verhinderte die ängstliche Scheu der in finanziellen Fragen maßgebenden Kreise vor weiteren Aufwendungen für Bildungszwecke. Doch setzte Sybel durch, daß wenigstens bedeutend reichere Mittel, als in den Tagen seiner Vorgänger für die Archive bewilligt wurden, und er so die Möglichkeit erhielt, für die ihm besonders am Herzen liegende wissenschaftliche Verwertung der seiner Obhut anvertrauten Schätze in epochemachender Weise zu sorgen. Er führte nicht nur fort, was Duncker begonnen hatte, die Benutzung der Archive wissenschaftlichen Forschern zu erleichtern: durch ihn wurde jetzt eine große Sammlung von Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven organisiert, von denen 62 Bände noch bei seinen Lebzeiten erschienen. Mehrere wichtige Urkundenbücher, die hier veröffentlicht wurden, dienten genauerer Erkenntnis der Geschichte des Mittelalters; für sie war Sybel auch als Mitglied der Centraldirektion der Monumenta Germaniae Historica thätig und ein besonders bedeutsames neues Hülfs-

anvertrauten Schätze gesichert" habe. Über die Sybel bei den Publikationen leitenden Gesichtspunkte s. n. 173, 187, 191, 200, 218 u. 223, über die Verdienste, die er sich dadurch um preußische Geschichte erwarb, Koser in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 1, 16 ff., über seine Thätigkeit für mittelalterliche Quellen den Nachruf von Dümmler im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 21, 567 ff., über das historische Institut in Rom Lenz in der Deutschen Rundschau 72, 361 ff. und Wattenbach in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie vom 23. Januar 1896 S. 66.

mittel wurde der Forschung beschafft, indem er sich mit Sickel zur Herausgabe photographischer Abbildungen von Urkunden deutscher Könige und Kaiser aus der Zeit von Pippin bis Maximilian vereinigte. Wie auf diesem Gebiet der Diplomatik, auf dem bisher die französischen Leistungen den deutschen überlegen gewesen waren, suchte Sybel nun aber namentlich auf dem der neueren Geschichte früher Versäumtes nachzuholen: über sehr verschiedene Abschnitte von ihr wurden in den von ihm veranlaßten und geleiteten Publikationen aus den preußischen Archiven viele wichtige Aufklärungen mitgeteilt.

Die Bedeutung dieser Unternehmungen hob Sybel besonders in seiner Antrittsrede in der Berliner Akademie hervor; als ihr Mitglied förderte er die Herausgabe der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen und unterstützte die von Schmoller betriebene Sammlung der Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Nicht weniger kam seine persönliche Thätigkeit in der Münchener historischen Kommission, die ihn nach Rankes Tod zu ihrem Vorsitzenden erwählte, deren Publikationen zu statten. Zusammen mit Baumgarten trat er dafür ein, daß, noch ehe die Reichstagsakten des 15. Jahrhunderts abgeschlossen waren, neben ihnen auch die der Zeit Karls V. in Angriff genommen wurden; wie für die Bearbeitung der älteren Abteilung einst Weizsäcker, so wurde von ihm nun für die der jüngeren ein anderer ihm besonders nahestehender Historiker in Kluckhohn gewonnen, dem er schon früher die Edition der Briefe des Pfälzer Kurfürsten Friedrichs des Frommen anvertraut hatte. Und einen weiteren großen Dienst leistete er der Geschichte der Reformationszeit dadurch, daß auf seinen Betrieb, nachdem durch die einsichtsvolle Liberalität Papst Leos XIII. das Vatikanische Archiv der wissenschaftlichen Forschung eröffnet war, auch von der preußischen Regierung ein Historisches Institut in Rom begründet und durch dieses die Berichte der päpstlichen Nuntien aus Deutschland veröffentlicht wurden.

Wie bei diesen besonders wichtigen, wurden auch bei vielen anderen wissenschaftlichen Arbeiten gelehrte Korporationen,

staatliche Behörden und zahlreiche einzelne Fachgenossen durch Sybels klugen Rat und wohlwollende Hilfe gefördert. Auch in hohem Alter bewahrte und bewährte er, wie ein in seinen politischen Anschauungen von ihm abweichender Beurteiler rühmt, die ungewöhnliche Arbeitskraft, mit der er den verschiedensten Obliegenheiten nebeneinander gerecht wurde, sein seltenes Talent, schwierige Fragen rasch zu erfassen, und die musterhafte Klarheit und Sicherheit, mit der er disponierte. So half er auf das kräftigste, der historischen Erkenntnis neue Quellen zu erschließen, die empirische Forschung zu fördern; deutlich bezeugen aber gerade auch seine in unserem Band vereinten Aufsätze, daß er wie sein großer Lehrer nie „die Errichtung fester Kellergewölbe für die höchste Aufgabe seines Berufes hielt“. So sehr er umfassende und kritische Quellenstudien schätzte und betrieb, so betrachtete er sie doch immer nur als Hilfsmittel für die Zwecke des Historikers, die er stets hauptsächlich betont hatte und an die zu erinnern er sich um so mehr verpflichtet fühlte, je bedenklicheren Einfluß ihm zugleich mit der Verbreitung technischer Kenntnisse ein banausisches Specialistentum zu gewinnen schien. In ihm und in dem Einbruch materialistischer Gedanken sah er schwere Gefahren für die Geschichtschreibung; um so entschiedener trat er dafür ein, daß mit gründlicher Erforschung der Einzelheiten der realen Verhältnisse eine ethische Würdigung und künstlerische Darstellung großer individueller und nationalpolitischer Kräfte im historischen Leben verbunden werde. Deshalb hob er in seinen Berichten über die politische Korrespondenz Friedrichs des Großen bedeutsame Momente für das psychologische Verständnis des Königs hervor [1]) und interessierte

[1]) S. außer den beiden ersten Stücken unseres Bandes auch Sybels Vortrag über die Memoiren Catts (Nr. 197); diesen wieder abzudrucken, erschien nicht rätlich, da die später aufgefundenen Tagebücher Catts auch Sybels Ansicht über die Memoiren änderten; vgl. Nr. 201. Die Bedeutung der Abhandlung Sybels über den Feldzugsplan von 1757 hat nachdrücklich Delbrück hervorgehoben, als er sie in den Beiheften zum Jahrg. 1887 des Militärwochenblatts S. 283 ff. bekämpfte. Vgl. Wiegand in der Histor. Zeitschr. 60, 530 ff. und die von F. von Bernhardi in den Beiheften zum Jahrg. 1895 des Militärwochenblatts S. 377 ff. besprochene Litteratur.

sich lebhaft für die von der historischen Kommission unternommene Allgemeine deutsche Biographie [1]); vor allem aber zeigte er durch Beispiele eigener literarischer Produktion in großem Stil, wo nach seiner Anschauung Aufgaben für den Historiker zu suchen und wie sie zu lösen seien.

Erst in Berlin brachte er sein historisches Hauptwerk zum Abschluß, indem er in der zweiten Abteilung des fünften Bandes die Entwicklung bis zu den Friedensschlüssen von 1801 schilderte und die früheren Teile unter Benutzung der ihm nun eröffneten Archive einer nochmaligen Revision unterzog. In nicht wenigen Einzelheiten nahm er Änderungen vor; dagegen schien ihm seine Gesamtauffassung der europäischen Politik durch die neuen Quellen bestätigt zu sein, und so hielt er namentlich allen Angriffen gegenüber auch an seinem Urteil über Österreichs Verhalten im Revolutionskrieg fest. In der Vorrede zu der vierten Auflage deutete er an, warum er glaubte, diese seine Ansicht auch gegenüber Ranke nicht aufgeben zu können, der in seinen neueren Arbeiten eine andere Auffassung vertreten hatte. Sybel sah den Grund ihrer Differenzen einmal darin, daß Ranke nur einen Teil der in Betracht kommenden Quellen studiert habe, besonders aber in dessen Anschauung, nach der ihm der Konflikt zwischen dem Wiener Hof und den Girondisten „wie ein Zusammenstoß zwischen zwei feindlichen Welten erschien, in den auf jeder Seite jeder Einzelne ohne eigene Verschuldung in gutem Glauben, aber mit unwiderstehlicher Gewalt hineingerissen wird". „Meinerseits", erklärte Sybel dem gegenüber, „sehe ich die Ideen nicht außerhalb des Menschen, als dämonische Kräfte, die ihn wider seinen Willen fortstoßen; ich sehe in aller Geschichte die Menschen, die sich das Gedankenbild er-

[1]) Außer den in Nr. 179, 180 und 186 verzeichneten Artikeln hatte Sybel es übernommen, für die Deutsche Biographie auch den über Kaiser Wilhelm I. zu schreiben; zugesagt hatte er zuerst, hier auch Heinrich IV. und Metternich zu behandeln. Sein Aufsatz über General Hartmann verdient besondere Beachtung auch deshalb, weil er aus dessen Papieren hier zuerst einige nähere Aufklärungen über die Anfänge der preußischen Heeresreform bot.

schaffen, danach handeln und dafür einzustehen haben.“ Dieser Begründung der Differenz zwischen den beiden großen deutschen Historikern glaubte Albert Sorel nicht zustimmen zu können; ihm schien Rankes Auffassung tiefer und für den Franzosen sympathischer zu sein, als die Sybels; um so mehr fällt die nachdrückliche Anerkennung ins Gewicht, die trotzdem dieser beste französische Kenner der europäischen Politik in der Revolutionszeit Sybels Verdiensten spendete. Er wies nicht nur mehrfach in eingehenden Rezensionen [1]) auf sie hin: in seinem großen Buch über Europa und die französische Revolution schloß er sich in vielen wichtigen Punkten Sybels Ansichten an, und wenn er mannigfach über ihn hinauskam, so geschah es, wie Marcks mit Recht sagt, „in Sybels bestem Geist“; der von diesem zuerst nachgewiesene Zusammenhang zwischen der Politik der verschiedenen europäischen Staaten wurde durch Sorel in noch helleres Licht gesetzt, Sybels historische Anschauungen so auch in Frankreich noch mehr verbreitet und weiter gebildet.

Bald nach dem Abschluß seiner großen Lebensarbeit über neuere Geschichte unterzog Sybel auch seine beiden Erstlingsbücher über mittelalterliche Stoffe einer neuen Bearbeitung. Fand er in seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges verhältnismäßig nur wenig zu ändern, so blieben in der neuen Auflage seiner Schrift über die Entstehung des deutschen Königtums nur wenige Stellen ohne durchgreifende Umgestaltung. Aber auch hier hielt er an seinen leitenden Grundgedanken fest, und dadurch sah er sich auch jetzt zu einer fortlaufenden Polemik gegen die An-

[1]) In der Revue Historique 5, 439 ff., 10, 469 ff. und der Revue critique N. s. 3, 339 ff., in welch letztem Artikel Sorel 1877 die neueren Schriften über den Rastatter Gesandtenmord bespricht und dabei die von Sybel avec tant de vigueur et de talent vertretene Ansicht bezeichnete als la seule vraisemblable et la seule établie sur des preuves solides. Vgl. R. Reuß in der Revue Historique 59, 452 und A. del Vecchio im Archivio storico Italiano 5 s. t. 16, 400 ff. Die Bedeutung der Geschichte der Revolutionszeit erkannte 1877 auch Alfred Rambaud in der Revue politique et littéraire 2 s. t. 12, 789 ff. an, so scharf er Sybels tendances politiques tadelte.

sichten von Waitz veranlaßt. Wie er sie aufgefaßt zu sehen wünschte, zeigte er, indem er dem verehrten Freund, mit dem ihn einst der scharfe Streit über dieses Buch näher zusammengeführt hatte, dessen neue, ihn so vielfach bekämpfende Auflage widmete; er sprach dabei die Hoffnung aus, daß sie Beide fortfahren würden, „über unsere Argumente zu streiten und in Gesinnung und Wirken treu wie bisher zusammenzuhalten“. Und wie diese Hoffnung ging auch seine Erwartung in Erfüllung, daß seine Ausführungen neben lebhaftem Widerspruch doch auch manche Zustimmung finden würden; besonders freute ihn die warme Anerkennung, die ihnen Mommsen zu teil werden ließ [1]). Wie in diesem Buche bewährte er auch in kleineren Arbeiten über mittelalterliche Geschichte seine ungewöhnliche Fähigkeit, scharf die entscheidenden Gesichtspunkte hervorzuheben und verwickelte kritische Fragen mit so durchsichtiger Klarheit zu erörtern, daß nicht nur die Zunftgenossen mit Genuß seinen Darlegungen folgten; „anmutig wie eine Novelle“ fand ein berufener Urteiler die Abhandlung geschrieben, in welcher Sybel seine Ansicht über die vielbesprochenen Annalen aus der Zeit Karls des Großen entwickelte.

Lebhafteres Interesse aber als diese Arbeiten über ferne Jahrhunderte erregten naturgemäß in weiten Kreisen Sybels Ausführungen über die Geschichte des unseren und vor allem das ihr gewidmete große Werk, mit dem er seine literarische

---

[1]) Im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 14, 245 und 542. Auch Hanssen sprach Sybel aus, der erste Abschnitt der neuen Auflage habe ihn in seiner Auffassung der germanischen Urzeit von neuem gestärkt. Ebenso dankte ihm Roscher für „den großen Genuß, die reiche Belehrung und Befestigung“, die er aus dem Buche gewonnen habe. Er sei „ziemlich in allen Punkten“, worin S. gegen andere Gelehrte polemisiere, „von der Richtigkeit Ihrer Ansicht überzeugt: großenteils wegen des Gewichts Ihrer Gründe, oft aber auch, weil ich selbst von ganz anderen Ausgangspunkten her zu ähnlichen Ergebnissen gekommen bin“. — Die Veränderungen, die Sybel in der zweiten Auflage des ersten Kreuzzugs vornahm, stellte F. Hirsch in den Mitteilungen aus der Historischen Litteratur 11, 125 ff. zusammen.

Thätigkeit beschloß. Während er noch mit der Geschichte der Revolutionszeit beschäftigt war, hatte er verschiedene andere größere schriftstellerische Pläne erwogen. In Bonn hatte er überlegt, ob er nicht seine Vorlesungen über Politik zu einem Buch ausgestalten solle; schon früher hatte Biedermann ihn aufgefordert, in der Staatengeschichte der neuesten Zeit Frankreich zu behandeln [1]). Länger trug er sich mit dem Gedanken, den er schon 1860 in einem Brief an Zeller entwickelt hatte, eine „lesbare und politisch gedachte“ deutsche Geschichte zu schreiben. Zu ihrer Ausarbeitung rüstete er sich in Berlin und schloß bereits über ihren Verlag einen Vertrag. Den Wunsch, ein solches Buch gerade von ihm zu erhalten, hatte ihm lebhaft Baumgarten geäußert; eben dieser schlug ihm aber nach Vollendung der Revolutionszeit vor, eine Geschichte der Bewegung von 1848 zu schreiben. Auf verwandte Stoffe war Sybel eben damals auch durch archivalische Studien geführt worden. Für die Sammlung seiner kleinen Schriften unterzog er in zwei Vorträgen, die er über Napoleon III. bald nach dessen Tod gehalten hatte [2]), die Darstellung der auswärtigen Politik des Kaisers einer durchgreifenden Umarbeitung. Hierfür benutzte er namentlich auch die Akten des Berliner Archivs. Und aus ihnen wurden dann auch auf seine Veranlassung und unter seiner Mithilfe Bismarcks Berichte vom Bundestag veröffentlicht, und wie Bismarck ihre Publikation genehmigt hatte, gestattete er Sybel nun auch die Benutzung der preußischen Staatsakten für eine eingehende Darstellung der Begründung des deutschen Reichs.

---

[1]) Wie sehr er sich auch später mit der französischen Geschichte des 19. Jahrhunderts beschäftigte, beweist seine Besprechung des zweiten Bands von Karl Hillebrands Buch in der Historischen Zeitschrift 45, 153 ff., die namentlich auch für seinen Gegensatz gegen die „demokratische Nivellierung“ zu beachten ist.

[2]) Karl Hillebrand bezeichnete in einem Brief an Sybel vom 27. Dezember 1873 diese Vorträge als „das einzige Billige und Tiefgehende, was über den rätselhaften Träumer“ im Jahre seines Todes geschrieben wurde.

Aus eigener Anschauung wissen die Leser dieser Blätter, wie Sybel sich seine Aufgabe gestellt und wie er sie gelöst hat, zu welcher er nach seiner gesamten bisherigen Entwicklung und Thätigkeit besonders berufen war: nicht alle die verschiedenartigen Seiten des deutschen Lebens in der Zeit, da die Begründung des nationalen Staats versucht und schließlich vollendet wurde, die preußischen Bestrebungen zu diesem Zweck will er schildern; von ihnen hat er aus den authentischen Quellen uns zuerst eine treue, umfassende, lichtvolle Darstellung gegeben. Nicht nur viele einzelne wichtige Momente sind durch sie zuerst bekannt geworden oder richtig beleuchtet: erst durch sie ist uns ein Verständnis des Zusammenhangs aller der mit unübertrefflicher Klarheit geschilderten Verhandlungen der preußischen Diplomatie, der Schwierigkeiten, mit denen sie in Deutschland und Europa zu kämpfen hatte, der Schwächen und Verdienste der so verschiedenartigen Persönlichkeiten ermöglicht, die in dieser Zeit einen bestimmenden Einfluß übten. Mit Recht ist betont worden, daß gerade auch durch den Einblick, der uns hier in die Motive und Leistungen der maßgebenden Staatsmänner gewährt wird, wie durch die universalhistorische Weite seines Stoffes und seines Gesichtskreises Sybels Buch größeres Interesse gewinnt, als das Werk seines großen Vorgängers aus dem 17. Jahrhundert, als Samuel Pufendorfs Kommentare über den großen Kurfürsten, welcher zuerst die archivalischen Quellen seines Staats zu umfassender zeitgeschichtlicher Darstellung einem hervorragenden Gelehrten eröffnete. Erinnert Sybels Unternehmen an das große damals gegebene Beispiel, so hat freier, als es in dem lateinischen Werke des amtlich bestellten Historiographen des 17. Jahrhunderts möglich war, die politische und schriftstellerische Individualität des deutschen Geschichtschreibers des 19. Jahrhunderts in seiner Arbeit sich entfaltet. Er verleugnet auch in ihr seine preußischen und nationalliberalen Überzeugungen nicht; doch er strebt die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler und Mißgriffe ohne Beschönigung einzugestehen, das Verhalten der Gegner aber nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen. Nach den großen Siegen von 1866

und 1870 konnte und mußte Sybel in anderer Stimmung, mit anderem Ton über die Gegner reden, als da er noch im politischen Kampf ihnen gegenüberstand: daß hier sein Urteil und seine Sprache ruhiger sind, als in seinen früheren Werken, das erklärt sich gewiß mit auch aus der Milde, die das höhere Alter in ihm gereift hatte. Noch mehr als früher enthielt er sich der Superlative; in seiner Abneigung gegen sie hatte ihn, wie er einem Freunde mitteilte, eine Äußerung Bismarcks bestärkt gegen den „Latinismus des nicht vergleichenden, sondern absoluten Superlativs; in neun Fällen von zehn vermindert er die Wirkung und reizt den Leser zum Widerspruch". Freilich schien nun manchen Lesern die geglättete Darstellung Sybels nicht überall die Fülle und Schärfe der Gegensätze, die hier zu überwinden waren, zu voller Anschauung zu bringen und selbstverständlich fehlte es nicht an Einwendungen gegen seine Urteile; nachdrücklich erkannten aber auch Kritiker, die solche geltend machten und auf die Schranken des Buches hinwiesen, die Größe der von Sybel in so hohem Alter vollbrachten Leistung und des Verdienstes an, das er sich durch sie um die Wissenschaft und um die Nation erwarb. Besondere Bewunderung erweckten die Komposition des Buches und die Klarheit und Sicherheit, mit der Sybel, wie ihm Paul Heyse schrieb, „die verzausten Knäuel mit ruhiger Hand aufzulösen und die Fäden der Entwicklung zu festen Strängen zu flechten" wußte: so schon in der Einleitung, in der er hier weiter ausgriff, als in der Geschichte der Revolutionszeit, so bei der Schilderung des Krieges von 1866 und namentlich bei der Darstellung der schleswig-holsteinischen Frage und der verwickelten Verhandlungen, durch die Bismarck in ihr und in der deutschen Verfassungsfrage sein nationales Ziel erreichte. Im In- und Ausland machten diese von Künstlerhand gebotenen Aufklärungen über die gewaltige Entwicklung, die so viele Leser mit durchlebt und von deren Geheimnis sie doch so wenig gewußt hatten, den größten Eindruck; in einer der angesehensten englischen Zeitschriften wurde ausgesprochen, es dürfte schwer sein, die Bedeutung dieses Werkes des „seit Rankes Tod vielleicht ersten europäischen Historikers"

über diesen wichtigen Stoff zu überschätzen [1]). So beantragte auch eine berufene Kommission hervorragender Historiker nach dem Erscheinen der ersten fünf Bände, ihrem Verfasser den Preis zu verleihen, der bei der Erinnerungsfeier an den Vertrag zu Verdun für das beste Werk über vaterländische Geschichte gestiftet war [2]). Daß trotzdem dieser Preis ihm nicht zuerkannt wurde,

---

[1]) In der Quarterly Review vom Oktober 1890. Nachdrücklich wurde auch sonst im Ausland auf die Bedeutung des Buches hingewiesen, so in der Times vom 22. Februar 1890 und im Daily Chronicle vom 24. November 1894, in der amerikanischen Nation vom 27. Februar 1890, 26. März 1891, vom 11. und 18. August 1892, in der Revue Historique 46, 169 ff. von André Lebon und von A. del Vecchio im Archivio storico Italiano 5 s. t. 16, 403 ff. Unter den deutschen Besprechungen der ersten Bände scheinen mir besondere Beachtung zu verdienen die von Delbrück in Bd. 65 u. 66 der Preußischen Jahrbücher, von Dove in der Kölnischen Zeitung vom 29. Dezember 1889, von Kluckhohn in Bd. 61, 62 u. 64 der Deutschen Rundschau, von Koser in Nr. 13 u. 45 des Jahrg. 1890 der Deutschen Litteraturzeitung, von Maurenbrecher in Nr. 1 des Jahrg. 1890 des Litterarischen Centralblattes und von Konstantin Rößler in der „Post" vom Januar, April und Juni 1890, unter denen der letzten die von Hartwig in der „Nation" vom 8. und 22. Dezember 1894, von G. Kaufmann im Februarheft 1895 der Deutschen Rundschau und von Mühling in der Frankfurter Zeitung vom 19. und 20. April 1895. Vom Standpunkte eines enthusiastischen Verehrers Friedrich Wilhelms IV. veröffentlichte 1890 Alfred Freiherr v. Eberstein zwei Hefte „Kritische Bemerkungen" über Sybels Buch. Bedeutsamere Einwendungen machten Öchsli in seinen Bausteinen zur Schweizer Geschichte gegen Sybels Darstellung der Neuenburger Verwicklung und Henrici in seinen Lebenserinnerungen gegen Bemerkungen Sybels über Schleswig-Holsteinische Verhältnisse geltend; doch bietet andrerseits gerade Henrici auch neue Argumente für Sybels Auffassung der Augustenburger Politik, die in dem an interessanten Mitteilungen reichen, aber einseitigen Buche von Jansen und Sammer über Schleswig-Holsteins Befreiung lebhaft bestritten wurde; vgl. auch die Besprechungen dieses Werkes von Egelhaaf im Juniheft 1897 der Deutschen Rundschau und von Kaufmann im 79. Bd. der Historischen Zeitschrift. Hinsichtlich der Kontroversen über den Ursprung des Krieges von 1870 vgl. die von Petersdorff in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 9, 55 ff. besprochene Litteratur.

[2]) Mehrfach hatte früher bei Verhandlungen dieser Kommission Sybel großen Einfluß geübt; so war namentlich auch durch sein Gutachten die

dadurch ist sicherlich Sybels Ansehen nicht geschädigt worden. Auch seitens der Regierung wurde ihm bald darauf eine Anerkennung gezollt, indem sie ihn 1894 bei seinem 50jährigen

---

Verleihung des Preises an Treitschke entschieden worden. Er verglich in ihm Treitschke mit Macaulay, da er in Beiden „dieselbe geniale Fähigkeit" fand, „die Menschen und Dinge der früheren Zeit zu veranschaulichen, als ständen wir mitten unter ihnen", und „dasselbe allseitige Interesse für alle Erscheinungen des nationalen Lebens". „Bei gleich lebhaftem Kolorit ist die Darstellung des englischen Autors ruhiger, zuweilen behaglich, ein in epischer Breite sich fortbewegender Strom, bei dem Deutschen gedrängter, erregter, zuweilen mit lyrischem Affekte durchglüht, hier und da zu etwas übertriebenen Bildern gesteigert, aber niemals in inhaltsleere Rhetorik versinkend. Die Skala der Töne ist reicher bei dem Deutschen, welchem Humor und Pathos in allen Schattierungen neben einem unbegrenzten deskriptiven Talent zu Gebote steht; dagegen hat er eine Neigung zu superlativen Ausdrücken und Gedanken, welche der Britte durchgängig zu vermeiden weiß." Besonders aber betonte Sybel, daß „bei Beiden jedes Wort der Erzählung von einem großen und leitenden Grundgedanken bedingt" sei; er zeigte, daß sich daraus die gerade bei dem von Treitschke behandelten Stoff so schwierige „feste Einheit der künstlerischen Komposition" ergebe, indem die Mannigfaltigkeit des mit farbiger Lebendigkeit geschilderten Details überall auf das eine große Ziel hingelenkt werde; eingehend legte er dar, daß, wenn es bei Treitschkes Zorn über die deutsche Zersplitterung und seinem Enthusiasmus für das deutsche Einheitswerk an Grimm der Partikularisten über das Buch und auch sonst an Meinungsverschiedenheiten über einzelne Urteile und Behauptungen T.'s nicht fehlen könne, deshalb doch nicht der wissenschaftliche Wert des bahnbrechenden Werkes in Frage zu stellen sei. Im Einzelnen suchte er die Unhaltbarkeit mancher der gegen Treitschke erhobenen Vorwürfe nachzuweisen: gegenüber dem Tadel, daß aus dessen Buch ein „verletzender preußischer Hochmut rede", wies er auf seine durch die Fülle genauer und zutreffender Beobachtungen geradezu in Erstaunen setzenden Schilderungen der verschiedenen deutschen Landschaften hin, aus denen erhelle, „daß Treitschke, der geborene Sachse, zwar nach dem Urteile seines politischen Verstandes ein patriotischer Preuße geworden, daß aber die Neigung seines Herzens an den schönen Ufern des Rheins, des Mains, des Neckars zu Hause ist". Namentlich aber bezeichnete auch Sybel T.'s Darstellung der in dem preußischen Staat und von ihm für Deutschland vollbrachten Leistungen als eine litterarische Errungenschaft ersten Ranges für Wissenschaft und Vaterland. Über die früheren Verleihungen des Verdun-Preises und seine Versagung an Sybel s. namentlich Delbrück im Februarheft des Jahrg. 1894 der Preußischen Jahrbücher; welches

Professorjubiläum zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Excellenz ernannte. Vielfach bezeugten ihm bei dieser wie bei anderen Erinnerungsfeiern, die er beging, gelehrte Korporationen, Freunde und Schüler ihre warme Dankbarkeit; die beste Gabe aber brachte er selbst zu diesem Fest, indem er noch vor Ablauf des Jahres 1894 zwei neue Bände seines Buches veröffentlichte. Er hatte an der Fortsetzung sich auch dadurch nicht hindern lassen, daß bald nach dem Sturz Bismarcks ihm die Benutzung der preußischen Staatsakten entzogen war; noch ist in frischer Erinnerung, welche Fülle wichtiger Aufklärungen er trotzdem bot, welches Interesse namentlich seine Darstellung des Ursprungs des Krieges von 1870 erregte, mit welcher Gewandtheit und Kraft er die Einwendungen abzuwehren suchte, die gegen seine Auffassung erhoben wurden. Wer seine „Neuen Mitteilungen und Erläuterungen" las, wurde in der Hoffnung bestärkt, daß er sein Buch vollenden, seine Darstellung bis zum Frieden von 1871 herabführen werde — ihm und uns sollte dies nicht mehr vergönnt sein.

Wohl hatte er in den letzten Jahren bewiesen, mit wie gutem Recht ihm bei seinem Doktorjubiläum nachgerühmt war, daß er sich mit der Freiheit des Geistes und der Ruhe des Gemüts auch die Kraft des Schaffens bewahrt habe, und mit wie gutem Erfolg er sich bestrebte, seinen damals ausgesprochenen Vorsatz zu erfüllen, weiter zu wirken, solange es noch Tag für ihn war; doch waren durch die letzten Arbeiten seine Nerven angegriffen, und auch seinem Gemüt war mancher harte Schlag nicht erspart geblieben. Auch er erfuhr es und sprach es aus: „Lange leben heißt viele überleben". Wie manche ihm besonders nahestehende Altersgenossen hatte er auch ihm eng verbundene jüngere Freunde und Schüler scheiden sehen; schon 1884 war ihm nach 43jähriger Verbindung auch die treue Lebensgefährtin entrissen. Mit ruhiger Ergebung trug er diese unersetzlichen

---

Interesse diese Angelegenheit in Frankreich erregte, zeigt der Artikel von Guilland im 2. Bd. des Jahrg. 94 der Revue politique et littéraire p. 457—462: M. de Sybel et Guillaume II.

Verluste; dankbar erfreute er sich alles Guten, was ihm geblieben war und neu gegeben wurde, so namentlich des Familienglücks, das er in dem Haus seiner beiden Söhne erblühen sah. Von ihnen war der ältere als Regierungsrat ebenfalls nach Berlin berufen, wo so der Vater täglich mit ihm und den Seinen verkehren konnte, der jüngere Professor in Marburg geworden [1]). In dessen Haus in der Straße, die zur Erinnerung an Sybels eigene frühere Thätigkeit in Hessen mit dem Namen der Sybelstraße geziert war, verbrachte er in den letzten Jahren am liebsten seine Urlaubszeit im Sommer. Hier suchte er auch im Juni 1895 Erholung von den Anstrengungen seiner letzten Arbeit und mehreren Krankheitsanfällen, die ihn in den letzten Monaten geschwächt hatten. Und wirklich schien sich seine Kraft in der Ruhe und der belebenden Luft Marburgs und der liebevollen Pflege der Seinen rasch wieder zu stärken, so daß er selbst einen Ausflug nach Wiesbaden unternehmen konnte. Er leitete noch eine Sitzung der hier von ihm organisierten Archivprüfungskommission; mit lebhaftem Anteil besprach er politische und wissenschaftliche Fragen, und schon wandten seine Gedanken sich wieder neuer eigener Arbeit zu. Er erwog, ob er Erinnerungen an sein Leben und namentlich an die Münchener Zeit aufzeichnen solle, erklärte dann jedoch, daß die Herstellung seines achten Bandes zwar eine schwere, aber seine nächste und wichtigste Aufgabe sei. Lebhaft beschäftigten ihn die Äußerungen der Franzosen über seine neuen Mitteilungen über den Ursprung des Krieges von 1870, ein französischer Publizist bot ihm an, eine Erwiderung von ihm auf Gramonts Rechtfertigungsversuche in die französische Presse zu bringen; Sybel war geneigt, darauf einzugehen, in französischer Sprache fing er an, dem Franzosen zu antworten — aber schon auf der zweiten Seite des Briefes nahm ihm Krankheit die Feder aus der Hand. In der Nacht vom 30. auf den 31. Juli trat eine par-

[1]) Auf schon durch Bailleu in der Deutschen Rundschau 85, 75 f. benutzten Aufzeichnungen von ihm beruht die folgende Schilderung der letzten Wochen im Leben seines Vaters.

tielle Lungenlähmung ein, die nach nur einem Tag, den er im Bett verbrachte, das Ende herbeiführte. Mit klarem Bewußtsein und in voller Fassung hatte er ihm entgegengesehen; umgeben von den Seinen ist er in der Morgenfrühe des 1. August sanft entschlafen. Es war der friedlich schöne Abschluß eines Lebens, das er dankbar noch in seinen letzten Tagen ein selten glückliches genannt hatte.

Als zwei Tage darauf ihm an der Seite seiner Gattin auf dem Matthäi-Kirchhof in Berlin die letzte Ruhestätte bereitet wurde, da dachte wohl mancher der Reden, die Sybel einst gerade am 3. August zur Feier des königlichen Stifters der Bonner Hochschule gehalten hatte. 27 Jahre zuvor hatte er an diesem Tag bei dem Jubiläum seiner heimischen Universität, zurückblickend auf ihren Ursprung, ihr als „höchstes Glück" gewünscht, daß sie auch in Zukunft „in Streben und Wirken, in Thun und Leiden, untrennbar eins sei mit dem Vaterland"; als hohes Glück seines persönlichen Lebens empfand er es, daß er seine Kräfte entwickelte und verwertete in der großen Bewegung, aus der die Erhebung des Vaterlands hervorging, daß er ihren Sieg sehen und ihr in seinem letzten Werk ein historisches Denkmal errichten konnte. Nach dieser heilvollen Wendung blickte er trotz mancher Sorgen hoffnungsfreudig in die Zukunft des Vaterlands, in anderer Stimmung als einst Niebuhr, den er als Vorbild gerade auch in einer Festrede vom 3. August gepriesen, dessen wissenschaftliche und nationale Gesinnung zu pflegen er sich mit solchem Eifer und solchem Erfolg bemüht hatte. Welche Anerkennung ihm dies sein Wirken, welche Liebe ihm seine Persönlichkeit erworben hatte, das zeigte sich klar bei seinem Tod. „Der gute Preuße", schrieb damals Theodor Mommsen, „ist oft recht unliebenswürdig; hier in ihm war das schöne rheinische Element, die Anmut und die Heiterkeit damit so durchdrungen, wie es nicht oft begegnet. Er hat ein glückliches Leben verdient und gehabt, aber er wird Vielen fehlen, und vor Allen mir." Was die Vielen, denen er fehlte, was auch die Nächstbetroffenen trösten und erheben mußte, das sprach einer von Sybels bedeutendsten politischen Freunden

seinen Söhnen aus. „Einen solchen Vater“, schrieb er ihnen, „so lange besessen zu haben, ist ein so großes Glück, daß selbst die Trauer um den Verlust dagegen zurücksteht, und Trost für Sie ist die Mittrauer aller wirklichen Deutschen, welche den großen Historiker, den guten, liebevollen Menschen, den mit allen Fibern an seinem Vaterland hängenden Politiker stets in treuem Andenken bewahren werden.“

Chronologisches Verzeichnis

der von Sybel veröffentlichten Schriften.

(Die mit * bezeichneten Schriften sind in diesem Band abgedruckt.)

1838.

1. De fontibus libri Jordanis de origine actuque Getarum. Dissertatio inauguralis. Berolini, typis Nietackianis. 45 S. (Beigefügt sind Vita und Thesen.)

1841.

2. Geschichte des ersten Kreuzzugs. Düsseldorf, J. H. C. Schreiner. VIII u. 551 S.

1842.

3. Über die geschichtliche Grundlage des Grave Ruodolf. Zeitschrift für deutsches Altertum. II, 235—248.
4. Bespr. von Alison, Geschichte Europas seit der ersten französischen Revolution. Deutsch von L. Meyer. Erste und zweite Lieferung. Blätter für litterarische Unterhaltung vom 8. u. 9. Mai. S. 513—518.
5. Bespr. von Giesebrecht, Annales Altahenses. Neue Jenaische allg. Litter.=Ztg. S. 1202—1204.

1843.

6. Erzbischof Konrad von Hochstaden und die Bürgerschaft von Köln. Jahrg. I des von Lersch herausg. Niederrheinischen Jahrbuchs für Geschichte, Kunst und Poesie S. 121—158.
7. Besprechung von Ledebur, Der Mayengau oder das Mayenfeld. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland II, 109—111.
8. Bespr. von Kutscheit, Historisch=geographischer Atlas des deutschen Landes und Volkes, ebda. II, 111—112.
9. Zusatz zu Düntzers Aufsatz, Die Alamannenschlacht des Chlodowig, ebda. III, 39—44.

10. Bespr. von Jahresberichten und Archiv des hist. Vereins von und für Oberbayern, 16 Hefte, ebda. III, 182—186.
11. Bespr. von Bormann, Geschichte der Ardennen, ebda. III, 184—189.
12. Bespr. von Asch van Wyk, Oude handelsverkeer der stadt Utrecht, 3 Hefte, ebda. III, 189—192.
13. Bespr. von Prat, Pierre l'Hermite et la première croisade. Neue Jenaische Litt.-Ztg. S. 459—461.

1844.

14. Entstehung des deutschen Königthums. Frankfurt a. M., F. Varrentrapp (Ph. Krebs). VIII u. 267 S.
15. Bespr. des dritten Bandes von Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts.. Neue Jenaische Litt.-Ztg. S. 53—63 u. 81—92.
16. Thüringer im Land Hadeln. Ad. Schmidts Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft I, 164—169.
17. Die sächsische Sage bei Widukind. An G. Waitz. Ebda. II, 577—580.
18. Deutsche Unterthanen des römischen Reiches. Jahrbb. des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland IV, 13—44.
19. Wann veranstaltete Chlodovech die verbesserte Redaktion der Lex Salica? Ebda. IV, 79—87.
20. Bespr. von Pardessus, La loi salique. Hallische Allg. Litt.-Ztg. Bd. II Sp. 585—616.
21. Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke. Eine historische Untersuchung. Von J. Gildemeister und H. von Sybel. Düsseldorf, J. Buddeus. XXVI u. 115 S, (Nach der vom 1. Nov. 1844 datierten Vorrede ist § 4—9 von Sybel, das Übrige von Gildemeister abgefaßt. Noch 1844 erschien eine durch Nachträge (S. 119—134) vermehrte, 1845 eine dritte Auflage und eine holländische Übersetzung u. d. T.: De heilige Rok te Trier en de twintig andere heilige ongenaaide Rokken. 's Gravenhage, W. P. van Stockum. 126 S.)
22. Artikel in Kölnischer Zeitung [1]).

1845.

23. Der heilige Rock zu Trier. Zweiter Teil: Die Advokaten des Trierer Rocks. Zur Ruhe verwiesen von Dr. J. Gildemeister und

[1]) Um von Sybels publizistischer Thätigkeit eine Vorstellung zu geben, sind im folgenden auch seine meist anonym veröffentlichten Zeitungsartikel verzeichnet, soweit sich darüber nach seiner Korrespondenz und freundlichen Mitteilungen der Expedition der Kölnischen Zeitung etwas feststellen ließ.

Dr. H. v. Sybel. Heft I (VIII und 71 S.), II (70 S.), III (VI und 80 S.). (Nach dem vom 1. Sept. 1845 datierten Vorwort zu diesem dritten Heft sind von ihm §§ 2—4 und der Anhang sowie das ganze zweite Heft von Sybel, dagegen das erste Heft wie §§ 1. 5 und 6 des dritten von Gildemeister verfaßt.)

24. Germanische Geschlechtsverfassung. Mit besonderer Rücksicht auf Waitz' Deutsche Verfassungsgeschichte. Ztschr. f. Gesch.-Wissensch. III, 293—348.

25. Über das Königreich Jerusalem 1100—1131. Ebenda III, 51—84.

26. Über den zweiten Kreuzzug. Ebenda IV, 197—218. Wieder abgedruckt in Kl. Hist. Schriften I.

27. Artikel in Kölnischer Zeitung (in Nr. 32 vom 1. Febr.: Arndt über die rheinischen ritterbürtigen Autonomen, und in Nr. 73 vom 14. März: Die rheinischen Autonomen und die Einheit des preuß. Staats.)

28. Prospekt zu der im Verlag von J. Buddeus in Düsseldorf erschienenen Wildtschen Lithographie von Lessings Gemälde: Johannes Hus in Costnitz. (Anonym. Ebenso erschien anonym später ein ebenfalls von S. verfaßter Prospekt zu der im gleichen Verlag herausgegebenen Lithographie von Lessings Gemälde: Hus auf dem Scheiterhaufen.)

1846.

29. Über die heutigen Tories. Rede, gehalten zur Feier des Geburtstags des Kurfürsten am 28. Juli 1846. Marburg, Bayrhoffer. 22 S.

30. Bespr. der Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden und des Niederrhein. Jahrbuchs in Ztschr. f. Gschwss. V, 185—191.

31. Geten und Gothen. Ebda. VI, 516—536.

1847.

32. Die politischen Parteien im Rheinland in ihrem Verhältnis zur preußischen Verfassung geschildert. Düsseldorf, Buddeus. VIII u. 87 S.

33. Über das Verhältnis unserer Universitäten zum öffentlichen Leben. Rede, gehalten zur Feier des Geburtstags des Kurfürsten am 28. Juli 1847. Marburg, Bayrhoffer. 15 S.

34. Edmund Burke und die französische Revolution. Ztschr. f. Geschwiss. VII, 1—53.

35. Nachtrag zu dem Aufsatz: Geten und Gothen. Ebda. VII, 288.

36. Edmund Burke und Irland. Ebda. VIII, 488—533. Abgeändert wieder abgedruckt in Kl. Hist. Schriften I.

37. Artikel in Kölnischer Zeitung (Nr. 201 vom 20. Juli: Arndts Briefwechsel).

1848.

38. Über das Reichsgrundgesetz der siebzehn Vertrauensmänner. Marburg, Elwert. 16 S.
39. Die Universität Marburg und das kurhessische Unterrichtswesen. I.: Die Universität. Marburg, Elwert. 28 S.
40. Bespr. von Loebell, Weltgeschichte in Umrissen und Aufzeichnungen. Teil I. Neue Jenaische Litt.-Ztg. S. 270—76.
41. Artikel in der Neuen Hessischen Zeitung und der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung.

1849.

42. Artikel in der Neuen Hessischen Zeitung.

1850.

43. Vorwort und Nachträge zu der zweiten von Sybel herausgegebenen Auflage von Rehm, Lehrbuch der historischen Propädeutik. Marburg, Elwert.
44. Artikel in Neuer Hessischer und in Kölnischer Zeitung.

1851.

45. Die christlich-germanische Staatslehre, ihre Bedeutung in der Gegenwart, ihr Verhältnis zum geschichtlichen Christen- und Germanentum. Germania (eingeführt von E. M. Arndt, hrg. von Biedermann) Bd. II, 1—28. Wieder abgedruckt in Kl. Hist. Schriften I.
46. Sagen und Gedichte über die Kreuzzüge. Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Juliheft, S. 31—69. Wieder abg. in Kl. Hist. Schriften III.
47. Artikel in Kölnischer Zeitung.

1853.

48. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795. Erster Band. Düsseldorf, Buddeus. LX u. 596 S.

1854.

49. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795. Zweiter Band. Düsseldorf, Buddeus. X u. 574 S.

1855.

50. Bespr. von Barante, Histoire du directoire. Beilage zu Nr. 210 der Allg. Ztg. vom 29. Juli.

1856.

51. Über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung. Rede, gehalten zur Feier des Geburtstages des Kurfürsten am 20. August 1856. Marburg, Elwert. 16. S. Abg. in Kl. Hist. Schriften I.

1857.

52. Artikel über Danton in dem von Bluntschli u. Brater herausgeg. Deutschen Staatswörterbuch II, 689—694.

1858.

53. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95. Dritter Band, erste Abtheilung. Düsseldorf, Buddeus. 342 S.
54. Aus der Geschichte der Kreuzzüge. In der Sammlung: Wissenschaftliche Vorträge zu München im Winter 1858. Braunschweig, Vieweg. S. 1—95. Abg. in Kl. Hist. Schr. II.

1859.

55. Geschichte der Revolutionszeit. Zweite verbesserte Auflage Bd. I (XX u. 629 S.) und II (XII u. 538 S.) Düsseldorf, Buddeus.
56. Katharina II. Ein Vortrag, gehalten am 26. März 1859. Beil. z. Nr. 97 u. 98 der Allg. Ztg. v. 7. u. 8. April. Abgedr. in Kl. Hist. Schriften I, schwedische Übersetzung in Nr. 176.
57. Die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung. Sendschreiben an Herrn Baron von Cotta. Frankfurt a. M., Brönner. 64 S. (anonym).
58. Über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. Festrede zum Geburtstag des Königs von Bayern in der Akademie am 28. Nov. 1859. München, Franz. 24 S.
59. Vorwort zu der von ihm begründeten und im Verlage von R. Oldenbourg herausgegebenen Historischen Zeitschrift, von der bei seinen Lebzeiten 75 Bände erschienen.
60. Joseph de Maistre, Hist. Z. I, 158—198. Abg. in Kl. Hist. Schr. I.
61. Bespr. von Bernhardi, Denkwürdigkeiten von Toll ebda. S. 233 f.
62. Bespr. von Schmidt-Weißenfels, Gentz, ebda. S. 267.
63. Bespr. der Briefe von Görres, ebda. S. 268.
64. Bespr. von Wickede, Memoiren eines Legitimisten, ebda. II, 219.
65. Bespr. von Louis Blanc, Hist. de la révolution française. T. X ebda. S. 219 f.
66. Bespr. von Fleury, Invasion de 1814, ebda. S. 224.
67. Bespr. von Schriften über Katharina II. (ihren Memoiren; den Memoiren der Fürstin Daschkoff; Blum, Sievers; Smitt, Suworow und Polens Untergang; Miliutin, Gesch. des Kriegs Rußlands mit Frankreich 1799), ebda. S. 250—53.
68. Besprechung von Wietersheim, Völkerwanderung; Roscher, Dreifeldersystem; Schirren, Jordanes und Cassiodor; Köpke, Königtum bei den Gothen; Simonis, Alarich; Rosenstein, Westgothenreich, ebda. S. 511—516.
69. Berichte über vorberatende Versammlung (1858) und erste Plenarsitzung (1859) der Hist. Commission in dem ersten Stück der als

Beilage zur H. Z. herausgeg. Nachrichten von der Hist. Commission. S. 1—8 u. 14—16 (anonym).

1860.

70. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95. Dritter Band, zweite Abteilung. Düsseldorf, Buddeus. XVI S. u. S. 343—590.
71. Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. Drei Vorlesungen, gehalten zu München am 24., 27. und 30. März 1860. München, Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung. VI u. 146 S. Abg. in Kl. H. Schr. I.
72. Über die Regierung Kaiser Leopolds II. Sitzungsberichte der Bayer. Akademie vom 15. Nov. 1860, S. 664—676.
73. Artikel über Joseph II. Bluntschlis Staatswörterbuch V, 421—430.
74. Anzeige der 2. Aufl. der Gesch. der Revolutionszeit. H. Z. III, 200 f.
75. Besprechung von Alison, History of Europe, VIII, ebda. S. 201.
76. Besprechung von H. Kurz, Gesch. der deutschen Literatur, ebda. S. 251—256.
77. Anmerkung der Redaktion zu dem Aufsatz: Die Tübinger Historische Schule, ebda., IV, 90 f.
77a. Besprechung von Rose, Diaries, ebda. S. 483 f.

1861.

78. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795. Zweite verbesserte Auflage. Dritter Band. Düsseldorf, Buddeus. XVI u. 564 S.
79. Prinz Eugen von Savoyen. Drei Vorlesungen, gehalten zu München im März 1861. München, Lit.-artist. Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 146 S. (Eine englische Übersetzung mit Noten von Buchheim erschien in London 1868, in zweiter Ausgabe 1883.)
80. History and litterature of the crusades translated by Lady D. Gordon. London, Chapman and Hall.
81. Vorwort zu dem ersten Jahrgang des von H. Schultheß im Verlag der Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen herausgegebenen Europäischen Geschichtskalender.
82. Artikel über Lafayette. Bluntschlis Staatswörterbuch VI, 180—190.
83. Besprechung von J. Bernays, Chronik des Sulpicius Severus. H. Z. V, 178 f.
84. Besprechung von Scherr, Geschichte der deutschen Frauen, ebda. S. 242.

85. Bericht über die Geschichte der Wissenschaften im 2. Stück des 2. Jhrgs. der Nachrichten von der Histor. Kommission. S. 119—122.
86. Artikel in Süddeutscher Zeitung.

1862.

87. Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Eine historisch-politische Abhandlung. Düsseldorf, Buddeus. XVI und 126 S.
Das Vorwort ist vom November 1861 datiert; noch 1862 erschien ein zweiter Abdruck.
88. Artikel über Napoleon I. Bluntschlis Staatswörterbuch VII, 106—128.
89. Bemerkung über die Schrift von E. Herrmann, Die österreichisch-preußische Allianz von 1792. H. Z. VII, 247.
90. Artikel in Kölnischer Zeitung.

1863.

91. Über die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen. Rede, gehalten am 3. August 1863. Bonn, M. Cohen u. Sohn. 32 S. Abg. in Kl. Hist. Schr. I.
92. Kleine Historische Schriften. Erster Band. München, Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung. VII u. 551 S.
Inhalt: 1. Politisches und soziales Verhalten der ersten Christen. — 2. Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte. — 3. Prinz Eugen von Savoyen (Nr. 79). — 4. Katharina II. von Rußland (Nr. 56). — 5. Graf Joseph de Maistre (Nr. 60). — 6. Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. (Nr. 71). — 7. Über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung (Nr. 51). — 8. Die christlich-germanische Staatslehre (Nr. 45). — 9. Über den zweiten Kreuzzug (Nr. 26). — 10. Edmund Burke und Irland (Nr. 36). — 11. Über die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen (Nr. 91.)
Eine zweite Auflage, bei der „kleine Inkorrektheiten beseitigt wurden", erschien 1869, eine dritte 1879, auch sie im wesentlichen unverändert; doch wurden „an mehreren Stellen die Ergebnisse neuerer Forschungen nachgetragen".
93. Kaiser Leopold II. gegen Ernst Herrmann. H. Z. X, 387—432. Abg. in Kl. H. Schr. II.
94. Artikel in Kölnischer Zeitung.

1864.

95. Uber die Gesetze des historischen Wissens. Rede, gehalten am 3. August 1864. Bonn, M. Cohen u. Sohn. 32 S.

Noch 1864 erschien ein zweiter Abdruck. Wieder abgedr. in Vorträgen und Aufsätzen.

96. Besprechung von O. Fock, Schleswig-Holsteinische Erinnerungen H. Z. XI, 258 f.

97. Deutschland und Dänemark im 13. Jahrh., ebda. XII, 1—21. Abg. in Kl. H. Schr. II.

98. Noch einmal über Leopold II. gegen E. Herrmann. H. Z. XII, 260—263. Abg. in Kl. H. Schr. II.

99. Besprechung von Kapp, Soldatenhandel deutscher Fürsten, und Eelking, Deutsche Hilfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskrieg. H. Z. XII, 474—477.

1865.

100. Geschichte der Revolutionszeit. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Band. Düsseldorf, Buddeus. XII u. 562 S.

101. Preußen und Rheinland. Rede, gehalten am 15. Mai 1865. Bonn, M. Cohen u. Sohn. 26 S. Abg. in Kl. Hist. Schriften II.

102. Am Denkmale Arndts. Rede bei der Arndt-Feier in Bonn am 30. Juli 1865, zuerst im zweiten Blatt der Kölnischen Zeitung vom 31. Juli, später in Vorträgen und Aufsätzen abgedruckt.

103. Briefwechsel der Königin Marie Antoinette. H. Z. XIII, 164—178, abg. in Kl. H. Schr. II. Einen französischen Auszug aus diesem Artikel von Elie Reclus und einen von S. selbst verfaßten Nachtrag veröffentlichte die Revue moderne vom 1. Juli 1865.

104. Vorbemerkung zu Rankes Gutachten über die orientalische Frage. H. Z. XIII, 406—425.

105. Die Briefe der Königin Marie Antoinette. XIV, 319—350, abg. in Kl. H. Schr. II. Französisch in der Revue moderne vom 1. Dez. 1865.

106. Artikel in Kölnischer Zeitung (in Nr. 263 und 264 vom 22. und 23. September über den ersten Band von Baumgartens spanischer und in Nr. 357 vom 25. Dez. über den zweiten Band von Springers österreichischer Geschichte).

1866.

107. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1895. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Zweiter Band (XIV u. 472 S.) und dritter Band (XIV u. 488 S.) Düsseldorf, Buddeus.

108. Österreich und Preußen im Revolutionskrieg. H. Z. XV, 65—115. Abg. in Kl. H. Schr. II.

109. Nouvelles observations sur la correspondance de Marie Antoinette. Revue moderne 1 avril.

110. Bespr. von Horawitz, Entwickelungsgeschichte der deutschen Historiographie. H. Z. XV, 166 f.
111. Bespr. der Schriften von Riant, de Haymaro monacho und Expéditions des Scandinaves en terre sainte, ebda. 183 f.
112. Bespr. von Mortimer-Ternaux, Hist. de la Terreur. T. V, ebda. 455 f.
113. Bespr. von B. Kugler, Studien z. G. des zweiten Kreuzzuges, ebda. XVI, 389 f.
114. Bespr. des vierten Bandes von Feuillet de Conches, Louis XVI, Marie Antoinette et Madame Elisabeth, ebda. 395—408. Abg. in Kl. H. Schr. II, französisch in Revue moderne vom 1. Januar 1867.
115. Bespr. von Thayer, Beethoven. Bd. I. H. Z. XVI, 429 f.
116. Bespr. von E. Knorr, Blüchers Kampagne-Journal, ebda. 430 f.
117. Bespr. von Wille, Mettlerkamp, ebda. 432 ff.
118. La Prusse et la nouvelle Allemagne. Lettre à M. A. Forcade. Revue des deux Mondes, 15. Septbr. 1866. (Dat. 5. Septbr. 1866.) Deutsch zuerst in der Köln. Zeitung vom 17. und 18. Septbr., dann separat gedruckt u. d. T.: Das neue Deutschland und Frankreich. Sendschreiben an Hrn. Forcade in Paris. Bonn, M. Cohen u. Sohn. 36 S., abg. in Vortr. u. Auff.
119. Artikel in Kölnischer Zeitung.

1867.

120. History of the french revolution by H. v. Sybel, translated by Walter C. Perry. London, Murray. V. I u. II. Bd. III u. IV dieser Übersetzg. erschien 1869.
121. Bespr. von Arneth, Korresp. von Maria Theresia und Joseph II. Bd. I. u. II. H. Z. XVII, 424—429.
122. Bespr. der 2. Auflage von O. Klopp, Friedrich II. von Preußen, ebda. 429 ff.
123. Bespr. von Oberleitner, Frankreichs Finanzverhältnisse unter Ludwig XVI., ebda. 435.
124. Bespr. von A. Schmidt, Tableaux de la révolution française T. I, ebda. 435.
125. Bespr. von Th. Juste, Le Hon, ebda. 436—439.
126. Drei Bonner Historiker. H. Z. XVIII 283—296. Abgedr. in Vortr. u. Auff.
127. Bespr. von Arneth, Korresp. von Maria Theresia und Joseph II. Bd. III H. Z. XVIII 452—454.
128. Bespr. von Ad. Wolf, Briefwechsel von Leopold II. und Marie Christine, ebda. 454—456.
129. Artikel in Kölnischer Zeitung (in Nr. 104 v. 14. April Bericht über die Arbeiten des Reichstages).

1868.

130. Die deutschen und die auswärtigen Universitäten. Rede, gehalten am 22. März 1868, zuerst gedr. in Köln. Zeitung vom 27. und 29. März, dann separat bei M. Cohen u. Sohn in Bonn (35 S.), in Vortr. und Auff. und in zweiter Auflage zusammen mit 1874 gehaltener Rede über Universitäten in Nr. 160. In das Englische übersetzt von Angerer im American journ. of education.
131. Österreich und Deutschland im Revolutionskrieg. Ergänzungsheft zur Geschichte der Revolutionszeit. Düsseldorf, Buddeus. XIV u. 183 S. Anhang LVII S.
132. Bespr. von Hüffer, Österreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution und Selbstanzeige des Ergänzungsheftes zur Gesch. der Revolutionszeit. H. Z. XIX, 447—450.
133. Die Gründung der Universität Bonn. Festrede zum fünfzigjährigen Jubiläum der Universität, gehalten von dem z. Rektor. Bonn, M. Cohen u. Sohn. 26 S., unter Hinzufügung von Aktenstücken abg. in Kl. Hist. Schr. II.
134. Bericht über das 50jährige Jubiläum der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität Bonn. Herausgeg. von Rektor und Senat. Bonn, M. Cohen u. Sohn. 145 S.
135. Artikel in Kölnischer Ztg. (in Nr. 303 und 304 v. 31. Okt. u. 1. Nov. über [den zweiten Band von Baumgartens Spanischer Geschichte. Dasselbe Buch besprach Sybel in seinem Artikel: L'Espagne en 1820 et en 1868 in der Revue contemporaine v. 15. Dezember 1868).

1869.

136. Histoire de l'Europe pendant la révolution française] par H. de Sybel, traduite par Mlle. Marie Dosquet. Edition revue par l'auteur et précedée d'une preface écrite pour l'edition française. T. I. Paris, Germer Baillière. Band II erschien 1870, III 1876, IV 1885, V 1886, VI 1887.
137. Kleine historische Schriften. Zweiter Band. München, Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung. III u. 473 S.

    Inhalt: 1. Aus der Geschichte der Kreuzzüge (Nr. 54). — 2. Deutschland und Dänemark im 13. Jahrhundert (Nr. 97). — 3. Die Briefe der Königin Marie Antoinette (Nr 103, 105, 114). — 4. Kaiser Leopold II. (Nr. 93 u. 98). — 5. Österreich und Preußen im Revolutionskrieg (Nr. 108.) — 6. Preußen und Rheinland (Nr. 101). — 7. Die Gründung der Universität Bonn (Nr. 133).

    Nach Sybels Tod erschien 1897 eine zweite Auflage, in der einige Druckfehler verbessert sind.

138. Vorwort (vom Okt. 1868 dat.) zu der zweiten, durch Th. Bernhardt revidierten Auflage von Loebell, Gregor von Tours. Leipzig, Brockhaus.
139. Artikel in Kölnischer Zeitung.

1870.

140. Polens Untergang und der Revolutionskrieg. H. Z. XXIII, 66—154. Abg. in Vortr. u. Auff.
141. Über die Emanzipation der Frauen. Vortrag, gehalten zu Bonn am 12. Febr. 1870. Bonn, M. Cohen u. Sohn. 23 S. Abgedr. in Vortr. und Auff. Eine schwedische Übersetzung von Forslind erschien 1872 u. eine andere in Nr. 176.
142. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Vierter Band. (Gesch. d. Revolutionszeit v. 1795—1800. Erster Band.) Erste Abteilung. Düsseldorf, Buddeus. IV u. 368 S.
143. Artikel in Kölnischer Zeitung (in Nr. 260 vom 19. September über Friedensbedingungen).

1871.

144. The new German empire. Fortnightly Review vom 1. Januar 1871. Deutsch u. d. T.: Das neue deutsche Reich in Nr. 146, abg. in Vortr. u. Auff.
145. Les droits de l'Allemagne sur l'Alsace et la Lorraine. A propos d'un pamphlet publié récemment. Bruxelles, Devaux. VI u. 119 p. Deutsch u. d. T.: Die Rechte Deutschlands auf Elsaß und Lothringen in Nr. 146, abg. in Kl. H. Schr. III
146. Der Friede von 1871. (Unter diesem Titel erschienen deutsch mit einem vom 3. März datierten Vorwort die unter den beiden vorigen Nummern verzeichneten Abhandlungen „in allem Wesentlichen gleichlautend, mit unbedeutenden Zusätzen und Abkürzungen, die an keiner Stelle die leitende Auffassung verändern".) Düsseldorf, Buddeus. IV u. 115 S.
147. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Vierter Band. (Geschichte der Revolutionszeit von 1795—1800. Erster Band.) Zweite Abtheilung. Mit einem vom 2. Dezember datierten Vorwort. Düsseldorf, Buddeus. S. V—XX u. 369—639.
148. Artikel in Kölnischer Zeitung.

1872.

149. Was wir von Frankreich lernen können. Vortrag, gehalten am 18. Febr. 1872 in Bonn. Erschien zuerst in Bonner Zeitung Nr. 51 und als Flugblatt des Bonner Bildungsvereins, dann im Verlag von M. Cohen u. Sohn in Bonn (16 S.), abgedr. in Vortr. und Auff., in schwedischer Übersetzung in Nr. 176.

150. Die Lehren des heutigen Sozialismus und Kommunismus. Zwei Vorträge, gehalten zu Barmen am 9. u. 16. März 1872. Gedruckt zuerst in der Kölner Zeitung im März, bald darauf separat in Bonn bei M. Cohen u. Sohn (95 S.), zuletzt in Vortr. und Auff. Eine schwedische Übersetzung erschien 1873, eine italienische mit Anmerkungen von D. G. Calzoni 1875.

151. Am Denkmal Steins. Festrede, gehalten zu Nassau am 9. Juli 1872. Gedruckt zuerst in Köln. Ztg. vom 10. Juli, dann separat in Bonn bei M. Cohen u. Sohn (24 S.) und in Vorträgen und Aufsätzen.

152. Die Wirksamkeit der Staatsgewalt in sozialen und ökonomischen Fragen. Vortrag, gehalten im Niederrheinischen Verein für öffentliche Gesundheitspflege am 19. Oktober 1872, gedr. im Correspondenzblatt dieses Vereins Nr. 11, dann in Vortr. und Auff.

153. Bespr. von Arneth, Briefwechsel von Joseph II. und Leopold II. H. Z. XXVIII, 227—231.

154. Artikel in Kölnischer Zeitung (in Nr. 105 und 106 vom 15. und 16. April über den dritten Band von Baumgartens spanischer Geschichte.)

1873.

155. Napoleon III. Zwei Vorträge, gehalten in Köln im März 1873, zuerst gedr. in der Kölnischen Zeitung in demselben Monat, separat in Bonn bei M. Cohen u. Sohn (IV u. 80 S.), nach neuen Publikationen und Akten des Berliner Geh. Staatsarchivs umgearbeitet und vervollständigt in Kl. Hist. Schr. III. Noch 1873 erschien eine französische Übersetzung in der Revue politique et littéraire vom 21. Juni p. 1218 ff., 1879 eine schwedische in Nr. 176, 1881 eine neue französische, vom Verf. autorisierte seiner umgestalteten Arbeit von Grégoire in der Revue de France vom 1. Febr. p. 440 ff.

155a. Besprechung der dritten von Menke bearbeiteten Auflage von Spruners Atlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit (besonders der Karte von Südwestdeutschland 1789) in Petermanns Geographischen Mitteilungen XIX, 81—84.

156. Artikel in Kölnischer Zeitung.

1874.

157. Vorträge und Aufsätze. Zweite Veröffentlichung des Vereins für deutsche Literatur. Berlin, A. Hofmann u. Co. 364 S. Eine zweite Auflage erschien 1875, eine dritte 1885, beide unverändert.
Inhalt: 1. Über die Gesetze des historischen Wissens (Nr. 95). — 2. Drei Bonner Historiker (Nr. 126). — 3. Die deutschen und die auswärtigen Universitäten (Nr. 130). — 4. Über die Emanzipation

der Frauen (Nr. 141). — 5. Die Lehren des heutigen Sozialismus und Kommunismus (Nr. 150). — 6. Über die Wirksamkeit der Staatsgewalt in sozialen und ökonomischen Fragen (Nr. 152). — 7. Bonifaz VIII. — 8. Polens Untergang und der Revolutionskrieg (Nr. 140). — 9. Am Denkmal Arndts in Bonn (Nr. 102). — 10. Das neue Deutschland und Frankreich (Nr. 118). — 11. Das neue deutsche Reich (Nr. 144). — 12. Was wir von Frankreich lernen können (Nr. 149). — 13. Am Denkmal Steins (Nr. 151).

158. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Fünfter Band. (Gesch. der Revolutionszeit von 1795—1800. Zweiter Band.) Erste Abteilung. Düsseldorf, Buddeus. 288 S. u. XLVII S. Beilagen.

159. Klerikale Politik im neunzehnten Jahrhundert. Bonn, M. Cohen u. Sohn. II u. 120 S. Abg. in Kl. H. Schr. III. Noch 1874 erschienen eine französische Übersetzung in der Correspondance de Berlin, eine italienische in der römischen Zeitung La Libertà und eine portugiesische in der Actualidade, 1875 eine englische von Henderson in London bei Hatchards (XII u. 64 S.) und 1879 eine schwedische in Nr. 176.

160. Die deutschen Universitäten, ihre Leistungen und Bedürfnisse, zugleich als zweite verb. und verm. Aufl. der Schrift: Die deutschen und die auswärtigen Universitäten. (Enthält außer dieser unter Nr. 130 verz. Rede von 1868 S.S 1874 gehaltene Rede über die Universitäten und die Gymnasien.) Bonn, M. Cohen u. Sohn. 67 S.

161. Der Rastadter Gesandtenmord. H. Z. XXXII, 298—321. Abg. in Kl. Hist. Schr. III.

162. Die erste Teilung Polens. Deutsche Rundschau I, 16—35. Abg. in Kl. Hist. Schr. III. Übersetzt in das Englische in der Fortnightly Review N. S. XVI, 149—170.

163. Artikel in Kölnischer Zeitung.

1875.

164. Bespr. von Ad. Wolf, Eleonore von Lichtenstein. H. Z. XXXIII, 454—455.

165. Bespr. von Ad. Schmidt, Pariser Zustände während der Revolutionszeit. Bd. I, ebda. 455—458.

1876.

166. Urkundliches über den Rastadter Gesandtenmord. Deutsche Rundschau IX, 50—65 (benützt bei neuem Abdruck von Nr. 161 in Kl. H. Schr. III).

167. Antrittsrede in der Berliner Akademie der Wissenschaften. Monatsberichte der Akademie S. 412—415.

168. Artikel in der Korrespondenz des „Deutschen Vereins" der Rheinprovinz.

1877.

169. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795. Bd. I. (XI u. 603 S.) II. (VI u. 462 S.) III. (VI u. 506 S.) Vierte erweiterte und vervollständigte Auflage. Düsseldorf, Buddeus.

170. Die österreichische Staatskonferenz von 1836. H. Z. XXXVIII, 385—402, abg. in Kl. H. Schr. III.

1878.

171. Graf Lehrbach und der Rastadter Gesandtenmord. H. Z. XXXIX, 46—76, abgedr. im Anschluß an Nr. 161 in Kl. H. Schr. III.

172. Besprechung von Böhtlingk, Napoleon Bonaparte bis zum 13. Vendémiaire. H. Z. XXXIX, 344—346.

173. Prospekt zu den von ihm geleiteten Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven, von denen bei seinen Lebzeiten im Verlag von S. Hirzel in Leipzig 62 Bände erschienen.

174. Artikel in der Korrespondenz des deutschen Vereins.

1879.

175. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795. Fünfter Band. (Gesch. der Revolutionszeit von 1795—1800. Zweiter Band). Zweite Abteilung. Stuttgart, Ebner und Seubert. XVI. und S. 289—703 und Register über die 5 Bände 60 S. Das Werk ging dann in den Verlag der litterarischen Anstalt von Rütten und Löning in Frankfurt über; von ihr wurde eine neue Ausgabe 1882 veröffentlicht, welche die ersten drei Bände in vierter und die beiden letzten in zweiter Auflage enthält. Nach Sybels Tod wurde das Werk von der J. G. Cottaschen Buchhandlung (Nachfolger) erworben, von welcher jetzt eine wohlfeile Ausgabe in 60 Lieferungen ausgegeben wird.

176. Historiska, politiska och sociala föredrag: Napoleon III. Katarina II. af Ryssland. Den klerikala politiken i nittonde århundradet. Hvat Tyskland kan lära af Frankrike. Qvinnans emancipation (no. 155. 56. 159. 149. 141. in das Schwedische übersetzt von A. . . . Mit einer biographischen Einleitung von Odhner.) Lund, C. W. K. Gleerup.

177. Der alte Staat und die Revolution in Frankreich. Deutsche Rundschau XXI, 29—48. Abg. in Kl. H. Schr. III.

178. Zwei Lehrer Friedrich Wilhelms III. in der Philosophie. Monatsberichte der Berliner Akademie 707—726, abg. in Kl. H. Schr. III.

179. **Artikel über Hardenberg in der Deutschen Biographie** X, 572—590.
180. **Artikel über Julius v. Hartmann**, ebd. X, 691—696.
181. **Die Karolingischen Annalen.** H. Z. XLII, 260—288, abgedr. in Kl. H. Schr. III.

1880.

182. **Die Karolingischen Annalen.** Replik. H. Z. XLIII, 411—427, abgedr. in Kl. H. Schr. III.
183. Nachwort zu dem Aufsatz von B. Kugler, Peter der Eremite und Albert von Aachen. H. Z. XLIV, 42—46.
184. **Schenkungen der Karolinger an die Päpste** ebda. 47—85, abgedr. in Kl. H. Schr. III.
185. **Kleine Historische Schriften. Dritter Band.** Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 643 S. Inhalt: 1. Die Karolingischen Annalen (Nr. 181 u. 182.) — 2. Schenkungen der Karolinger an die Päpste (Nr. 184). — 3. Sagen und Gedichte über die Kreuzzüge (Nr. 46). — 4. Die erste Teilung Polens (Nr. 162). — 5. Zwei Lehrer Friedrich Wilhelms III. in der Philosophie (Nr. 178). — 6. Der alte Staat und die Revolution in Frankreich (Nr. 177). — 7. Der Rastadter Gesandtenmord (Nr. 161. 171). — 8. Die Österreichische Staatskonferenz 1836 (Nr. 170). — 9. Klerikale Politik im 19. Jahrh. (Nr. 159). — 10. Deutschlands Rechte auf Elsaß und Lothringen. (Nr. 145). — 11. Napoleon III. (Nr. 155).
186. Artikel über **Haugwitz in der Deutschen Biographie** XI, 57—66.
187. Von S. und Th. Sickel unterzeichnete Ankündigung und Vorrede (vom November 1880) zu den von Beiden gemeinsam herausgegebenen Kaiserurkunden in Abbildungen, von denen — 1891 in der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin 11 Lieferungen erschienen.
188. Artikel in Kölnischer Zeitung (in Nr. 194 vom 14. Juli: An meine politischen Freunde im Rheinland.)

1881.

189. **Geschichte des ersten Kreuzzugs. Zweite neu bearbeitete Auflage.** Leipzig, F. Fleischer, VI. u. 468 S.
190. **Entstehung des deutschen Königthums. Zweite umgearbeitete Auflage.** Frankfurt a. Main, Litterarische Anstalt, Rütten und Löning. 407 S. Mit einer vom Juli datierten Widmung an G. Waitz.
191. Vorrede zu dem erläuternden Text der von Irmer in der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin unter Direktion der Staatsarchive herausgegebenen Romfahrt Kaiser Heinrich VII. im Bildercyklus des Codex Balduini.

192. Besprechung von K. Hillebrand, Geschichte Frankreichs Bd. II. H. Z. XLV, 153—160.
193. Vorbemerkung zu den von O. Hartwig aus Memoiren des Ministers Koch in der Hessischen Morgenzeitung und daraus separat abgedruckten Mitteilungen über „die Schwerenotskommission“.
194. Nachwort zu F. Dahns Entgegnung auf die Entstehung des deutschen Königthums. H. Z. XLVII, 381.

1883.

*195. Gründung und erste Unternehmungen der historischen Kommission. Erste Abteilung der im Auftrag der Kommission von ihren beiden ersten Sekretären verfaßten Denkschrift: Die historische Kommission bei der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. München, Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung S. 5—33.
196. Erklärung der Redaktion der H. Z. gegen H. Baumgarten. H. Z. L, 556—561.

1884.

197. de Catts Memoiren. Sitzungsberichte der Berliner Akademie S. 35—44.
198. Vorwort zu den bei Hirzel in Leipzig veröffentlichten Erinnerungen an F. v. Üchtritz und seine Zeit.

1885.

*199. Zur Erinnerung an Jakob Grimm. Sitzungsberichte der Berliner Akademie S. 27—36.
200. Urkundenbilder in Lichtdruck oder Durchpausung. H. Z. LIII, 470—476.
201. Erklärung S.'s und Kosers gegen die bei Grunow in Leipzig publizierten Gespräche Friedrichs des Großen mit H. de Catt, ebda. S. 568.
202. Nachwort zu R. Dorrs Beiträgen zur Einhardsfrage. Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde X, 305—307.
203. Über Frauenbildung. Zwei Vorträge gehalten im Berliner Viktoria-Lyceum Okt. 1883 u. Okt. 1885. Deutsche Rundschau XLV, 344—360.

1886.

*204. Pariser Studien. Deutsche Revue Jahrg. XI (Januarheft), Bd. I 34—45.
*205. Nachruf auf Georg Waitz. Zuerst gedruckt in der Kölnischen Zeitung vom 26. Mai, dann H. Z. LVI, 482—487.
*206. Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke. Gelesen am Leibnizschen Jahrestag, am 1. Juli, in der Berliner Akademie, gedruckt

in deren Abhandlungen S. 1—18, dann (mit S. 474 ff. eingeschalteten Bemerkungen über Methode der historischen Kritik) H. Z. LVI, 463—481.

207. Nachwort zu Dorrs Nachtrag über die Einhardsfrage. Neues Archiv f. ält. deutsche Geschichtsk. XI, 489.

1887.

208. Graf Brandenburg in Warschau. H. Z. LVIII, 245—278.

*209. Bericht über Bd. XIV und XV der politischen Korrespondenz Friedrichs II. Sitzungsberichte der Berliner Akademie I, 293—303.

1889.

210. Die Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten. München und Leipzig, R. Oldenbourg. Bd. I (XIV u. 428 S.) Bd. II (XI u. 545 S.), Bd. III (XII u. 414 S.), Bd. IV (VI u. 446 S.), Bd. V (VI n. 464 S.). Noch 1890 erschienen eine zweite und dritte, 1892 eine vierte erweiterte Auflage.

*211. Aus den Berliner Märztagen. H. Z. LXIII, 423—453.

*212. Worte der Erinnerung an Julius Weizsäcker, gesprochen in der Historischen Kommission am 1. Oktober 1869, gedr. in der Akad. Buchdruckerei von Straub in München, dann H. Z. LXIV, 193—199.

213. Bericht über Bd. XVI und XVII der politischen Korrespondenz Friedrichs II. und Bd. III der Staatsschriften aus der Zeit Friedrichs, Sitzungsberichte der Berliner Akademie I, 39—40.

1890.

214. Bericht über Bd. XVII und XVIII der politischen Korrespondenz Friedrichs II., ebda. I, 78—81.

1891.

215. Bericht über Bd. XVIII der politischen Korrespondenz Friedrichs II., ebda. I, 89—90.

*216. Die preußische Heeresreform von 1860. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 21.—23. Dez.

1892.

217. Vorbemerkung zu den von ihm herausgegebenen Briefen Gneisenaus an Brühl. H. Z. LXIX, 245—247.

218. Vorwort zu der ersten Abteilung der durch das preußische Institut in Rom und die preußische Archivverwaltung bei Perthes in Gotha publizierten Nuntiaturberichte aus Deutschland. S. I—VI.

1893.

219. Vorbemerkung zu der von ihm herausgegebenen Denkschrift des Prinzen von Preußen von 1850. H. Z. LXX, 90.
220. Eine Tochter dreier Väter, ebda. 233—242.
*221. Hans Daniel Hassenpflug, ebda. LXXI, 48—67, abgedr. im „Hessenland" Nr. 16 und in der Hessischen Morgenzeitung vom 14. August ff.
222. Bericht über Bd. XIX der politischen Correspondenz Friedrichs des Großen, Sitzungsber. der Berliner Akad. I, 28—29.
223. Schluß der Vorrede zu dem ersten von Kluckhohn bearbeiteten Bande der durch die Historische Kommission bei Perthes in Gotha publizierten Reichstagsakten unter Karl V.

1894.

*224. Festrede am 25. Januar 1894 in der Berliner Akademie gehalten, zuerst gedr. in der ersten Beilage des Reichsanzeigers vom 27. Januar, dann unter Auslassung des Eingangs u. d. T.: Friedrich der Große 1761. H. Z. LXXIII, 1—13.
225. Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I. Bd. VI (XII u. 377 S.) u. VII (XI u. 416 S.). Erste bis vierte Auflage. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. Eine fünfte, durch Hinzufügung von Nr. 228 vermehrte Auflage erschien 1895.

1895.

226. Bericht über Bd. XXI der polit. Correspondenz Friedrichs des Großen, Sitzungsber. der Berliner Akademie I, 43—44.
227. Die Phantasien des Herzogs von Gramont. Zukunft, Nr. 27 u. 29 vom 6. u. 20. April.
228. Neue Mitteilungen und Erläuterungen zu Bd VI und VII der Geschichte der Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I., zuerst gedruckt H. Z. LXXV, 38—92, dann als Anhang zur 5. Auflage (s. Nr. 225) u. separat. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. 72 S.

Der Operationsplan für den Feldzug von 1757.

Bericht über die Herausgabe der politischen Korrespondenz König Friedrichs II.,

erstattet in der Sitzung zur Feier des Geburtstages des Kaisers 1887.

Im Laufe des verflossenen Jahres ist der 14. Band der Korrespondenz veröffentlicht worden; der 15. ist unter der Presse und wird in wenigen Wochen ausgegeben werden. Jeder dieser Bände umfaßt nur ein halbes Jahr, beide zusammen die Zeit zwischen November 1756 und November 1757; es ist allerdings das ereignis- und thatenreichste Jahr in Friedrichs ganzem Leben. Bei der steten Wechselwirkung zwischen der Thätigkeit des Diplomaten und des Feldherrn war es hier unabweisbar, was bei den früheren Bänden nur in geringem Maße geschehen, neben der diplomatischen auch einen großen Teil der militärischen Korrespondenz aufzunehmen, wie sich versteht, nicht jedes kriegsgeschichtliche Detail, wohl aber alles, worin die leitenden Gedanken des Feldherrn oder die menschlichen Gefühle des Königs zur Erscheinung kommen.

In dem vorausgehenden 13. Bande war der Ursprung des siebenjährigen Krieges und die Besetzung Kursachsens, der Sieg über die Österreicher bei Lobositz und die Kapitulation des sächsischen Heeres zur Darstellung gelangt. Der jetzt vorliegende Band liefert zunächst die diplomatische Korrespondenz

des Königs während der Waffenruhe in den Wintermonaten, seine fruchtlosen Bemühungen, gegenüber dem furchtbaren Bündnisse der drei kontinentalen Großmächte Österreich, Frankreich und Rußland, nebst Schweden, Süddeutschland und dem Papst, gegenüber also einer beispiellosen Übermacht sein Streben, seine wenigen Alliierten, England, Hannover, Braunschweig zu kräftigem Handeln oder einige bisher neutrale Staaten zu thätiger Unterstützung Preußens zu bringen. Vergebliches Bemühen! Als der Frühling 1757 herankam, mußte Friedrich sich überzeugen, daß er keine Hilfe als von der eigenen Energie zu erwarten hatte; er blieb aber im Vertrauen auf sich und sein Heer unerschütterlich in dem Entschlusse, niemals einen schlechten Frieden zu schließen, sondern entweder zu siegen oder mit Ehren unterzugehen.

Es begann darauf der gewaltige Feldzug von 1757, in welchem Friedrich nach dem großen Siege bei Prag seinen Hauptgegner, Österreich, bereits entwaffnet und gebändigt zu sehen glaubte, als dann die Niederlage bei Kolin alle Widersacher zu erneutem Andrang ermutigte. Der König fand sich und seinen Staat hart an den Rand des Abgrundes gedrängt; aber seine Kühnheit und Rastlosigkeit blieb ungebrochen, und am Schlusse des Jahres war sein Waffenglück durch die zerschmetternden Schläge von Roßbach und Leuthen in vollstem Glanze wieder hergestellt. Es möge mir verstattet sein, aus dem Strome dieser mächtigen Ereignisse einige einzelne Momente herauszugreifen, um an ihnen den Gewinn anschaulich zu machen, welchen die geschichtliche Kenntnis aus der vollständigen Veröffentlichung der königlichen Briefe zu ziehen in der Lage ist.

Wenn man die Kriegskunst des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts mit einander vergleicht, so zeigt sich ein tiefgreifender Unterschied, den man im kürzesten Ausdruck dahin bezeichnen kann, daß die ältere Kriegskunst den Feind durch Manöver, die moderne durch Schlachten zu überwältigen strebt. Jene sucht sogenannte beherrschende Stellungen, weit ausblickende Höhen, deckende Flußlinien, stützende Festungen; sie hofft, durch

geschickte Schachzüge, Bedrohung der Flanken oder Abschneiden der Zufuhr den Feind ohne großes Blutvergießen zurückzudrängen und durch allmähliche Erschöpfung zum Friedensschluß zu bringen; sie neigt also nach ihrer innersten Gesinnung stets zu einer bedächtigen Defensive. Dagegen ist das moderne Verfahren von Grund aus offensiver Natur. Nicht die geographischen Positionen geben die Entscheidung, sondern die Menschen, die sie besetzen. Also ist die wesentliche Aufgabe die möglichst rasche und vollständige Vernichtung des feindlichen Heeres, d. h. die Schlacht, und nach derselben die erschöpfende und unausgesetzte Verfolgung bis zu den Lebensquellen des feindlichen Landes, also meist bis zur Hauptstadt, wo man fast immer sicher ist, den Frieden zu diktieren. Das Blutopfer, welches die Schlachten kosten, wird durch die schnellere Beendigung des Krieges mehr als aufgewogen.

Es ist vor allem Napoleon I., welcher durch seine geniale Praxis diese Wahrheiten zum allgemeinen Bewußtsein und unwidersprochener Anerkennung gebracht hat. Was Friedrich den Großen betrifft, so hat im Laufe der Zeiten eine wunderliche Verschiebung der Urteile über sein Feldherrnthum stattgefunden. Ein ansehnlicher Teil seiner Zeitgenossen war der Ansicht, daß seine Kriegskunst überall auf Schlachtenlieferung gegangen sei; nur zeigt sich dabei, daß das, was wir heute loben, von jenen Technikern der alten Schule streng verdammt wird. Friedrich erscheint ihnen als unwissend in der höheren und feineren Methode; er habe eben nicht zu manövrieren verstanden, und demnach als roher Dilettant keinen andern Gedanken im Kopfe gehabt, als zu raufen und zu bataillieren, und immer wieder zu bataillieren. Moderne Verehrer Friedrichs haben dann, unter Anerkennung der einst so scharf gerügten Thatsachen, den Schluß gezogen, daß bereits der preußische Heros auf der Höhe der Napoleonischen Anschauungen, einsam unter seinen Zeitgenossen, gestanden; nur an äußeren Hindernissen habe es gelegen, wenn das moderne Verfahren bei ihm nicht zu so voller Entfaltung wie bei Napoleon gelangt sei. Allein kaum geäußert, ist diese Ansicht einem lebhaften Widerspruch begegnet. Die alten Tadler,

hieß es, hätten ebenso Unrecht, wie die neuen Bewunderer. Es sei gar nicht wahr, daß Friedrich ein so hitziger Bataillleur gewesen, daß er im Napoleonischen Sinne die Schlacht, als die normale Quelle der Entscheidung, gesucht habe. Er sei eben ein Sohn seiner Zeit und folglich ein Feldherr der damaligen Schule gewesen, allerdings der genialste und kühnste, so daß er im Drange einzelner Momente etwas von dem Schwunge der modernen Kriegführung verspüren lasse, im ganzen aber hätte er mit den Regeln des Manöverkriegs vollständig zu brechen, weder die innere Neigung noch auch die äußere Möglichkeit gehabt.

Diese interessante Frage abschließend zu erörtern, ist überhaupt nicht meines Amtes, und würde am wenigsten in den heutigen Vortrag gehören. Ich begnüge mich, auf Grund der in unsern Händen jetzt vollständig vorliegenden Korrespondenz eine in jenen Kontroversen vielfach besprochene Thatsache richtig zu stellen, den Ursprung nämlich des großen preußischen Operationsplans für den Feldzug von 1757.

Während des Winters lagerten die preußischen Truppen in weitem Bogen um die Nord- und Ostgrenze Böhmens umher, eine starke Abteilung unter den Generalen Schwerin und Winterfeldt in Schlesien, ein Corps unter dem Herzog von Bevern in der Lausitz, ein anderes unter dem unmittelbaren Befehl des Königs bei Dresden, ein viertes unter dem Prinzen Moritz von Dessau weiter westlich bei Chemnitz. In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges berichtet nun der König ganz kurz, er habe den Gedanken gefaßt, alle diese Kolonnen gleichzeitig von allen Seiten her in Böhmen einbrechen zu lassen, um sich dann bei Prag zum Angriff auf das Hauptheer der Österreicher zu vereinigen. Wie gedacht, sei es geschehen, und die Prager Schlacht das ruhmvolle Ergebnis gewesen. Dagegen hat nach teilweiser Kenntnis der Korrespondenz die moderne Kritik behauptet, der König habe ursprünglich gegen die Österreicher sich in abwartender Defensive halten und hiefür seinen Truppenteilen möglichst sichere Stellungen anweisen wollen; es seien die Generale Schwerin und namentlich der kühne und

talentvolle Winterfeldt gewesen, welche dem Könige den Plan einer frischen, allseitigen Offensive vorgetragen hätten, und erst nach längerem Bedenken hätte der König sich durch ihre Vorstellungen zu dem kecken Angriff herbeibringen lassen. Es leuchtet ein, wie sehr hienach der König in einem der wichtigsten Momente seiner kriegerischen Laufbahn als ein Feldherr der alten Methode erscheinen würde.

Während des Winters zeigen uns nun die Briefe des Königs eine ganz andere Stimmung. Im Dezember schreibt er an Schwerin: der nächste Feldzug wird sehr hart sein, aber wir müssen hindurch oder untergehen. Ich verzweifle an nichts. Aber es gilt gute Führung, bald Lebhaftigkeit, bald Klugheit, und überall probefeste Unerschrockenheit; flößt den Truppen solche Gesinnungen ein und ihr werdet die Hölle bändigen. Einige Tage später: wahrscheinlich werden die Österreicher ein Corps gegen Oberschlesien, ein anderes gegen Niederschlesien, ein drittes gegen die Lausitz, ein viertes gegen Thüringen und dann noch eine Armee in die Reichslande senden; geschieht dies, so heißt es zusehen, wo der größte Schlag sich ausführen läßt, mit Macht auf eine der Armeen fallen, sie vernichten, wenn möglich, und sich darauf gegen die andern wenden. Er hoffte damals, mit einer so geführten Offensive Böhmen einzunehmen und am Ende des Feldzugs in Mähren zu stehen, um für den nächsten Frühling die weitere Bekämpfung des Feindes bei Olmütz zu beginnen.

Ende Dezember schreibt er an Winterfeldt, er meine den Österreichern an Truppenzahl gewachsen zu sein; nur seine Kavallerie sei schwächer; er müsse sie demnach so verwenden, daß er sie immer am entscheidenden Orte habe. Denn, sagt er, kommt der Feind, ich schlage ihn und kann nicht nachsetzen, so ist das nur ein unnützes Blutbad, und das muß nicht sein, sondern jede Bataille, die wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden.

Man wird einräumen, daß dies alles durchaus im Sinne echter Napoleonischer Schlachtenstrategie gedacht ist.

Die Entwürfe, die aus dieser Stimmung hervorwuchsen, wechselten nach den über die feindlichen Absichten anlangenden Berichten. Anfang März 1757 kam dem König eine Kunde zu, die Österreicher würden auf französisches Betreiben ihre Hauptmacht an der Elbe sammeln, um ihn aus Sachsen zu vertreiben; zugleich sollten 50000 Franzosen über den Niederrhein auf Hannover, und 30000 von Mainz aus in das Magdeburgische vorgehen. Wenn sich das bestätige, schrieb Friedrich an Schwerin, so werde er ihn zu sich nach Sachsen befehligen und die Deckung Schlesiens den dortigen Festungen überlassen. Schwerin meinte darauf, wenn er von Schlesien aus in Böhmen einbreche, so werde er damit einen Teil der Feinde auf sich ziehen und so die auf Friedrich drückende Last erleichtern. Der König erwiderte am 16. März, das sei alles recht gut, aber er könne nicht zustimmen, weil vor allem der drohenden französischen Invasion in seinem Rücken begegnet werden müsse. Gegen diese müsse er ein starkes Corps entsenden und unterdessen die sächsische Grenze gegen Böhmen durch starke Defensivstellungen sichern; sobald die Franzosen geschlagen seien, werde er dann auch gegen die Österreicher zur Offensive übergehen. In einem folgenden Schreiben vom 20. März entwickelte er näher seine verschiedenen Operationspläne nach den verschiedenen möglichen Bewegungen des Gegners; kämen die Franzosen frühzeitig in seine Nähe, so würde er vor allem sich auf diese stürzen und einstweilen gegen die Österreicher defensiv verfahren; für den Fall aber, daß die Franzosen nicht erschienen und die Österreicher sich ihrerseits auf die Verteidigung beschränkten, sollte Schwerin mit 40000 Mann aus Schlesien, Bevern mit 40000 Mann aus der Lausitz in Böhmen einbrechen, Beide sich bei Jung-Bunzlau vereinigen; dann würde er, der König, selbst mit dem Dresdener Corps das Gebirge überschreiten, was der Feind, durch jene in der Flanke bedroht, nicht hindern können würde.

Es ist, wie man sieht, stets dieselbe Gesinnung, stets eine lebhafte Offensive zu kräftigen Schlägen, in dem einen Falle zuerst zur Verjagung der Franzosen, um dann auf die Öster-

reicher loszugehen, in dem andern konzentrischer Vormarsch von drei Seiten her in Böhmen, um sich im Angesicht des Feindes zur Schlacht gegen dessen Hauptheer zu vereinigen.

Kaum war das Schreiben vom 20. März expediert, so erhielt der König von Winterfeldt eine Antwort auf den Brief vom 16. Von den Franzosen, schrieb der General, habe er bisher nichts gewußt. Aber es sei doch gewiß, daß noch Wochen vergehen würden, ehe sie hier einwirken könnten. Da sei es doch Jammer und Schade, wenn man diese Frist nicht benutze, auf die Österreicher einen scharfen Streich zu führen; um so freiere Hand würde dann der König nachher gegen die Franzosen haben. Winterfeldt machte also folgenden Vorschlag, welchem Schwerin sofort beitrat. Das Hauptheer der Österreicher unter Feldmarschall Browne stand westlich der Elbe, vor Prag bis zur sächsischen Grenze. Im Osten der Elbe deckte General Piccolomini mit etwas über 20000 Mann das Land gegen Schlesien; der größere Teil seines Corps stand im Süden bei Königgrätz und Pardubitz, wo die Armee ihre größten Magazine hatte. Die übrigen Truppen Piccolominis lagen weit umher im Lande zerstreut in ihren Winterquartieren. Winterfeldts Plan ging nun dahin, mit plötzlichem Vormarsch aller schlesischen Streitkräfte über diese zersplitterten Garnisonen herzufallen, in Bunzlau sich mit Bevern zu vereinigen und dann, links nach Süden abschwenkend, die beiden Magazine von Pardubitz und Königgrätz zu nehmen. Dies würde eine solche Verwirrung und Not im feindlichen Lager bewirken, daß die Österreicher für den ganzen Feldzug darunter leiden müßten. In drei Wochen wäre der Coup gemacht und die ganze Expedition vollendet.

In gleichem Sinne schrieb Schwerin am 26. März: meine Hauptabsicht bei dieser Expedition ist, daß, wenn wir plötzlich und ehe der Feind sich sammeln kann, inmitten der Quartiere der Piccolominischen Armee erscheinen, wir auf große Beute hoffen dürfen, und der Feind sich davon nicht während des Sommers erholen kann. Alle seine Pläne wären gestört und alle ferneren Absichten Eurer Majestät erleichtert.

Der König, der, wie erwähnt, ebenfalls den Gedanken hatte, seine Truppen von verschiedenen Seiten her in Böhmen einbrechen zu lassen, lobte den Plan, brachte aber fürs erste alle Schwierigkeiten und Gefahren desselben zur Sprache (denn, wie sich versteht, erwächst bei jedem solchen Vormarsch die Gefahr, daß die anfangs getrennten Kolonnen von dem vielleicht gesammelten Feinde einzeln geschlagen werden); Friedrich war also sehr zufrieden, als beide Generale ihm nach den gegebenen Verhältnissen die Ausführbarkeit und Sicherheit des vorgeschlagenen Manövers darlegten. Seinen endgültigen Entschluß behielt er sich einstweilen vor. Da aber empfing er Nachricht aus Paris, daß das Auftreten der Franzosen sich noch um mehrere Monate verzögern würde, und damit war für ihn jeder Zweifel beseitigt. In dieser Zwischenzeit sollte der Einbruch in Böhmen erfolgen, aber — und hierauf kommt alles an — wahrhaftig nicht zu dem Zwecke, zwei oder drei Magazine zu nehmen, sondern um die Entscheidung des Feldzugs und vielleicht des Krieges zu suchen. Hatte er vorher zu zögern geschienen, so drängte er jetzt Schwerin, seinen Vormarsch nicht erst am 18. oder 20., sondern schon am 15. April zu beginnen. Alles hänge von Überraschung des Gegners, von strenger Geheimhaltung des Planes ab; jeder Tag des Aufschubs vermehre die Gefahr des Ausschwatzens. So hütete er sich auch, als er in diesen Tagen dem König von England eine Mitteilung über die bevorstehenden Operationen machte, ihm das Ziel seiner Bewegungen zu verraten; er schrieb ihm ganz im Sinne von Winterfeldts Entwürfen, er gedenke nächstens die Österreicher zu überraschen, um ihre wichtigsten Magazine wegzunehmen. Seine wirkliche Absicht aber eröffnete er Schwerin am 3. April: es war der Befehl, so schnell wie möglich auf Bunzlau zu marschieren und sich in dortiger Gegend mit Bevern zu vereinigen, dann aber, nicht etwa nach Süden auf Pardubitz, sondern nordwärts nach Leitmeritz an der Elbe zu ziehen, um daselbst mit der indes ebenfalls vorgegangenen königlichen Armee zusammenzustoßen. Damit zwinge ich, bemerkte der König, Browne, entweder zu kämpfen oder nach Prag zu reti-

rieren. Geht er zurück, so folge ich ihm auf dem Fuß und attackiere ihn je eher je lieber.

Man kann sich Schwerins Überraschung bei Empfang dieses Briefes denken. Bis dahin hatte der König den Vorschlag der beiden Generale stets in schmeichelhaften Ausdrücken anerkannt; jetzt mit einem Male war zwar der proponierte Vormarsch geblieben, aber der ganze Zweck des Unternehmens umgekehrt. Schwerin erklärte natürlich, Sr. Majestät Befehle würden pünktlich befolgt werden; gleich nachher aber klopfte er noch einmal an wegen des schönen Plans auf die Magazine von Pardubitz und Königgrätz. Aber er empfing darauf eine schneidige Antwort, 14. April: Wenn Ihr von Bunzlau nicht nach Leitmeritz, sondern auf Königgrätz marschiert, so muß ich nach Sachsen zurück, und Ihr wäret es, der mich eine solche Sottise hätte begehen lassen. Von Eurer Expedition hängt das Wohl des Staates ab, und wenn Ihr sie nicht nach meinem Willen dirigiert, so seid Ihr mit Eurem Kopfe dafür verantwortlich. Abschrift dieses Briefes ging an Winterfeldt, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß auch sein Kopf für den Marsch nach Leitmeritz hafte.

Denn, sagte der König, wir setzen alles ein, um alles zu gewinnen. Wir sind verloren, wenn der große Punkt nicht gewonnen wird. Entsprechende Weisung erhielten Bevern und Dessau. Alle Kräfte sollten zusammenwirken zu der großen Entscheidungsschlacht gegen das feindliche Hauptheer.

Überblickt man diesen ganzen Verlauf, so sieht man, daß der Plan des Feldzugs ganz und gar in dem Haupte des Königs erwachsen ist. Von seinen beiden Generalen hat er nichts übernommen, als eine Diskussion der Schwierigkeiten bei dem getrennten Vormarsch zu dem gemeinsamen Ziel. Den Plan der Generale sich anzueignen, war er so weit entfernt, daß er ihnen schließlich die Ausführung desselben bei Todesstrafe verbot. Auch der Grund dafür springt in die Augen. Die Generale schlugen ein Manöver im Sinne der alten Methode gegen die Magazine des Feindes vor, der König aber suchte die Schlacht, mit ihr die Vernichtung des feindlichen

Hauptheeres, und als Folge davon möglicherweise das Friedensgesuch des gedemütigten Gegners.

Sein Ziel wäre vielleicht erreicht worden, wenn er, wie am 6. Mai bei Prag, so am 18. Juni bei Kolin gesiegt hätte. Als dies durch Übereifer und Unvorsichtigkeit zweier Generale fehlgeschlagen war, mußte er an die Nordgrenze Böhmens zurückweichen. Die Lage war bedenklich, da jetzt auch alle andern Gegner sich von Ost und West her in Bewegung setzten, und die Österreicher eine große Überzahl in Böhmen gesammelt hatten. Noch aber hoffte der König, sich im feindlichen Lande bis Mitte August behaupten zu können. Mit der kleineren Hälfte seines Heeres nahm er selbst Stellung bei Leitmeritz an der Elbe zur Deckung Dresdens, mit der andern sollte weiter nach Osten sein Bruder August Wilhelm, der Prinz von Preußen, jeder Bedrohung der Lausitz oder Schlesiens entgegentreten. Der König liebte diesen Bruder und hatte mit Freude seine persönliche Bravour im Gefechte wahrgenommen. Aber die Ernennung desselben zum obersten Führer war dennoch eine unglückliche Wahl. Der Prinz hatte, wie bald nachher Friedrich selbst urteilte, Geist, Kenntnisse, das beste Herz von der Welt, aber keine Entschlossenheit, war vielmehr schüchtern und kräftigen Maßregeln abgeneigt. Fast ohne einen Schuß zu thun, ließ er sich aus einer Stellung nach der andern hinausmanövrieren, verlor Magazine, Brückentrain, Bagage aller Art, büßte 10000 Mann an Gefangenen, Marodeuren und Deserteuren ein und brachte Mitte Juli seine Armee in arg zerrüttetem, fast aufgelöstem Zustande nach der Lausitz zurück. So richtete er dem königlichen Bruder die Hälfte der Rüstung zu Grunde in dem Augenblick, in dem ein französisches Heer die Weser überschritt, ein anderes durch Thüringen gegen Sachsen heranzog, eine russische Streitmacht in Ostpreußen einbrach. Friedrich war außer sich. Jetzt erst sah er, rettungslos wie es schien, das Verderben von allen Seiten her über sich hereinbrechen; er wankte nicht in dem Entschlusse, im Verzweiflungskampf bis zum letzten Atemzuge auszuhalten, aber seine Hoffnung eines günstigen Ausgangs war tief gesunken; er glaubte sich dem

sicheren Tode verfallen und war entschlossen, die Niederlage Preußens nicht eine Stunde zu überleben. Schon vorher hatte er dem Bruder mehrfache Belehrung und Mahnung zugesandt; jetzt wetterten seine Briefe mit vernichtenden Vorwürfen auf ihn ein. Er eilte dann selbst zu der unglücklichen Armee hinüber, um ihr durch seine persönliche Einwirkung wieder Haltbarkeit und Kampffähigkeit zurückzugeben. Den Bruder aber und dessen Generale wollte er weder sehen noch sprechen, und ließ ihnen sagen, sie hätten Alle den Tod nach Kriegsrecht verdient. Der Prinz, vom Kommando enthoben, erwirkte sich die Erlaubnis, zunächst nach Dresden zu gehen. Indessen legte sich die Aufwallung des Königs, wenn auch sein Urteil über den Prinzen unverändert blieb. Am 30. Juli schrieb er ihm, seine Mißgriffe hätten die Lage zu einer verzweifelten gemacht: wir werden kämpfen und uns niedermachen lassen, wenn wir nicht siegen; nicht Euer Herz klage ich an, sondern Euer Ungeschick und Eure Unentschlossenheit; ich sage Euch die Wahrheit; wer nur noch einen Augenblick zu leben hat, darf nichts verhehlen; übrigens, schloß Friedrich, glaubt mir, daß ich Euch stets geliebt habe und mit diesen Gefühlen in den Tod gehen werde. Einige Tage später aber schrieb der Prinz, daß ihm seine Ehre verbiete, bei der Armee zu bleiben, wenn er nicht wieder ein Kommando erhalte, und auf's neue flammte der Unwille des Königs auf. Wie, schrieb er, Ihr wollt fliehen, während wir kämpfen, um den Staat Euch und Euren Kindern zu erhalten? Nie werde ich Euch wieder den Befehl über eine Armee übertragen; stets aber könnt Ihr ohne Verletzung Eurer Ehre bei der Armee bleiben, die ich befehlige; wenn Ihr hiefür kein Gefühl mehr hättet, so könnte ich Euch nicht mehr als Bruder, als Verwandten anerkennen. Der Prinz blieb auf seinem Sinne, und nach mehrfachem Austausch gereizter Briefe erklärte Friedrich, der Prinz möge thun, was er wolle. Dieser ging dann, von tiefem Groll erfüllt, zuerst nach Torgau, bald nachher aber nach Berlin und endlich auf sein Schloß zu Oranienburg, wo er ein halbes Jahr später starb, schwerlich an gebrochenem Herzen, wie man oft erzählt hat, sondern nach einer

damaligen medizinischen Autorität, an der Kunst seiner Ärzte, an dem Unglück, infolge einer Indigestion zuerst von einem Feldscher und dann von drei berühmten, aber uneinigen Doktoren behandelt zu werden.

Leider hat er sich in seinen letzten Lebensmonaten durch hetzende Ratgeber verleiten lassen, eine Darstellung seines mißlungenen Rückzuges aufzusetzen und derselben einen Teil seines Briefwechsels mit dem Könige hinzuzufügen, alles in der Tendenz, die Schuld an dem unglücklichen Ereignis auf den König abzuwälzen. Diese französisch und deutsch geschriebene Arbeit ist dann elf Jahre nach seinem Tode in deutscher Sprache veröffentlicht und die Ausgabe bald nachher in französischer Rückübersetzung mehrmals wiederholt worden. Die Briefe finden sich darin nicht in der chronologischen Reihenfolge, sondern sind planmäßig umgestellt und mehrere der wichtigsten, welche das Urteil ganz entschieden gegen den Prinzen hätten wenden müssen, sind weggelassen worden. Unbegreiflicherweise hat auch der Redakteur der akademischen Ausgabe der Oeuvres de Frédéric, Prof. Preuß, welchem die vollständige Reihe der Originale vorlag, die Korrespondenz ganz nach dem von dem Prinzen vorbereiteten Abdruck wiederholt, mit allen Umstellungen und Lücken, nur mit stilistischen Verbesserungen jener französischen Rückübersetzung. Es ist also kein Wunder, daß bis auf die neueste Zeit jene Arbeit des Prinzen das geschichtliche Urteil über die beiden Brüder überwiegend beherrscht hat. Für unser Unternehmen ergab sich daraus, so unerfreulich der Gegenstand auch ist, die unabweisliche Pflicht, das Andenken des großen Königs von den grundlosen Verdächtigungen, die jenes Verfahren des Prinzen darüber ausgestreut hat, durch eine absolut vollständige Veröffentlichung des Briefwechsels zu reinigen. Wir haben uns umsomehr dazu genötigt gesehen, als der Aufsatz des Prinzen nur ein einzelnes Glied in der langen Kette der dem Könige feindseligen Schriften bildet, welche teils von den Freunden des Prinzen, teils aus dem Kreise seines jüngeren Bruders, des Prinzen Heinrich, herrühren. Beide Fürsten waren von bedeutender geistiger Begabung, beide aber ohne den moralischen

Mut und die unbezwingliche Standhaftigkeit des königlichen Bruders. Beide waren tapfer im feindlichen Kugelregen, aber scheu vor jedem verantwortlichen Entschlusse. Beide waren Männer der Kritik, aber nicht Männer der That. Beide meinten, der König habe durch grobe diplomatische Fehler den Krieg veranlaßt, sich dann mit leichtsinniger Tollkühnheit in den Kampf hineingestürzt und werde durch sein hartköpfiges Abweisen jeder Nachgiebigkeit den Staat völlig vernichten. Friedrich, der sich selbst unumwunden häufiger Fehler geziehen, hat seinem Bruder Heinrich das Zeugnis gegeben, daß er nie einen Fehler im Kriege gemacht habe. Dagegen hat Heinrich den König oft und dringend ermahnt, dem hoffnungslosen Ringen durch Abtretung einiger Provinzen ein Ziel zu setzen: niemals wäre er unbeugsam genug gewesen, den gleichzeitigen Ansturm dreier Großmächte zu bestehen. Friedrich aber blieb unüberwindlich nach seinem berühmten Worte: in Gefahr zu scheitern, muß ich, dem Sturme trotzend, als König denken, leben und sterben. So hat er durch Nacht und Dunkel sein Preußen zu fester Siegesgröße emporgeführt und damit das Fundament zu der von unserem erhabenen Kaiser vollendeten Erbauung des deutschen Reiches gelegt.

Friedrich der Große im Jahre 1761.

Festrede am Geburtstag des Kaisers und Königs in der Akademie der Wissenschaften 1894.

Im Auftrage der Königlichen Akademie nehme ich hier das Wort, um über einige Zweige unserer akademischen Thätigkeit zu berichten; der Gegenstand wird mir den erwünschten Anlaß bieten, in spezieller Beziehung der Verehrung der Akademie für die hohen Protektoren Ausdruck zu geben, deren Gedenk- und Festtage sie heute feiert.

Das Königliche historische Institut in Rom, 1888 gegründet, um die in dem Vatikanischen Archiv jetzt zugänglich gewordenen Schätze für die deutsche Geschichte zu verwerten, wirkt unter der Leitung einer akademischen Kommission, bestehend aus den Herren Wattenbach, Lenz und mir als Vorsitzenden. Es besteht aus einem dirigierenden Sekretär, Professor Friedensburg, drei Assistenten und einstweilen zwei Hilfsarbeitern. Als erste Aufgabe wurde ihm die lange von Historikern und Theologen beider Konfessionen ersehnte Herausgabe des Schriftwechsels zwischen der römischen Kurie und ihren nach Deutschland gesandten Nuntien während der Reformationszeit gestellt: ein Gegenstand, dessen hohes geschichtliches Interesse keiner näheren Erläuterung bedarf. Daß das Institut sie mit Eifer und Sachkunde angegriffen, zeigt die Thatsache, daß es binnen fünf Jahren, in Gemeinschaft mit der Königlichen Archiv-Verwaltung, fünf Bände veröffentlicht hat, zwei andere im Drucke befindlich, zwei

weitere der Druckreife nahe sind. Die bis jetzt publizierten Bände haben die volle Anerkennung aller wissenschaftlichen Autoritäten gefunden.

Neben den Nuntiaturberichten wurde aber im vergangenen Jahre noch ein zweites Unternehmen von gleichem Umfang und ähnlicher Bedeutung in das Auge gefaßt.

Man weiß, wie seit der Vollendung der päpstlichen Weltherrschaft im 13. Jahrhundert die Verfügungen des römischen Stuhls in alle Lebensverhältnisse der unterworfenen Länder und somit auch des Deutschen Reichs auf allen Rechtsgebieten eingegriffen haben. Zahllose Bittsteller oder streitende Parteien brachten ihre Bittschriften und Beschwerden an die Kurie, von wo sie dann, nachdem dort Abschrift genommen, mit der päpstlichen Entscheidung an die Bittsteller zurückgingen. Die Abschriften lagern jetzt zu vielen Tausenden, mangelhaft geordnet und lückenhaft verzeichnet, in sieben römischen Spezialarchiven. Daß ihr Inhalt von größtem Wert für die Erkenntnis der Zustände der deutschen Stifte und Klöster, städtischer und ländlicher Gemeinden u. s. w. ist, leuchtet ein. Unser Plan ging nun dahin, diese Urkunden, soweit sie Deutschland betreffen, zu sammeln, und kurze Auszüge oder Regesten derselben in wohlgeordneter Reihe, zunächst aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu publizieren. Ein völlig befähigtes Personal dafür stand zur Verfügung.

Aber eine absolut hemmende Schwierigkeit stand im Wege: das allgemeine Leiden der Geldnot. Der Kostenanschlag zeigte stattliche Ziffern, und es gab keine verfügbaren Mittel. Da wandte sich unser vorgeordneter verehrter Herr Minister an die höchste Stelle, und Seine Majestät der Kaiser und König, gemäß Seinem oft ausgesprochenen Interesse für die Studien, bewilligten Allergnädigst aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds für vier Jahre den hohen Betrag von 60000 Mark. Damit waren alle Hemmungen beseitigt; unser Schifflein ging glatt vom Stapel und in See, unter der Leitung eines erprobten Steuermannes, des Archivars Dr. Arnold, und schon bald hoffen

wir es mit der vollen Ladung eines wichtigen ersten Bandes in den Hafen zurückkommen zu sehen.

Die Akademie aber ergreift mit lebhafter Befriedigung die ihr durch die heutige Feier gebotene Gelegenheit, ihren ehrfurchtsvollen Dank für die Allerhöchste Kaiserliche Munifizenz an dieser Stelle auch öffentlich zu bekunden.

Ich gehe zu einem anderen Unternehmen über, der Herausgabe der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen, von der eben jetzt der 20. Band erschienen ist. Von den ersten Begründern dieser schönen Publikation bin ich der einzige noch Überlebende. Hinzugetreten in die Leitung sind vor einigen Jahren Herr Schmoller, vor kurzem Herr Albert Naudé. Mit der Spezialredaktion beauftragt sind zur Zeit die Herren Treusch von Buttlar und Hermann. Der vorliegende Band gibt die von dem Könige geschriebenen oder diktierten beinahe 800 Erlasse und Briefe vom 1. Oktober 1760 bis zum 30. September 1761, aus dem Zeitraum also gerade eines Jahres. Es war für ihn die schwerste, täglich den Untergang drohende Zeit des siebenjährigen Krieges und damit seines ganzen Lebens, die sich dann, ehe eine günstigere Wendung eintrat, noch drei Monate lang bis zum Beginn des Jahres 1762 fortsetzte. Für uns Nachlebende steigert sich damit das Interesse dieser Urkunden. Je drückender Unheil und Not den König auf allen Seiten bedrängten, desto leuchtender hebt sich die Unerschütterlichkeit des einzigen Mannes von dem tief düstern Hintergrunde ab. Unsere Briefe bringen, wie sich dies auf einem so viel durchforschten Gebiete von selbst versteht, nicht gerade eine Menge ganz unbekannter Thatsachen zu unserer Kenntnis. Um so klarer treten in ihrer langen Reihe die wechselnden Tagesstimmungen des Königs, die unerschöpfliche Gedankenfülle und unter dem allen der stets sich selbst gleiche innerste Kern dieser großen Natur an das Licht.

Ich darf mir also wohl die Bitte erlauben, daß Sie mich zu einem raschen Überblick über den Inhalt dieser unschätzbaren Dokumente begleiten.

In den ersten drei Jahren des gewaltigen Ringens hatte trotz der Überzahl der Gegner und der Schwankungen des Kriegsglücks Friedrich niemals das Bewußtsein der innern Überlegenheit und das Vertrauen auf den endlichen Sieg verloren. Selbst nach der schweren Niederlage bei Kunersdorf 1759, die ihn dicht an den Rand des Abgrundes trieb, richtete sich, als die Feinde in der Ausnutzung des Sieges zauderten, die geniale Elastizität seines Wesens sehr rasch wieder in die Höhe: mit neugesammelten Kräften begann er eine energische Offensive gegen die indes in Sachsen vorgedrungenen Österreicher unter Marschall Daun. Hier aber traf ihn am 20. November 1759 ein neuer Schlag, der schmerzlichste, den er bisher erlebte. Er hatte mit großer Kühnheit den General Finck mit 13000 Mann in den Rücken der feindlichen Aufstellung gesandt, wo der General den Gegnern unter Umständen höchst gefährlich werden konnte, seinerseits aber weit von dem preußischen Hauptheere entfernt, bei eigener Bedrängnis von jeder Unterstützung abgeschnitten war. Hier ließ sich Finck durch feindliche dreifache Übermacht überraschen, nach kurzem Kampfe bei Maxen einschließen, und ergab dann sich und sein ganzes Corps der Gefangenschaft. Das war für Friedrich nicht bloß ein empfindlicher Verlust an Streitmitteln, sondern ein schwarzer Flecken auf dem bis dahin in Glück und Unglück rein bewahrten Ehrenschilde des preußischen Heeres. Ein Armee-Corps kann im Kampf besiegt, ja vernichtet werden, aber niemals darf es auf freiem Felde die Waffen strecken. Dasselbe Urteil sprach ein halbes Jahrhundert später auch Napoleon über General Duponts Kapitulation von Baylen aus. Friedrich hat den Eindruck des Finckenfangs von Maxen niemals wieder verwunden. Von diesem Tage an wurde er schwankend im Vertrauen auf seine Offiziere und Soldaten, und damit auch in seiner bisherigen, stets die Schlacht, die Vernichtung des feindlichen Heeres suchenden Strategie. Allerdings hat er dann im Jahre 1760 noch zwei Schlachten geliefert, die man jedoch in gewissem Sinne als notgedrungene Verteidigungskämpfe bezeichnen kann: die eine in Schlesien bei Liegnitz am 15. August, wo er, von

zwei feindlichen Armeen umstellt, für sich selbst ein zweites Maxen besorgen mußte, und dann mit plötzlichem Vorstoß den kecksten Gegner, den General Laudon überwältigte; die zweite aber am 3. November bei Torgau, als Marschall Daun, die Elbe hinabrückend, Brandenburg bedrohte, während russische Scharen von Osten gegen die Neumark vorgingen, Friedrich aber, die nahe Erschöpfung aller seiner Hilfsquellen vor Augen, sich zu einem hoffentlich entscheidenden Schlage auf die große österreichische Armee entschloß, der dann vielleicht Daun aus ganz Sachsen nach Böhmen vertreiben und bei Maria Theresia endlich die Neigung zum Frieden erwecken möchte. Siegen oder sterben, schrieb er seinem zweifelnden Bruder Heinrich, ist meine Losung; ein anderes Verfahren ist gut in anderer Lage, aber nicht in dieser. Und in etwas näherer Ausführung an seinen Minister Finckenstein: Wenn wir den Krieg in die Länge ziehen und ich nicht jetzt die entscheidende Schlacht liefere, so kommt im bevorstehenden Winter der Friede nicht zu stande und in einem weiteren Feldzug stehen die Sachen schlimmer als jetzt. Die Bataille, schreibt er bald nachher, muß alles dezidieren.

Er erfocht einen glänzenden, aber nicht den gehofften entscheidenden Sieg. Daun verlor 20000 Mann, aber behauptete sich in Dresden und einem großen Teil von Sachsen. Schon am 6. November schrieb der König an Finckenstein: Die Schlacht ist als ein Ereignis anzusehen, das uns vor großem Unheil bewahrt hat, aber nicht als ein Triumph, der uns den Weg zu Eroberungen und wichtigen Vorteilen eröffnet hätte. Und am 7. dem englischen Minister Pitt: Die Zahl unserer Feinde ist zu überlegen, als daß wir mit Grund uns schmeicheln könnten, entscheidende Vorteile über sie davonzutragen und dadurch ihren Stolz und ausschweifenden Ehrgeiz zu brechen. Es ist, schreibt er einige Wochen später, ein glücklicher Zufall, der mich dieses Jahr beschützt hat; aber unsere Gefahren wachsen und wachsen.

Mit jedem Tage sehen wir dann seine Stimmung sich mehr und mehr verdüstern. Am 26. November 1760 spricht er sie seinem Gesandten in London, Knyphausen aus: Ganz einfach sage ich Euch: trotz der gewonnenen Schlacht bin ich

verloren, wenn der Krieg im nächsten Jahre fortdauert. Es fehlt viel daran, daß all mein guter Wille, meine Anstrengungen, das Menschenmögliche zu thun, ausreichen könnten, mich gegen die Masse meiner Feinde aufrecht zu erhalten. In diesem Feldzug habe ich 90000 Mann gegen 232000 aufgestellt, und ich zweifle sehr, daß ich im nächsten auch nur diese Ziffer erreichen kann. Wenn England mir nicht hilft, entweder indem es durch einen Separatfrieden mit Frankreich, in den ich eingeschlossen würde, dieses von der Koalition abzieht, oder indem es die Türken zum Kriege gegen die Kaiserhöfe bestimmt (was die Pforte von Englands Aufforderung abhängig machte), so bin ich im nächsten Jahre zu Grunde gerichtet.

Es geschah nicht das Eine und nicht das Andere. Vom Frieden war keine Rede, die Türken schlossen mit Preußen einen Freundschafts-, aber keinen Bundesvertrag und blieben ruhig. Der Winter verging, die Operationen des Feldzuges von 1761 mußten beginnen, und mit allen jenen Sorgen im Herzen erhob sich der König, ungebeugt im Entschlusse, auszuhalten bis zum letzten Atemzuge und das Menschenmögliche zu leisten. Und nun begann das Allernötigste, der gesunde Zustand seiner Armee, ihm zu versagen. Der lange Krieg hatte die jungen Männer des eigenen Landes verzehrt; der kaum ausreichende Ersatz bestand zum großen Teil aus im Feindesland erpreßten Rekruten und geworbenem fremden Gesindel, raublustigen Abenteurern und vaterlandslosen Reisläufern. Was ich mehr als alles andere fürchte, schrieb Friedrich an seinen Bruder, ist die Gefahr, mit solchen Truppen eine Schlacht liefern zu müssen. Mit großem Leidwesen, sagte er einem seiner Generale, gestehe ich Euch, daß meine Infanterie nicht mehr so gut ist, als solche gewesen. Einige Freibataillone oder Franctireurs wurden gebildet, schmolzen aber bald wieder zusammen. Auch an Offizieren war gleicher Mangel; eine Anzahl noch bartloser Jünglinge aus preußischen Adelsfamilien meldete sich, aber auch eine Menge fremder, wenig zuverlässiger Subjekte wurde im Drange der Not angenommen. Was die Generale betraf, so klagte Friedrich über ihre Ratlosigkeit bei

jedem selbständigen Schritt; stets riefen sie nach seinen Weisungen, es fehle den Meisten an Mut des Geistes und an Festigkeit. Gar mancher unter ihnen mochte bei jedem selbständigen Entschluß mehr die Ungnade des Königs als das Schwert des Feindes fürchten.

Unter solchen Umständen stand dem königlichen Feldherrn die Regel fest, daß er dem Zufall des Glücks nichts mehr einräumen dürfe — also gefährliche Schlachten vermeiden müsse —, denn der Ausgang einer Feldschlacht ist nie vorauszusehen — das hat auch Moltke 1870 gesagt, aber freilich bei seinen Mitteln das Kühnste wagen dürfen. Friedrich aber war bei der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte entschlossen, sich auf die vorsichtigste Defensive zu beschränken. Ich werde alles thun, schreibt er dem Bruder am 15. November, was die Klugheit mir erlaubt, jedoch ohne etwas zu hasardieren. Ich werde eine solche Stellung nehmen, daß ich bei jeder sich darbietenden Gelegenheit einen guten Streich führen kann. Mehr aber soll man von mir nicht verlangen; ich erkläre rund und nett, daß ich Wunder nicht thun kann. Ich stehe hier als Vedette, schreibt er in seinem späteren Brief, und schaue woher der Wind weht und denke an den Spruch des Augustus: festina lente. Ebenso weiterhin an Finckenstein: Ich thue, was ich kann, um nichts an unsern Angelegenheiten zu verderben, damit alles für uns gut endigen möge; aber es hängt nicht von mir ab, für die Ereignisse einzustehen. Sobald ich etwas Positives über unsere Operationen und die der Feinde melden kann, werde ich es thun; einstweilen aber Eile mit Weile. Die altgewohnte rasche Initiative seines Handelns hat er aufgegeben; er wartet die Bewegungen seiner Feinde ab, bereit, sich dorthin zu wenden, wo ein kleiner Vorteil winkt, oder wo die größte Gefahr droht.

So führte er mit sicherer Hand die kriegerische Schachpartie von 1761. Er erfuhr, daß Russen und Österreicher sich in Schlesien zur Eroberung der Provinz vereinigen wollten. Er ließ also in Sachsen nur die kleinere Hälfte seines Heeres unter dem Befehl seines Bruders zurück und führte Mitte Mai die größere persönlich in das am schwersten bedrohte Land.

Hier stand Laudon mit einer bald bis auf 70000 Mann verstärkten Armee auf den Abhängen des Sudetengebirges und erwartete den Anmarsch des ungefähr eben so starken russischen Hauptheers von Polen her an die Oder. Er mußte aber lange warten, denn bei der Finanznot in St. Petersburg und dem Widerwillen der russischen Generale gegen ihre österreichischen Genossen vollzogen sich ihre Bewegungen Schritt auf Schritt in höchster Bedächtigkeit. Um sie noch weiter zu hindern oder gar völlig abzuschrecken, sandte ihnen Friedrich ein Korps von 20000 Mann entgegen, etwa ein Drittel seiner ganzen Streitmacht. Hier in freier Luft, rechts und links die noch vereinzelten Feinde im Auge, wallte wieder die alte Kampflust in ihm auf, und von den gedrückten, vorsichtigen Entschließungen des Winters blieb nur der damalige Vorbehalt in Kraft, während der geduldigen Defensive eine sich etwa bietende Gelegenheit zu einem guten Streich zu benutzen. Die Führer der detachierten Korps erhielten also die Weisung, sehr klug, sehr vorsichtig zu sein, keine große Schlacht zu wagen (was sich bei dem Mißverhältnis der Kräfte von selbst verbot), aber die Augen offenzuhalten, wo sie eine einzelne Kolonne der russischen Armee anträfen, ihr keck und dreist an den Hals zu gehen und ihr womöglich den Fuß auf die Gurgel zu setzen. Für sich selbst entwarf Friedrich für die Zeit bis zur Ankunft der Russen ähnliche Pläne gegen Laudon; er hatte keinen Zweifel, wenn ihm hier ein erheblicher Schlag gelänge, würden die Russen sogleich wieder nach Polen zurückkehren. Laudon aber, sonst ebenso streiteifrig wie der König, wollte und sollte dieses Mal nicht vor der Ankunft der Russen schlagen; er wich also jedem Angriffsversuche Friedrichs behutsam weichend aus. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, hatte als bedächtiger Methodiker an jener Detachierung gegen die Russen vieles auszusetzen; der König antwortete ihm am 27. Juni: „Gewiß in einem Kriege zwischen gleichen Kräften ist Euer System dem meinigen vorzuziehen, aber das ist eben nicht unser Fall. Wir haben nur zwei Heere und vier uns gegenüber. Da müssen wir uns notwendig des einen entledigen, um uns dann gegen die anderen wenden zu

können, und vor allem die Zeit genau bemessen, damit jede unserer Armeen doppelt erscheinen kann, indem sie rasch nacheinander gegen zwei feindliche kämpft. In diesem Sinn habe ich jene Detachierung gemacht“.

Allein gegenüber der russischen Übermacht hatte sie ihren Zweck nicht erreichen können, und am 26. Juni hatten die Russen die Grenze Oberschlesiens überschritten, und Laudon wandte sich sofort nach Süden, um ihnen vom Gebirge zur Oder entgegenzuziehen. Die Gefahr rückte näher; an größere Schlachten war für den Augenblick nicht mehr zu denken, denn auch die Niederlage des einen Feindes hätte der kleinen preußischen Armee solche Verluste gekostet, daß sie dem andern Gegner nicht mehr gewachsen geblieben wäre. Also wieder die vorsichtigste Defensive. Friedrich hielt sich zwischen den feindlichen Armeen, um durch geschickte Manöver ihre Vereinigung zu hindern. Zum erstenmal geben hier unsere Briefe vollständigen Aufschluß über den Scharfblick der Beobachtung, die Meisterschaft der Erwägung und die Raschheit des Entschlusses, womit er dem vordringenden Feind jedesmal am entscheidenden Punkte den Weg verlegte. Dieses Spiel setzte sich beinahe zwei Monate fort, bis endlich jeder der beiden Gegner zurückgehend aus Friedrichs Gesichtskreis verschwand, um unbemerkt von ihm, in weitem Bogen nordwärts marschierend, Niederschlesien zu erreichen, worauf sie dann am 17. August ihre Vereinigung bei Liegnitz vollzogen. Jetzt galt es, sich gegen die mehr als doppelte Übermacht in möglichste Sicherheit zu setzen. Friedrich sammelte seine Truppen, 55000 Mann gegen 132000, in der Nähe von Schweidnitz, der wichtigsten Festung der Provinz, in einem großen Lager bei Bunzelwitz, das er durch kolossale Arbeit binnen kurzer Frist mit einer gewaltigen Feldbefestigung umgab. Wenn sie hier anstürmen, sagte er, werden sie ihre besten Truppen verlieren. Laudon forderte dennoch den Angriff: Wenn wir hier eindringen, so ist der König und sein Heer mit einem Schlage vernichtet und der Krieg glorreich beendigt. Aber der russische General Butturlin war der Meinung des Königs und weigerte den Sturm. Die beiden

Feldherren verhandelten wochenlang ohne Ergebnis; am 23. September verließen die Russen das völlig ausgesogene Land und gingen nach Polen zurück.

Friedrich atmete auf; er hielt den Feldzug für beendigt und noch einmal die preußische Sache gerettet. Er verließ das Lager und marschierte südwärts, um durch eine Demonstration gegen Mähren Laudon aus seiner festen Stellung heraus in das ebene Land zu locken und ihm dort einen schweren Schlag zu versetzen. Da aber kam das Unheil über ihn. Laudon überfiel am 1. Oktober das schwach besetzte Schweidnitz und nahm die Festung mit nächtlichem Sturm. Damit hatte er festen Fuß in Schlesien gefaßt, und Friedrich konnte nicht hindern, daß die österreichische Armee in einem Drittel der Provinz, ebenso wie Daun seit der Eroberung Dresdens in Sachsen, ihre Winterquartiere nahm. Friedrich bezog eine wohlgesicherte Stellung bei Strehlen, wo er wenigstens Breslau vor einem feindlichen Angriff deckte. Im Dezember, wo die Operationen aufhörten, nahm er sein Quartier im Breslauer Schloß. Hier empfing er eine neue Unglückskunde. Nach einem zweimaligen vergeblichen Versuch hatten die Russen bei einer dritten Belagerung trotz heldenmütigen Widerstandes Kolberg zur Kapitulation gezwungen und waren damit die Herren in ganz Hinterpommern geworden. So zog sich der eiserne Ring um den König und den kleinen Rest seines Staates immer enger zusammen; immer ferner entschwand die Möglichkeit, ihn aufs neue zu durchbrechen. Und um die Finsternis des künftigen Geschicks vollständig zu machen, verwirklichte sich jetzt auch das letzte, seit Monaten besorgte Unheil: der einzige starke Bundesgenosse, dessen Unterstützung dem König den Riesenkampf ermöglicht hatte, England, sagte sich offen von ihm los.

An der Spitze der englischen Regierung hatte bis dahin William Pitt gestanden, der größte und gewaltigste aller Minister, die jemals Englands Geschicke geleitet haben. Zwischen ihm und Friedrich bestand ein reines Verhältnis gegenseitiger Anerkennung und Bewunderung; jeder von ihnen wußte, wie sehr die eigene Leistung durch die des anderen erleichtert wurde,

und so that jeder das Mögliche, die Erfolge des anderen zu fördern. Mit diesem Verfahren wurde Pitt der Begründer der englischen Weltmacht in Nord-Amerika und Ostindien. Im Jahre 1760 aber trat ein Wechsel auf dem englischen Thron ein, und mit dem neuen König kamen auch neue Personen an das Regiment. Sehr bald richteten diese ihren Thatendrang auf die Untergrabung der von Pitt gewonnenen Stellung. Es war ein Kampf des Neides und der Eifersucht, der ewige Kampf der mittelmäßigen Geister gegen die wahrhaft geniale Größe. Um die Volksgunst zu gewinnen, drängten sie auf raschen Frieden; den preußischen König haßten sie, weil England diesem durch wiederholten Vertrag die Integrität seines Gebiets garantiert und auf jeden Separatfrieden ohne Preußen verzichtet hatte. Als nun Pitt im Juni, gerade auf Friedrichs Wunsch, eine Unterhandlung mit Frankreich begann, ruhten sie nicht eher, als bis Pitt an den preußischen Gesandten die Frage richtete, welche Opfer Preußen zur Erlangung des Friedens zu bringen bereit sei. Friedrich empfing die Botschaft in dem Augenblick, wo das russische Hauptheer in Schlesien einbrach. Aber im Angesicht dieser furchtbaren Gefahr wies er die englische Zumutung mit stolzer Unerschrockenheit zurück und erklärte unter Anrufung jener Verträge, daß er nie einen Frieden unterzeichnen würde, der seinem Staate auch nur einen Fußbreit Landes entziehen sollte. Am 7. Juli richtete er persönlich an Pitt ein Schreiben, das zum erstenmale in unserer Sammlung vollständig gedruckt ist. Es sei unmöglich, sagte er, daß von Pitt eine solche Frage gestellt worden sei, der preußische Gesandte müsse ihn mißverstanden haben. Er führt dann näher aus, wie bisher die Welt daran gewöhnt gewesen, daß England seinen Freunden sein Wort halte, und wie undenkbar für ihn es sei, in feiger Nachgibigkeit seinen Staat einer Demütigung preiszugeben. „Die Gesetze, fährt er fort, die meine Prinzipien mir vorschreiben, sind erstens, nie eine Handlung zu begehen, über die ich erröten müßte, wenn ich meinem Volke darüber Rechenschaft abzulegen hätte, und zweitens, für das Wohl und den Ruhm des Vaterlandes meinen letzten Blutstropfen dahin-

zugeben. Rom hat die herrlichsten Triumphe erfochten, weil es nach der furchtbaren Niederlage von Cannä nicht zurückgewichen ist. Diesem Beispiel denke ich zu folgen." Von Landabtretung war dann weiter keine Rede; auch verließ der französische Unterhändler London nach kurzem Aufenthalt. Indes ging die Minierarbeit gegen Pitt ihren Gang, und gleich nach dem Falle von Schweidnitz wurde Friedrich tief erschüttert durch die Nachricht, daß am 5. Oktober Pitt seine Entlassung aus dem Ministerium erhalten habe. Er hatte keinen Zweifel, daß damit für ihn die Auflösung des englischen Bundes besiegelt sei, was sich denn auch bald nachher amtlich bestätigte.

So erschien in diesen letzten Monaten 1761 die Lage des Königs verzweifelt. Seine Staaten, teils vom Feinde besetzt, teils auf das tiefste erschöpft, sein Heer auf 60000 Mann geschmolzen, der Ersatz noch mehr als das Jahr zuvor schwierig, jedes Anzeichen fremder Hilfe trügerisch. Also kein Hoffnungsstrahl, kein Ausweg zur Rettung, auf keiner Seite. Ich lebe in Ängsten, sagte er, meine Nahrung ist Kummer und Sorge, und diese Speise stärkt nicht. Aber in ihm erlosch wohl die Freude am Leben; aber, so lange er atmete, nicht die Arbeitslust, die Pflichttreue, die geistige Fruchtbarkeit. Wenn er in den Friedensjahren seinen Tag von früh Morgens um 4 Uhr bis Abends um 10 Uhr auf das strengste dahin geregelt hatte, daß er zehn Stunden der politischen Thätigkeit, dem Studium und der Bescheidung der Akten der Zivil- und Militär-Verwaltung, sowie der einlaufenden Briefe und Bittschriften, und vier Stunden philosophischen oder historischen Forschungen, wissenschaftlichen oder dichterischen Produktionen und Kunstgenüssen widmete: so war natürlich im Kriegslager keine derartige Regel möglich. Sicher war nur, daß er nicht erst um vier, sondern schon um drei Uhr morgens sich erhob, weil um diese Zeit die Mehrzahl der Korps-Rapporte einlief und Befehle darauf zu erlassen waren. Dann wurden, wenn es sich nicht um weitere Märsche oder Schlachten handelte, die Quartiere revidiert, die Posten beritten, Mängeln und Bedürfnissen thunlichst abgeholfen oder neue Pläne geschmiedet. War damit das Tage-

werk erledigt, so eilte der König zu seinen Büchern, seiner besten Freude im Glück, seiner Trostquelle in Bedrängnis. Es waren vor allem die philosophischen Schriften des Altertums, namentlich die der Schule der Stoiker, aus denen er seit jungen Jahren seine innere Stärkung schöpfte. In seiner Seele lag ein unverwüstlicher Wissenstrieb und ein unermüdlicher Drang zur Sicherheit und Selbständigkeit des Urteils. Er forderte festen Grund unter seinen Füßen für jede Lebenslage, unerschütterliche Prinzipien für jegliches Handeln. Von Anfang an war ihm deutlich, daß diese Forderung nur erreichbar sei bei einer ebenso fest begründeten Stellungnahme zum Universum, und so durchforschte er mit rastloser Gründlichkeit die theologischen und metaphysischen Systeme aller Zeiten. Ich habe mehr gelesen, meinte er, als alle Benediktiner zusammen. Das Ergebnis war, daß ihm die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele beweislos erschienen, aber über jeden Zweifel hatte sich ihm das ewige Moralgesetz erhoben; die Pflicht also eines Jeden, für die Andern, des Königs, für Staat und Volk, zu leben und zu wirken, dafür alle seine Fähigkeiten auszubilden und alle seine Kräfte einzusetzen, unter Geringschätzung aller irdischen Äußerlichkeiten, unter Hintansetzung aller eigenen Vergnügungen, unter Verachtung aller Widerwärtigkeiten des Schicksals. Und wahrlich, nicht leicht war gerade für ihn die Erfüllung der gebieterischen Aufgabe. Denn ihn hatte die Natur neben der Genialität des Geistes und der Energie des Willens auch mit einer reichen und feinen Genußfähigkeit ausgestattet: er liebte den süßen Reiz des stärkenden Schlafes, er würdigte als Kenner die Freuden der wohlbesetzten Tafel, er schlürfte durstigen Ohres den Wohlklang einer melodischen Musik ein, und nichts war ihm erquicklicher, als die Lust eines geistreichen, witzsprühenden Wechselgesprächs. Aber dies alles mußte zurücktreten vor dem Gebot der Herrscherpflicht. Mit eiserner Willenskraft beugte er jeden Trieb des Genusses unter die unverbrüchliche Regel. „Ob ich lebe, ist gleichgiltig, aber es ist nötig, daß ich handle“ — war sein Lieblingswort. Wollte einmal in schweren Augenblicken die Kraft ihm erlahmen, so stählte er sie aufs neue in den alten

Quellen, in den Schriften seiner Philosophen. „Hätte ich meine Bücher nicht gehabt, ich wäre irrsinnig geworden“, sagte er später von diesen Wintertagen in Strehlen und Breslau.

Immer drückender aber belasteten dennoch die finsteren Sorgen sein Gemüt. Oft stiegen Gedanken des Selbstmordes in ihm auf: „wozu dieses Hundeleben verlängern, wenn das unentrinnbare Verhängnis das Ende ist? Das Leben ist ein einziger fortgesetzter Schmerz, der Tod ist das Ende aller Schmerzen“. Der Gedanke war kein neuer in ihm; seit Jahren trug er ein Büchschen mit Opiumpillen bei sich, als Schild gegen die Gefahr, lebendig in Gefangenschaft zu geraten. Jetzt, in Strehlen, arbeitete er zwei größere Gedichte aus: Reden des jüngeren Cato und des römischen Kaisers Otho, als sie im Begriff standen, nach der Niederlage ihrer Sache Hand an sich zu legen. Dann aber trieb ihn doch die Pflichttreue wieder von dem lockenden Vergehen hinweg. Ich werde aushalten, sagte er, bis zum letzten Augenblick, aber den vollendeten Sturz werde ich nicht überleben.

Gegen Ende Dezember kam eine Nachricht aus Konstantinopel, daß bei der Pforte sich kriegerische Stimmungen zu regen begönnen. Auf der Stelle loderte bei Friedrich Lebenslust und Thatendrang wieder auf. Er sandte dem Bruder einen Feldzugsplan, wie man dann die Offensive zu ergreifen und in Böhmen und Mähren einzubrechen habe. „Sehr wohl“, erwiderte der kaltblütige Prinz, „aber wenn die Türken, wie ich glaube, doch nicht losgehen?“ Der König, durch diese Frage wieder vor die hoffnungslose Lage gestellt, entwarf darauf einen zweiten Plan, in dem sich auf wunderbare Art echte Strategie und tiefe Verzweiflung vermischten. Dann gebe ich alles Andere preis, versammele meine Soldaten bis auf den letzten Mann um meine Fahne, falle in schleunigem Zuge mit dieser Masse auf die nächste feindliche Armee und besiege sie, eile dann zur Schlacht mit der erschreckten zweiten, werfe auch sie und verfolge dann die schon retirierende dritte. Woher die heimatlos gewordene Armee Ersatz an Menschen und Material für die eigenen Verluste nehmen würde, blieb dabei ungesagt. Es war

der strategische Grundgedanke, zur Entscheidung des ganzen Krieges die Schlacht zu suchen und dafür alle Kräfte zu vereinen, in einer, von dem wirklichen Boden abgelösten Überspannung: es war zugleich die Aufforderung zu einem glorreichen Todeskampf.

Indessen dies Äußerste blieb dem König erspart. Während dieser Erörterungen erhielt er die Nachricht, daß eine seiner grimmigen Feindinnen, die russische Kaiserin Elisabeth, gestorben war, und ihr Nachfolger, Zar Peter III., sein begeisterter Verehrer, nicht bloß Frieden, sondern Bündnis mit ihm zu schließen wünsche. Damit waren alle Wolken plötzlich verscheucht und zu einem ehrenvollen allgemeinen Frieden breite Bahn eröffnet.

In so fester und harter Arbeit ist der Bau der preußischen Großmacht begründet worden. Hart und fest ist sie trotz schwerer Unwetter ein Jahrhundert lang geblieben. Dann hat die Härte sich gemildert, eine freiere Gesinnung und Bewegung hat Platz gegriffen, ohne daß die Festigkeit des Baues darunter gelitten hätte. Ein französischer Diplomat hat vor dreißig Jahren einmal gesagt: in jedem Preußen steckt ein Stück vom alten Fritz. Wenn dies Wort wahr bleibt, wenn in jedem Preußen ein Stück von Friedrichs Fleiß und Pflichttreue fortlebt, so wird sein Werk zum Heil der kommenden Geschlechter fest bestehen. Es wird dann ein Haus sein, an welches die Winde stoßen und die Flut heranbraust, und es fällt nicht, denn es ist auf einen Felsen gebaut.

Zur Erinnerung an Jakob Grimm.

Vortrag in der Berliner Akademie am Geburtstag Friedrichs des Großen 1885.

Es war eine der ersten Regentenhandlungen Friedrichs des Großen, daß er, sechs Tage nach seiner Thronbesteigung, dem damals hochberühmten Philosophen Wolff, welchen einst sein Vater auf theologische Denunziationen hin ohne Urteil noch Recht aus dem Amte gestoßen und unter Androhung des Galgens aus dem Lande gejagt hatte, unter ehrenvollen Bedingungen die Stelle eines Vicepräsidenten der Berliner Akademie antragen ließ. Wolff war zur Rückkehr nach Preußen bereit, wünschte aber als alter Kathedermann nicht Akademiker, sondern, was er gewesen, Professor in Halle zu werden: vor vielen Studenten zu lesen, sagte er, dient mir zur Gesundheit und zur Aufräumung des Gemüts, jedoch vor wenigen Leuten einen gelehrten Vortrag zu halten, ist mir verdrüßlich und langweilig. Da in Halle keine Geldmittel verfügbar waren — bis dahin bezogen alle Hallenser Professoren zusammen nur 7000 Thaler Gehalt — so verfügte der König: Wolff soll 2000 Thaler jährlich aus meiner Schatulle haben, Vicekanzler werden, lesen, worüber er will, und hoffentlich später doch nach Berlin kommen. Am 21. November 1740 erfolgte darauf die amtliche Ernennung.

Wir haben heute umsomehr Veranlassung, dieses schönen Aktes königlicher Gerechtigkeit zu gedenken, als er zu einem weithin nachwirkenden Muster geworden ist. Beinahe auf den

Tag genau, hundert Jahre nach Wolffs Wiedereinsetzung, vollzog ein anderer Preußenkönig einen gleichen Akt sühnender Herstellung an einem Größeren als Wolff, an einem langjährigen Genossen unserer Akademie, einem Manne, dessen Säkularfest vor wenigen Wochen unsere Universität und das ganze dankbare Vaterland gefeiert hat, an Jakob Grimm.

Berufenere Zeugen, als ich es sein könnte, haben schon früher, und jetzt wieder am 4. Januar, dem hundertsten Geburtstage des seltenen Mannes, seine Epoche machende Bedeutung für die wissenschaftliche Erkenntnis der deutschen Sprache, Mythologie und Rechtsaltertümer unserem Volke erläutert. Gestatten Sie mir, einen einzelnen Abschnitt seines Lebenslaufs etwas näher in das Auge zu fassen, allerdings bei der Kürze der mir zugemessenen Zeit nur in raschem Überblick, eben seine Verbannung aus Göttingen und seine Aufnahme hier in Berlin.

Ende 1829 waren die beiden Brüder Jakob und Wilhelm, mit schwerem Herzen aus der lieben hessischen Heimat scheidend, als Professoren nach Göttingen übergesiedelt. Ihr Leben ging dort den geräuschlosen Gang emsigen Studiums weiter. Sie wurden sehr bald hochgeschätzte Lehrer; die Hauptsache aber ihres Dichtens und Trachtens blieb die Versenkung in die eigene Forschung und Sammlung. Jakob vollendete in diesen acht Jahren die letzten Bände seiner bahnbrechenden deutschen Grammatik und brachte seine großen Entdeckungen über die deutsche Mythologie zum Abschluß. Im Übrigen bekümmerten sie sich wenig um die Dinge da draußen in der Welt; neben der Arbeit freuten sie sich erfrischenden Verkehrs mit gleichgesinnten Freunden, vor allem mit den durch verwandte Thätigkeit nahegerückten Historikern Gervinus und Dahlmann.

Da wurde plötzlich ihr stilles Haus von einem Wetterstrahl getroffen, welcher dann weit durch Deutschland leuchten und zünden sollte.

Am 20. Juni 1837 bestieg in Hannover der alte König Ernst August den Thron und erklärte sofort, daß er die seit 1833 bestehende Landesverfassung für sich nicht als bindend anerkenne, und zur Prüfung ihrer Rechtsbeständigkeit eine

besondere Kommission niedergesetzt habe. Nach deren Gutachten löste er am 30. Oktober die Kammer auf und verkündete am 1. November das Erlöschen des Staatsgrundgesetzes, sowie seine Absicht, demnächst zur Vereinbarung einer neuen Verfassung die Landstände nach dem früheren Gesetze von 1819 wählen zu lassen.

Über die völlige Rechtswidrigkeit dieses Gewaltstreichs besteht heute kein Zweifel mehr. Der König selbst rechnete schwerlich auf die Kraft seiner juristischen Deduktionen, desto mehr aber und nicht ganz ohne Grund auf zwei andere Momente: auf den Beistand der andern deutschen Regierungen und auf die politische Apathie des Volkes in Hannover selbst, sowie auf eine gewisse Mißstimmung, wenn nicht über die Verfassung selbst, so doch über die Thätigkeit der nach ihr berufenen Kammern und die seitdem erwachsenen Zustände. Eine solche Mißstimmung war in der That bei großen Schichten der Bevölkerung vorhanden.

Der Adel stand der Verfassung, die ihn mit Aufhebung seiner Privilegien und Exemtionen bedrohte, in offener Feindschaft gegenüber; die Beamten, obgleich zu gesicherter Rechtsstellung gelangt, klagten über die Erhöhung ihrer Einkommensteuer beinahe auf den doppelten Betrag; die Juden zürnten auf die Stände wegen Ablehnung ihrer bürgerlichen Emanzipation, die gebildeten Klassen wegen der Verwerfung der von der Regierung gemachten Eisenbahnvorlagen. Das Publikum fand die Kammerverhandlungen so weitschweifig und interesseleer, daß der Vater der Verfassung, Bürgermeister Stüve von Osnabrück, sich zu einer Abhandlung veranlaßt fand, um darzuthun, daß so langweilige Debatten dennoch höchst nützlich und nötig sein möchten. Endlich aber herrschte allgemeine Unzufriedenheit über den unerträglichen Schneckengang der Geschäfte bei allen Behörden der Justiz und Verwaltung, so daß z. B. die 1830 wegen „revolutionären" Straßentumults in Göttingen verhafteten Studenten sechs Jahre lang in Untersuchungshaft saßen [1]).

[1]) Vgl. Oppermann, Geschichte Hannovers 1, 105. 135. 110. 114. 141 und sonst. Der Verfasser, 1837 ein junger Mann, war eifriger Agitator

Niemand, abgesehen von den Ritterschaften, verkannte sonst die guten Seiten der Verfassung oder hätte deren Sturz gewünscht. Aber man begreift, daß die Bewegung, welche der Staatsstreich hervorrief, unter solchen Verhältnissen keine allgemeine noch überall energische war. Eine Menge einsichtiger Männer war tief betroffen, erzürnt über die schwere Rechtsverletzung, in bitterer Sorge über das, was von einer so gewaltthätig auftretenden Regierung noch zu erwarten wäre. Aber was sollte man thun? Niemand dachte an eine rasche Verständigung mit den Gleichgesinnten zu gemeinsamer Abwehr der Gefahr. Alles blieb still und stumm. Niemand wagte das Eis des Schweigens zu brechen, dessen Rinde, wie Jakob Grimm sagte, hart und schmählich das ganze Land überzogen hatte. „In Hannover", schrieb Dahlmann bald nachher, „ist ein solcher Vorrat von Furcht aufgespeichert, daß man einen ganzen Weltteil damit versorgen könnte; auch an meditiertem Verrate fehlte es nicht; auf einen Zusammenhang gesetzlichen Widerstandes konnte niemand rechnen, der den in Höflichkeit getauchten Charakter des gebildeten Teils der Bevölkerung kennt" [1]).

Aber eine Stelle gab es in dem gedrückten Lande, wo die Entrüstung über den Rechtsbruch sich sofort in den Entschluß zum Handeln umsetzte, und diese Stelle war der Dahlmann-Grimm'sche Freundeskreis, und um ihn geschart neun Zehntel der Göttinger Studentenschaft. Jeden Tag konnte die Aufforderung zur Deputiertenwahl nach der Verfassung von 1819 eintreffen; da sandten sieben Professoren eine von Dahlmann aufgesetzte Protestation an die vorgeordnete Behörde nach Hannover, daß sie an einer solchen Wahl keinen Teil nehmen, noch eine daraus hervorgegangene Kammer anerkennen könnten, da sie die Verfassung von 1833 beschworen hätten. Ein vergeblich zur Teilnahme aufgeforderter Kollege hatte eine Abschrift

---

für die Verfassung von 1833, für Dahlmann und Stüve, und hat auch später seine politische Gesinnung nicht gewechselt. Vgl. auch Stüves eigene Aussagen, Verteidigung des Staatsgrundgesetzes 217. 234, sowie in Bluntschlis Staatswörterbuch 4, 727.

[1]) Springer, Dahlmann 2, 13. 14.



von dem Dokument genommen, die von den Studenten enthusiastisch vervielfältigt und auf der Stelle in alle deutschen Lande versandt wurde. Es war ein äußerst einfaches Wort: wir können nicht wählen, denn wir haben geschworen — der Ausdruck einer Überzeugung des Gewissens ohne irgend einen Bezug auf eine politische verschiedener Auslegung fähige Streitfrage. Eben dies Gefühl war es gewesen, welches Jakob Grimm ohne Zaudern noch Erwägen zur Unterschrift bestimmt hatte. Die politische Diskussion war ihm, der sein Vaterland liebte, aber seinen Forschungen lebte und allen Menschen das Beste zutraute, ein fremdes Gebiet. Er wollte keiner Partei dienen, aber ein Knecht seines Wortes und seines Eides sein. Es bezeichnet die damalige Lage der deutschen Dinge, daß aus einer so wenig politischen Wurzel ein großer politischer Erfolg erwuchs. Der Protest traf die Gemüter der Menschen, eben weil er die Frage von dem in Hannover sterilen politischen Boden klar und scharf in die sittliche und religiöse Sphäre emporhob. Mochte man über die Verfassung von 1833 denken, wie man wollte, ein Jeder verstand, was es heiße, meineidig zu werden. Und was etwa an der Wirkung noch gefehlt hätte, das brachte die verblendete Brutalität des Königs hinzu, indem er ohne Untersuchung noch Urteil die Absetzung der Sieben verfügte, und da Jakob Grimm, Dahlmann und Gervinus der Verbreitung des Protestes beschuldigt wurden, diese drei binnen drei Tagen aus dem Lande verwies, widrigenfalls sie an einen andern Ort des Königreichs abgeführt werden sollten. So hatte im 19. Jahrhundert die Ausstoßung Wolffs ihr volles Gegenbild erhalten. Ein Sturm patriotischer Empörung ging darauf durch ganz Deutschland. Alle liberalen Zeitungen brandmarkten den Vorgang, alle Universitäten wetteiferten im Ausdruck zornigen Mitgefühls; alle Volksvertretungen riefen zur Abwehr auf: wenn ein solcher Frevel ungeahndet bleibe, welcher deutsche Staat, welcher deutsche Mann wäre dann noch seines Rechts, ja seines Daseins sicher?

Jetzt begann, von dem Strome dieser Erregung getragen, denn auch in Hannover sich der Widerstand zu regen. Anfangs

freilich schwach und unsicher. Der König berief die Stände nach der Verfassung von 1819. Eine Anzahl zustimmender Deputierten erschien; die Opponenten aber teilten sich: die Einen verweigerten nach dem Muster der Sieben die Wahl, die Andern ließen sich wählen, um gegen den Staatsstreich zu protestieren. So war auch das Verhalten der Kammer schwankend; die Mehrheit behielt sich den Beschluß über ihre eigene Rechtsbeständigkeit vor, trat aber höchst inkonsequenter Weise einstweilen doch in die gesetzgeberischen Arbeiten ein. Indessen wuchs allmählich der Mut, und am 25. Juni 1838 beschloß die Mehrheit der Kammer ihre Inkompetenz, d. h. also den rechtlichen Fortbestand der Verfassung von 1833. Unterdessen hatte die Stadt Osnabrück Beschwerde beim Bundestag erhoben, wurde zwar, als nicht zur Klage legitimiert, zurückgewiesen, zugleich aber vernahm man, daß der Bundestag selbst den König zu einer Erklärung über sein Verfahren aufgefordert habe. Auf allen Seiten fand sich also Ernst August bedrängt; wohl mochte er damals sagen: „Wenn ich gewußt hätte, wie viel Verdruß mir diese sieben Teufel bereiten würden, so hätte ich die ganze Geschichte nicht angefangen“.

Dazu kam, daß auch bei den deutschen Regierungen — mit der einzigen Ausnahme des damaligen Kurprinzen Mitregenten von Hessen — sein Thun Mißbilligung auf allen Seiten fand, teils aus Rechtsgefühl, teils aus Furcht vor den weiteren Folgen. Denn überhaupt war vor 40 Jahren, was uns heute glücklicher Weise gar nicht mehr verständlich ist, die Furcht die leitende Signatur der deutschen Politik. Seitdem die Einwirkung der französischen Julirevolution von 1830 Belgien und Polen, Italien und den deutschen Südwesten erschüttert hatte, stand das rote Gespenst allen unsern Machthabern zu ununterbrochener Beängstigung vor Augen. Ein echtes Heilmittel gegen die revolutionäre Krankheit kannten die Kabinette nicht, da Fürst Metternich das wirkliche Mittel, geordnete und gemäßigte Freiheit, umgekehrt gerade für den Beginn der Verpestung erklärte; der einzige Gedanke war Erhaltung der äußeren Ruhe, damit man wenigstens am nächst-

folgenden Tage fortleben möchte wie heute. Nun hatten sich zwar seit 1834 in Deutschland die Wellen einigermaßen gelegt, so daß man für den Augenblick etwas aufatmen mochte. Aber die stille Luft blieb schwül; in Paris wiederholten sich die Mordversuche gegen Louis Philipp, und alle Nachrichten von dorther meldeten, daß bei dem Ableben des Königs ein neuer entsetzlicher Ausbruch bevorstehe. Um so dringender wurde der Wunsch, in Deutschland jede Störung zu vermeiden — und nun erschien in Hannover diese plumpe Gewaltthat, so daß es mit einem Schlage vorbei war mit der schönen Ruhe, und statt dessen eine allgemeine Aufregung der Gemüter von den Alpen bis zur Ostsee empor loderte. Was sollte man thun? Die Ansicht der Kabinette war geteilt. Die konstitutionellen Regierungen im Süden erklärten, im Interesse der Kronen selbst müsse man entschieden einem Fürsten in den Arm fallen, der in so heilloser Weise die Sache der Monarchie diskreditiere: König Ludwig von Bayern ließ im Frühling 1839 im Bundestage geradezu den Antrag stellen, die hannoversche Regierung zur Beobachtung von Staatsrecht und Bundesrecht aufzufordern, und sieben Stimmen von 17 traten sofort dieser Auffassung bei. Österreich aber und Preußen konnten sich zu einem so scharfen Mittel nicht entschließen. Sie waren ebenso überrascht, ebenso ärgerlich wie jene über das Auftreten des Störenfrieds. Ihre nach Hannover gesandten Depeschen, so höflichen Tones sie waren, ließen darüber dem König keinen Zweifel, und steigerten sich mehr als einmal zu offener Drohung, ihn seinem Schicksal zu überlassen, wenn er nicht alles aufbiete, um die Sache eiligst zu glimpflichem Abschluß zu führen. Allein mit dem halsstarrigen Welfen war übel handeln. Er erklärte, daß den Bundestag diese innere Landessache ganz und gar nichts angehe; wolle man militärische Exekution gegen ihn verordnen, so möge man den Versuch machen; auch er, der König, habe ein Gewissen und werde nimmermehr eine Verfassung beschwören, die er für verderblich halte; und würde man Zwang gegen ihn anwenden, so würde er abdanken und Thron und Land verlassen — und was das Schlimmste war, wer den alten Eisenkopf kannte,

glaubte ihm das. Allmählich trat Fürst Metternich entschieden auf seine Seite, und auch in Berlin wünschte man dringend, so weitschichtige Verwicklungen, wie sie hier in Aussicht gestellt waren, zu verhüten. In Hannover war unterdessen nach vielfachen Verhandlungen und Schwankungen zwar in mehreren Kreisen die Erbitterung und Kampfslust gewachsen, bei anderen aber Eifer und Thatkraft völlig verraucht, und so gelang es der Regierung, innerhalb der bisherigen Opposition eine Partei der sogenannten Vermittelung und Versöhnung zu bilden, und dann mit unendlichen Mühen und Künsten eine Kammer zusammenzubringen, welche willfährig auf die Beratung der neuen Verfassung einging. Hierauf gestützt, setzten die beiden Großmächte in Frankfurt mit neun gegen acht Stimmen einen Beschluß durch, der Bundestag wolle bei dieser Sachlage sich in das hannoversche Verfassungswerk nicht einmischen, erwarte aber um so mehr, daß der König alles aufbieten werde, um thunlichst bald zu einem die beiderseitigen Rechte wahrenden Abkommen mit den Ständen zu gelangen. So der Aussicht auf auswärtige Hilfe beraubt, gab auch der Rest der verfassungstreuen Partei die Hoffnung auf erfolgreiches Wirken auf; die knapp beschlußfähige Ständeversammlung beschloß, was die Regierung verfügte, und am 1. August 1840 konnte die neu vereinbarte Verfassung publiziert werden.

Der Verlauf dieser Dinge mußte natürlich auch für das äußere Lebensschicksal der sieben Professoren bestimmend werden. Nicht als ob sie jemals einen Gedanken oder einen Wunsch der Rückkehr nach Göttingen gehabt. Der Ort war ihnen durch das Verhalten der Mehrzahl ihrer früheren Kollegen gründlich verleidet, und auch bei dem bestmöglichen Ausgang des Verfassungskampfes hoffte weder Dahlmann noch Jakob Grimm auf einen so gründlichen Sieg des Rechtes, daß er sie wieder nach Hannover hätte locken mögen. Im Gegenteil, beide Männer beobachteten den Gang des Streites mit gespannter aber immer skeptischer Aufmerksamkeit. Leuchtete einmal ein günstiger Augenblick auf, wie nach dem Beschlusse der Kammer vom 25. Juni oder des Bundestags vom 6. September, so wuchs

schnell genug wieder die Sorge heran, ob in Hannover die Zahl der Zuverlässigen und die Ausdauer der Massen groß genug sein würde; sie fürchteten mit gutem Grunde nichts mehr als die bequeme Sucht nach Vergleich und Vermittlung oder den Einfluß des Gedankens, lieber auf den Bundestag als auf die eigene Kraft zu bauen[1]). So konnte die schließliche Niederlage der Verfassungssache sie wohl betrüben, aber nicht überraschen. „Man hat uns den Ruhm überlassen", sagte Dahlmann, „uns allein geopfert zu haben".

Indessen war auch für sie Hannover nicht die Welt, und sehr bald sollten auch sie für ihr Opfer Schadloshaltung erfahren.

Gleich in den ersten Monaten ihres Exils war durch alle deutschen Universitäten der Ruf gegangen, die großen Gelehrten, welche Hannover von sich gestoßen, für sich zu gewinnen. Die Regierungen aber stellten sich zu diesem Wunsche entsprechend ihrer Haltung am Bundestag. Der König von Württemberg, der am Entschiedensten über Ernst August zürnte, daß er Hannover zu einer Ablagerungsstätte des politischen Krankheitsstoffes gemacht, gab dieser Stimmung Ausdruck, indem er nach kurzer Frist dem Orientalisten Ewald eine Professur in Tübingen verlieh. In Sachsen war man gleichen Sinnes, aber schwächeren Mutes; man wollte Dahlmann und dem Juristen Albrecht gestatten, an der Leipziger Universität Vorlesungen zu halten, aber nicht ihre Namen in den Lektionskatalog aufnehmen. Mecklenburg-Schwerin hätte gar gerne Dahlmann berufen, hielt aber aus Rücksicht auf Preußen zurück. In Berlin war man jedoch der Ansicht, die Berufung eines der Sieben würde als erklärte Feindseligkeit Preußens gegen Ernst August aufgefaßt werden, die Forderungen der hannoverschen Opposition steigern, und damit das höchste Ziel der preußischen Politik, die baldigste Herstellung des inneren Friedens in Hannover, erschweren. Man kam also zu dem Schlusse, nicht eher die Gewinnung der treff-

---

1) Vgl. ihre Korrespondenz S. 129. 143. 205. 283. 303. 342. 360. 361. 384.

lichen Männer — man dachte an die beiden Grimm, Albrecht und Dahlmann — zu versuchen, als bis in Hannover die neue Verfassung verkündet wäre. Für Albrechts Berufung interessierte sich besonders Savigny; für jene der Grimm vor allem Bettina von Arnim, und diese hochbegabte und begeistert drängende Freundin fand für ihren Wunsch an der wichtigsten Stelle eine lebhafte Sympathie, bei dem geistreichen, warmfühlenden, mittelalterlichen Vorstellungen und Studien zugewandten Kronprinzen Friedrich Wilhelm. „Ich habe unser Schiff," schrieb dieser, „mehrmals bis dicht an den Hafen gebracht, habe noch nicht landen können, bin aber auch nicht gescheitert".

Darüber starb Friedrich Wilhelm III. am 7. Juni 1840, und der Kronprinz bestieg den Thron. Vom ersten Tage an war hinsichtlich der Brüder Grimm sein Gedanke, wie einst bei Friedrich dem Großen hinsichtlich Wolffs, sie für die Berliner Akademie zu gewinnen, mit dem Rechte aber ohne die Verpflichtung Vorlesungen an der Universität zu halten, also ihnen freie und bequeme Muße für ihre mächtigen Forschungen zu schaffen. Als im August der Streit in Hannover beigelegt war, befand sich der Monarch zur Huldigung in Königsberg; nach seiner Rückkehr gab es noch einige geschäftliche Stockungen, bis Ende Oktober Alexander von Humboldt kräftig eingriff. Wie einst bei Wolff war auch jetzt kein etatsmäßiger Gehalt frei; der König übernahm ihn auf den Allerhöchsten Dispositionsfonds, und so konnte am 2. November der Minister Eichhorn das Berufungsschreiben für beide Brüder an Jakob absenden. Es enthielt, was den Wünschen Beider am denkbar Genauesten entsprach. Die Annahme erfolgte umgehend.

Man hat damals und später erzählt, die preußische Regierung habe sich vor der Berufung die Zustimmung Ernst Augusts erbeten. Dies ist unrichtig. Vielmehr erhielt der preußische Gesandte Herr von Canitz die Weisung, der hannoverschen Regierung die Berufung der beiden Brüder als feststehende Thatsache mitzuteilen, ihr die Bedeutung und

Würdigkeit dieser Gelehrten anschaulich zu machen, und sie aufzufordern, einem so guten Beispiel zu folgen und ebenfalls auf eine ehrenvolle Herstellung der übrigen Opfer von 1837 Bedacht zu nehmen. Canitz berichtete dann ausführlich am 25. November, wie er seinem Auftrage nachgekommen sei, aber nicht den geringsten Eindruck damit gemacht habe; der Minister habe ihm gesagt, bei der Charakterfestigkeit des Königs dürfe er gar nicht wagen, einen Vorschlag, welcher den Ansichten Sr. Majestät so sehr widerspreche, auch nur zu erwähnen. Über die Persönlichkeit der beiden Grimm vermied er jede Äußerung.

Um so mehr war man in Berlin darauf bedacht, den endlich in den Hafen Eingelaufenen Zuneigung und Verehrung zu bethätigen. Wie die akademischen Kreise darin wetteiferten, wie Deutschlands litterarische Welt damit übereinstimmte, brauche ich hier nicht auszuführen. Nicht minder beständig war die Gesinnung, womit König Friedrich Wilhelm, und später sein hoher Nachfolger ihre gnädige Teilnahme bekundeten; auch Ihre Majestät die Kaiserin Augusta übte in wirksamer Weise huldvolle Fürsorge für die Familie. Einst hatte Jakob Grimm, in der Schrift über seine Entlassung, erklärt, daß er keiner Partei angehöre: dem entsprach jetzt, daß keine Partei ihn zu ihren Gegnern zählte, sondern daß er in den Reihen einer jeden Schüler, Freunde und Gönner fand. Unter den Beschlüssen, die für sein und der Seinigen Interesse, sowie für die Sicherstellung des von den Brüdern begonnenen Riesenwerkes, des deutschen Wörterbuchs, gefaßt wurden, finde ich in unsern Akten die Namen der Minister Eichhorn und Bethmann-Hollweg, Mühler und Falk, Patow, Bodelschwingh, v. d. Heydt, Bötticher, Scholz. Es wird nicht viele Beispiele geben, wo so zahlreiche Träger verschiedener Richtungen sich in der Pflege eines so eigenartigen und dabei so anspruchslosen Genius vereinigt haben.

So ist Jakob Grimm der Unsere geworden. Er hat zehn Jahre lang an der Universität mit entschiedenem Erfolge gelehrt, während des doppelten Zeitraums an den Arbeiten unserer

Akademie unschätzbaren Anteil genommen, vor allem aber wie immer die eignen wissenschaftlichen Forschungen und Schöpfungen in unbedingter Hingabe weiter geführt. Sein edles, damals von steter Geistesarbeit tief durchfurchtes Antlitz, das große, immer freundlich blickende, oft strahlend aufleuchtende Auge, die fast kindlich schlichte, dazwischen aber bald phantasievolle, bald geistsprühende Rede sind unvergeßlich für jeden, welcher das Glück hatte, mit ihm in Verkehr zu treten. Sein Inneres ruhte in dem befriedigten Rückblick auf eine lange fruchtreiche Vergangenheit, wie in dem hoffenden Ausblick auf rastlose weitere Anstrengung; er war still und gesammelt in sich; heftige Affekte traten nur hervor, wenn einmal sein sittliches Gefühl verletzt wurde. Sonst lag auf dem Grunde seiner Seele eine klare Heiterkeit, die aus einfachem Gottvertrauen entsprossen, ihn über jede Schwierigkeit des äußeren Daseins leicht hinweghob und ihn mit Milde und Wohlwollen gegen die Andern erfüllte. So lebte er die Tage dahin, selbstlos, neidlos, feindlos, ein ebenso guter wie großer Mensch, nur von dem Drange weiterer Erkenntnis erfüllt, bis zur letzten Stunde wirkend nach dem Spruche des griechischen Weisen: Immer altre ich mehr, immer lerne ich viel.

Nur noch ein Wort zum Schlusse.

Sein ganzes Leben hindurch hat er mit treuem Gemüte den Bergen und Wäldern, den Menschen und den Erinnerungen des alten Chattenlandes seine Anhänglichkeit bewahrt: in diesem Sinne war er Lokalpatriot und Partikularist wie Einer. Aber durch seine geistigen Thaten wurde er der Entdecker großer wissenschaftlicher Gebiete, deren Besitznahme nicht bloß die historische Kenntnis vermehrte, sondern auch mit unwiderstehlicher Kraft das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit in weiten Kreisen erregte und kräftigte. Daß die Deutschen ein in sich und nur sich gleiches Volk sind, wurde vor ihm unserer gebildeten Welt fast nur durch einige Kaisernamen in Erinnerung gebracht: er stellte uns durch seine Forschungen über deutsche Sprache, deutsche Sage und deutsches Recht wieder die lebendige

Fülle und den fortzeugenden Inhalt dieser nationalen Persönlichkeit leibhaftig vor Augen. So steht er in erster Reihe unter den Pionieren der deutschen Einheit im Reiche der Geister, unter den Begründern ihres Fundaments im Herzen des Volkes: des Fundaments, auf welchem unser erhabener Herrscher mit seinem tapferen Heere und seinem gewaltigen Kanzler dann den stolzen Bau des deutschen Kaiserreiches aufzutürmen vermocht hat.

Hans Daniel Hassenpflug.

1893.

In dem ehemaligen Kurhessen, welches unter der preußischen Verwaltung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in Industrie, Handel und Verkehr, sowie in allen Zweigen des Unterrichtswesens einen mächtigen Aufschwung gewonnen und einen bis dahin unerhörten Wohlstand erlangt hat, welches neben einer einflußreichen Vertretung im Reichstag und in dem preußischen Abgeordnetenhause zur Förderung seiner Sonderinteressen einen reich dotierten Kommunallandtag und eine wohl organisierte Gemeindeordnung besitzt, in diesem Lande rührt sich neuerdings wieder ein schroffer Partikularismus. Eine sogenannte Rechtspartei fordert die Entlassung Kurhessens aus dem preußischen Staatsverband und die Herstellung der althessischen Souveränität. Da die preußische Regierung, wie jede andere, gelegentlich einzelne Mißgriffe begeht, so nährt sich die Rechtspartei an dem dadurch erzeugten Verdrusse des Volkes und ruft durch das Land: das hätte unser Kurfürst nie gethan.

Es scheint hienach angemessen, die Erinnerung an diese gepriesene kurhessische Selbständigkeit einmal etwas aufzufrischen und ein Bild aus dem Höhenpunkte des kurfürstlichen Regiments zu geben, von dessen Druck einst Preußen das mißhandelte Land befreit hat.

Der kurhessische Minister Hassenpflug kam im Jahre 1850 in die Lage, trotz der Kleinheit seines Staates bei dem Kampfe zwischen Österreich und Preußen über die Führerstellung in Deutschland die Entscheidung zu geben. Er hat sich dadurch ein bleibendes, freilich kein beneidenswertes Andenken in der deutschen Geschichte gesichert. Der allgemeine Verlauf jener nationalen Krisis ist weltkundig; jedoch wird, wie ich hoffe, die Schilderung einiger wenig bekannter Momente aus dem bunten Lebensgang des jedenfalls ungewöhnlichen Mannes ein gewisses Interesse nicht entbehren. Ich bin dabei in der Lage, durch neuerlich erlangtes Material zu den Angaben in meiner Geschichte der Begründung des deutschen Reiches einige erwünschte Ergänzungen vorlegen zu können.

Hassenpflug war ein hochbegabter Geist, von unermüdlicher Arbeitskraft und seltenem Scharfsinn, aber ein leidenschaftlicher, eigenwilliger Charakter, von entschiedenem Talente zur Herrschaft, und demnach auch unausgesetzt mit dem Drange zur Herrschaft erfüllt. Doch wäre es Unrecht, ihn zu den gewöhnlichen Strebern zu zählen; er war vielmehr eine enthusiastische, auf ideale Zwecke gerichtete Natur, welche dann durch ihre leidenschaftliche Hitze und grenzenlose Rechthaberei zu despotischem Fanatismus und blinder Verwendung guter und schlechter Mittel gesteigert wurde. Niemals hat er ein ruhig abwägendes Verhalten begriffen, niemals ein Maß in seinen Affekten gekannt; furchtlos, herrisch und ungestüm ging er seinen Weg. Als Student war er 1816 in Göttingen ein begeistertes Mitglied einer burschenschaftlichen Verbindung, ein Schwärmer für freies und frommes Deutschtum, und als seine Genossen einmal einen Haufen reaktionärer Schriften öffentlich verbrannten, riß er ein Exemplar der Schmalzschen Broschüre aus den Flammen heraus, um es noch besonders an den Schandpfahl zu nageln. Später als Assessor bei dem Justizsenat der Regierung und dann bei dem Appellationsgericht in Kassel unter Kurfürst Wilhelm II. angestellt, war er entrüstet über die liederlichen Ausschweifungen, womit dieser sein Verhältnis zu seiner Gemahlin, einer Schwester König Friedrich Wilhelms III., und

seinem Sohne dem Kurprinzen zerrüttete, und dann Beide mit Mißhandlungen aller Art verfolgte: Hassenpflug that ohne Scheu vor dem Zorne des Fürsten, was er vermochte, um Beider Lage durch aufklärende Nachrichten und gute Ratschläge zu erleichtern. Niemand hätte damals die künftige Laufbahn des freisinnigen Burschenschafters geahnt. Allmählich aber setzte seine Gesinnung um; es erging ihm, wie so vielen Genossen der älteren, von religiöser Wärme erfüllten, Burschenschaft: je mehr sich die demokratische Zeitströmung mit rationalistischen und antikirchlichen Tendenzen durchsetzte, desto anstößiger und verderblicher erschien ihm ein solches gotteslästerliches Treiben. Er blieb radikal, wie es in seinem Wesen lag, aber aus dem radikalen Freiheitsschwärmer wurde jetzt ein ebenso radikaler Vorkämpfer für Regierungsgewalt und Kirchenmacht, für die Bollwerke gegen die alles Heilige zerstörende Revolution. Nun kam das Jahr 1830 mit seinen Stürmen; auch in Kurhessen wurde dem Kurfürsten 1831 eine Verfassung aufgenötigt, welche seine Willkürherrschaft mit fest bemessenen Schranken umgab. Hassenpflug sah darin nur eine Überschwemmung des Landes mit revolutionärem Schmutze, und war entschlossen, an seinem Teil die demokratische Flut nach Kräften wieder in das monarchisch-kirchliche Flußbett zurückzudämmen. Nur zu bald fand er Gelegenheit für dieses Streben.

Kurfürst Wilhelm, dem weniger an seiner Krone als an seiner vom Volke insultierten Maitresse gelegen war, verließ mit dieser das Land und übertrug seinem Sohne als Mitregenten die Regierung. Diesem war die neue Verfassung ein Greuel, und als er bei dem vor Jahren ihm vertraut gewordenen Berater die gleiche Gesinnung vorfand, erhob er ihn, der erst vor kurzem Gerichtsrat geworden, zum leitenden Minister. So begann Hassenpflugs fünfjährige, erste Verwaltung, die ihm bei seinem Volke den Titel „Der Hessen Haß und Fluch“ einbrachte, und die man als ein unausgesetztes und allseitiges Streben bezeichnen muß, jede Selbständigkeit des Landtags und der Gemeinden, der Beamten und der Bürger mit allen Mitteln des Rechtes und der Rechtsverdrehung, der Korruption und der

brutalen Gewalt, zu biegen oder zu brechen. Er errang bedeutende Erfolge, gewann für sich aber wenig Freude dabei. Denn ganz von demselben Hasse jedes selbständigen Willens wie Hassenpflug, war auch sein Souverän der Kurprinz durchdrungen; die Beamten sollten dem Minister, der Minister aber dem Herrn Ordre parieren, und dieser Herr war zwar ohne Einsicht in die sachlichen Zwecke und Bedürfnisse der Verwaltung, verstattete aber nicht die geringste Anordnung ohne seine Allerhöchste Erwägung und Entscheidung, die sich dann oft wochenlang hinzog und endlich nach persönlicher Laune oder Antipathie gefällt wurde. Für einen Mann wie Hassenpflug, der seinem Willen jeden andern zu unterwerfen strebte, aber die geringsten eigenen Ansichten auch dem Souverän nicht unterwarf, wurde ein solches Verhältnis eine Qual; keine Woche verging ohne hitzigen Streit, und der Kurprinz ergrimmte, daß er einen so widerhaarigen Diener leider noch nicht entbehren könnte, und that ihm im Stillen jeden Schabernack an, so viel er vermochte. Im Jahre 1837 kam es endlich zum offenen Bruch, nachdem der Kurprinz vor einer Anzahl von Stallmeistern, Stallknechten und Lakaien sich in ausführlichen Schimpfreden über Hassenpflugs Dummheit und Flegelei ergangen hatte. Hassenpflug nahm seine Entlassung und verließ das Land. Vermögenslos, wie er war, bat er den preußischen König um eine Anstellung und entwickelte ihm in einer ausführlichen Denkschrift, daß ihn nicht ein Nachlassen monarchischer Gesinnung, sondern lediglich das hinterhaltige und brutale Verfahren des Kurprinzen zur Dimission veranlaßt habe. Der König hatte in der Sache keine Einwendung, fand es aber unstatthaft, daß ein Beamter seinen Landesherrn auswärts in solcher Weise prostituiere, und schlug die Anstellung ab. Hassenpflug fand dann Unterkunft im Dienste des Fürsten von Hohenlohe-Sigmaringen und bald nachher als Gouverneur von Luxemburg. Hier trat er in keine leichte Stelle ein. In der Bevölkerung machten sich französische Umtriebe geltend, bei den Behörden suchten die holländischen Minister Einfluß zu üben: gegen beides trat Hassenpflug, bei dem hier der alte Burschenschafter noch einmal auflebte, mit schroffem

deutschem Eifer auf, was ihm freilich wieder Verdrießlichkeiten ohne Ende verursachte. Da kam ihm dann als rechte Erlösung der preußische Thronwechsel von 1840. Friedrich Wilhelm IV. hatte den seiner Tante, der alten Kurfürstin, einst geleisteten Beistand ihm nie vergessen; anders als bei seinem Vater überwog bei ihm das Verdienst, einer Prinzessin hohenzollernschen Blutes geholfen zu haben, jedes dienstliche Bedenken. Noch im Jahre 1840 wurde Hassenpflug Obertribunalsrat in Berlin, 1844 Mitglied des preußischen Staatsrats. Hier fand er sich endlich wohl aufgehoben, von dem Könige persönlich hochgeschätzt und bald in enger Beziehung zu seinen Gesinnungsgenossen, den späteren Führern der Kreuzzeitungspartei, dem Justizminister Uhden, dem Obertribunals-Präsidenten Götze, den Brüdern Gerlach, den Professoren Stahl und Keller. Im Jahre 1846 wurde er Präsident des Oberappellationsgerichts von Neuvorpommern in Greifswald und kam damit in eine Stellung, wie sein Herz sie sich nicht ansprechender wünschen mochte. Die kleine Provinz war erst 1815 aus schwedischem in preußischen Besitz übergegangen, hatte aber ihre alte Gerichtsverfassung einstweilen unverändert beibehalten, und nach dieser galt der Präsident des höchsten Gerichts als der unmittelbare Vertreter des Monarchen, hatte starke Disziplinargewalt über die Gerichtsbeamten, war von glänzendem äußerem Pomp umgeben und wurde von allen Einwohnern mit unterwürfiger Ehrfurcht betrachtet. Zwar war in der preußischen Zeit dieser Nimbus etwas verblaßt, immer aber waren bei der Bevölkerung die schwedischen Erinnerungen noch lebendig, und Hassenpflug verstand es vortrefflich, durch sein gebieterisches Auftreten ganz im schwedischen Stile, die alte Autorität seines Amtes wieder zu erneuern und seiner Umgebung, wenn nicht Ehrfurcht, so doch Furcht vor seiner Ungnade einzuflößen. Daß er durch seine Härte manche Personen schwer bedrückte und vielfache Erbitterung gegen sich erweckte, war ihm gleichgültig. Oderint dum metuant. Sein ganzes Wesen war eben mit Herrschsucht durchtränkt, und hier konnte er herrschen, so gut wie ungehindert

durch einen Oberherrn. Er fühlte sich völlig wohl in seinem purpurgeschmückten Präsidentensessel.

Indessen vergingen die Jahre. Es kam die Märzrevolution, das Frankfurter Parlament, nach dessen Scheitern 1849 die preußische Union mit ihrer von Preußen vorgeschlagenen Bundesverfassung vom 26. Mai, die nach ihrer Annahme durch ein Bundesparlament in Wirksamkeit treten sollte. Der Union gegenüber standen mit kriegdrohendem Widerspruch Österreich und die deutschen Könige. Der Kurfürst von Hessen, der 1848 mit großem Schmerz ein liberales Ministerium hatte einsetzen, und dann die Rechte des Landtags mehrfach erweitern müssen, war wie fast alle Kleinstaaten der Union beigetreten, sah aber darin seine souveräne Selbständigkeit durch den preußischen Unionsvorstand erheblich beschränkt und hatte keinen heißeren Wunsch, als sowohl die Union als seine demokratisierte Landesverfassung los zu werden. Seine Minister aber bekannten sich zu der gerade entgegengesetzten Tendenz, und obgleich der ungnädige Herr in kurzen Fristen eine Kabinetskrisis nach der andern veranlaßte, mußte er stets das verhaßte Joch wieder auf sich nehmen, da niemand im Lande Mut oder Fähigkeit besaß, an die Stelle der von allem Volke hochverehrten Minister zu treten. In dieser Lage kehrten seine Gedanken zu dem Manne zurück, den er zwar nicht ausstehen mochte, der aber gescheidt und schlau war und vor keinem Teufel Furcht hatte. Im Herbst 1849 ließ er Hassenpflug über die Bildung eines konservativen Ministeriums sondieren. Hassenpflug zuckte die Achseln. Er hatte geringe Neigung, sein sicheres und behagliches Amt mit den Annehmlichkeiten einer kurfürstlichen Dienststellung zu vertauschen, und ließ auf die Anfrage eine kurze Ablehnung zurückgehen.

Aber ein Ereignis trat ein, welches diese Stimmung gründlich umwandelte. Er hatte den Kastellan des Gerichtshofs wegen angeblicher Veruntreuung eines kleines Geldbetrags aus dem Dienste gejagt und somit brotlos gemacht. Als dann 1849 in Neuvorpommern die allgemeine preußische Gerichtsverfassung eingeführt, und damit den dortigen Justizbeamten eine größere Selbständigkeit gegenüber dem Präsidenten eingeräumt wurde,

glaubte jener Kastellan ein Mittel zur Rache gefunden zu haben, und brachte bei dem Oberstaatsanwalt eine Denunziation ein, welche Hassenpflug desselben Verbrechens beschuldigte, um dessentwillen der Denunziant bestraft worden, der Rechnungsfälschung und der rechtlosen Aneignung öffentlicher Gelder. Es handelte sich um Reparaturen in Hassenpflugs Dienstwohnung. Als die Hauptsache ausgeführt war, hatte er sich von dem Baubeamten ein Attest über die Bauabnahme ausstellen lassen und darauf den Gesamtbetrag des angewiesenen Geldes erhoben. Nun waren aber davon elf Thaler für einen neuen Anstrich von drei Stuben bestimmt, der noch nicht gemacht war. Hassenpflug hatte dem Baubeamten gesagt, er werde die kleine Sache sofort besorgen, hatte sie dann aber verschleppt und das Geld zu anderer Dekoration seiner Stuben verwandt. Der Oberstaatsanwalt überwies die Anzeige dem Greifswalder Kreisgericht, und dieses beschloß, trotz der Geringfügigkeit des Geldbetrags, eine Weisung an den bei ihm fungierenden Staatsanwalt, gegen den Präsidenten des Oberappellationsgerichts die peinliche Klage auf Fälschung zu erheben. Hassenpflug war auf die erste Nachricht von diesem Schimpfe wie vernichtet, faßte sich aber rasch und beschritt alle Instanzen, um die Ausführung jenes Beschlusses zu verhindern. Als nun während dieser Verhandlungen ein bestimmterer Antrag des Kurfürsten an ihn gelangte, war er in der neuen gefährlichen Lage weit entfernt, ihn wieder kurzweg abzuweisen, hatte aber angesichts des drohenden Prozesses Geistesruhe genug, den Kurfürsten hinzuhalten, um bessere Bedingungen zu erzielen. Der ihm befreundete Oberstaatsanwalt, der trotz Hassenpflugs Einreden an der Erhebung der Klage nicht zweifelte, fragte ihn einmal, ob dann der Kurfürst noch geneigt sein würde, sich einen Minister frisch von der Anklagebank zu holen. Bah, rief Hassenpflug, wenn ich nur will. — So war es, er kannte den Herrn, der über solche gemeine Rücksichten hoch erhaben war. Es erschien denn auch ein Abgeordneter des Kurfürsten unter falschem Namen in Berlin, um dort mit Hassenpflug in tiefstem Geheimnis die Bedingungen zu verhandeln. Es war ein Major v. Haynau, Neffe des österreichischen Feld-

zeugmeisters, ein kirchlicher Zelot und politischer Absolutist wie Hassenpflug, fanatischer Gegner der preußischen Union und dem Wiener Hofe eifrig ergeben. Nach seinen Vorschlägen sollte Hassenpflug Ministerpräsident, sowie Minister des Innern und der Justiz, Haynau Kriegsminister, ein ebenfalls gut kaiserlich gesinnter Diplomat, Herr v. Baumbach, Minister des Auswärtigen werden. Die Aufgabe des neuen Kabinets würde dann sein, den Kurfürsten sowohl von den Fesseln der Unionsverfassung, als von den Schranken der hessischen Landesverfassung zu befreien.

In der That war es einleuchtend, daß hier Eines das Andere bedingte, Eines ohne das Andere unerreichbar war. Die Union hatte ein festes Rechtsverfahren für Verfassungsstreitigkeiten; es war also der Sturz der hessischen Verfassung erst nach Austritt aus der Union zu vollziehen. Für Beides aber bedurfte man bei der einmütigen Stimmung des hessischen Volkes einen starken auswärtigen Rückhalt, und Hassenpflug erwog also in Berlin die Sache mit dem österreichischen, sowie mit dem russischen Gesandten. Beide waren in der Lage, ihm die bündigsten Zusicherungen kräftiger Hilfe für seinen doppelten Kampf zu geben. Aber Hassenpflug fand noch weitere, noch interessantere Bundesgenossen in Preußen selbst. Seinen alten Freunden, den Männern der Kreuzzeitung, war die Union und deren liberale Verfassung vom 26. Mai längst zuwider, ja der König selbst wollte zwar die Union nicht auflösen, wohl aber jene Verfassung gründlich umgearbeitet wissen. Als ihm demnach sein vertrauter Adjutant General Gerlach die Absicht Hassenpflugs berichtete, in Kurhessen die fürstliche Autorität herzustellen und in der Union gegen die Verfassung vom 26. Mai Einspruch zu erheben, war der König des Lobes voll für eine so wohlgesinnte Politik. Um den Hergang voll zu charakterisieren, ist noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß weder die preußischen noch die hessischen Minister die geringste Notiz davon erhielten.

So nach allen Seiten beruhigt, erklärte Hassenpflug sich zu dem Unternehmen bereit, und stellte nur noch für sich die Forderung, daß der Kurfürst ihm auf Lebenszeit das volle

Ministergehalt garantieren, d. h. im Falle der Entlassung ihm aus der fürstlichen Privatschatulle die gesetzliche Pension bis zu jenem Betrage erhöhen würde. Er wußte, daß der Kurfürst, um einer solchen Zahlung zu entgehen, alles thun würde, ihn im Amte zu erhalten. Major Haynau willigte ein.

Es vergingen aber noch einige Wochen, während welcher in Kassel vergeblich nach einem Finanzminister für das rettende Ministerium gesucht wurde, und diese Verzögerung hatte für Hassenpflug widerwärtige Folgen. Denn unterdessen wurden seine Einreden gegen den Greifswalder Beschluß abgewiesen, und am 7. Februar 1850 von dem dortigen Staatsanwalt in der That gegen ihn die Anklage auf Fälschung erhoben. In regelmäßiger Weise konnte ihm jetzt vor Erledigung dieses Prozesses die Entlassung aus dem preußischen Dienste nicht erteilt werden. Mittlerweile war aber in Kassel ein Finanzminister aufgetrieben worden, und am 18. Februar erhielt Hassenpflug die Ernennung zum Ministerpräsidenten und die kurfürstliche Garantie für die lebenslängliche Fortzahlung seines Gehalts. Gleich am 20. reiste er nach Berlin und begehrte um die Mittagsstunde von dem Justizminister Simons seine Entlassung. Dieser, wie gesagt ohne eine Ahnung von den vorausgegangenen Umtrieben und im höchsten Grade überrascht, erklärte ihm, an den König berichten zu wollen. Auf der Stelle fuhr darauf Hassenpflug selbst hinaus nach Sanssouci, erlangte um 5 Uhr nachmittags Audienz und empfing hier aus der eigenen Hand des Monarchen die schleunigst ausgefertigte Urkunde seiner Entlassung. Der König scheint an die Möglichkeit österreichischer Beziehungen Hassenpflugs bei dem beispiellosen Verfahren gar nicht gedacht zu haben. Er war entrüstet über das Greifswalder Gericht und sah in dessen Vorschreiten gegen den trefflichen konservativen Staatsmann einen demokratischen Tendenzprozeß der schlimmsten Sorte. Sei dem, wie ihm wolle, Hassenpflug triumphierte; ohne Hindernis verließ er Berlin, traf am 21. in Kassel ein und trat am 22. zur höchsten Aufregung des ganzen Landes sein neues Amt an. Mein Erscheinen, schrieb er selbst, wirkt hier wie eine spanische Fliege auf offener Wunde.

Es mag nun gleich hier angeführt werden, daß während Hassenpflug große Politik als Bundesgenosse Österreichs und Rußlands trieb, der Greifswalder Fälschungsprozeß volle zwei Jahre lang über seinem Haupte schwebte. Er griff zu allen Mitteln, den Fortgang des Verfahrens zu hindern, weigerte persönlich und verbot allen kurhessischen Behörden die Annahme jeder Vorladung und Insinuation, und Deutschland mußte darauf erleben, daß in den preußischen Zeitungen eine Ediktal-Citation gegen den kurfürstlichen, der Fälschung angeklagten Ministerpräsidenten Hassenpflug erschien. Daß ein im Amte befindlicher Justizminister steckbrieflich verfolgt wurde und dabei gelassen zu amtieren fortfahren konnte, war auch bis dahin in der deutschen Geschichte noch nicht vorgekommen. Dem Kurfürsten, sowie seinen hohen Beschützern in Wien und Petersburg verschlug das gar nichts; der Kurfürst sagte nur: jetzt hab' ich ihn erst recht in der Hand, jetzt muß er thun, was ich will. Auch die Berliner Freunde bemühten sich nach Kräften, ein Eingreifen der Regierung in den Gang des Prozesses herbeizuführen; die Minister Manteuffel und Simons aber blieben hier um so unerschütterlicher, als außerdem noch der preußische Fiskus einen Zivilanspruch gegen Hassenpflug auf Rückzahlung zu viel erhobenen Gehalts von einigen hundert Thalern geltend machte und ebenfalls mit allen ersinnlichen Chikanen des rechtskundigen Schuldners zu kämpfen hatte. Im Juni 1850 wurde Hassenpflug durch das Greifswalder Kreisgericht zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt, vom Appellationsgericht zwar freigesprochen, aber wegen bisher übersehener Beweismomente ein neues Prozeßverfahren eingeleitet. Auch hier erfolgte Verurteilung durch das Kreisgericht, und jetzt auch durch den Appellhof, mit der Bemerkung, daß, wäre zur Zeit des Vergehens das neue Strafgesetz bereits in Kraft gewesen, nicht auf Gefängnis, sondern auf Zuchthaus hätte erkannt werden müssen. Endlich im Juli 1852 wurde von dem Obertribunal dieses Urteil wegen formaler Mängel kassiert, und zugleich erklärt, daß der Angeklagte sich allerdings eines unordentlichen und nachlässigen Geschäftsbetriebs, aber keines strafrechtlichen Vergehens schuldig gemacht habe.

Also unter fortdauernder strafrechtlicher Bedrohung hatte Hassenpflug sein konservatives Rettungswerk zu Gunsten der fürstlichen Willkür und des alten Bundesrechtes zu vollziehen. Es war das verdrießlich, zuweilen hinderlich, im ganzen aber focht es die Sicherheit seines Vorgehens nicht im mindesten an. Nachdem er Ende Februar 1850 begonnen, hatte er bereits Ende August Kurhessen aus der preußischen Union herausgezogen und in den von Österreich rechtswidrig wieder einberufenen Bundestag hineingebracht; er hatte gleichzeitig Schritt auf Schritt in Kurhessen selbst durch ein höchst einfaches Verfahren den Staatsstreich herbeigeführt, indem er wiederholt vom Landtag Kredite und Steuererhebung begehrte, ohne die verfassungsmäßig dafür erforderliche Bedingung, die Vorlage eines Budgets zu erfüllen, so daß endlich der Landtag die Geduld verlor und bei fortgesetzter Weigerung der Budgetvorlage die Vollmacht zur Weitererhebung der Steuern versagte, und damit Hassenpflug den Vorwand lieferte, wegen Aufruhr den Belagerungszustand über das ganze Land zu verhängen.

Der Kurfürst war mit dem Zwecke dieser Maßregeln überall einverstanden, hatte aber bei dem scharfen Vorgehen seines Ministers gelegentlich Bedenken, wogegen dann Hassenpflug feurige Anmahnungen und lockende Versprechungen des Wiener Kabinets zu Hilfe rief. Als aber auf die letzte Verordnung alle Steuerpflichtigen die Zahlung, alle Steuerbeamten die Erhebung der nicht vom Landtag bewilligten Steuern weigerten, als alle Verwaltungsbehörden und schließlich das höchste Gericht die Weigerung für rechtmäßig, die Verordnung für ungesetzlich erklärten, da wurde dem Fürsten, der nicht zu den heldenhaften Sprossen seines Geschlechts gehörte, das Herz beklommen, und in seiner nächsten Umgebung erhoben sich die Stimmen, daß Hassenpflugs tolldreistes Wesen sie alle zu Grunde richte. Hassenpflug lachte darüber; er hatte den Widerstand vorausgesehen, ja ihn hervorgerufen, um das Einzige, was zum Ziele führen konnte, das Einschreiten des Bundestages mit fremder Truppenmacht, zu veranlassen. Bei dem Schwanken des Kurfürsten entschloß er sich kurz. Spät Abends am 12. September erschien er im Schlosse

mit der lügenhaften Meldung, in den Kasernen tobe eine allgemeine Meuterei der Soldaten; das Schloß solle verbrannt, der Fürst verhaftet werden; das einzige Mittel sei noch schleuniges Verlassen der Stadt, um persönlich in Frankfurt beim Bundestag Hilfe zu suchen. Es erhob sich zuerst ein heftiger Streit zwischen beiden Männern; dann aber setzte Hassenpflug seinen Willen durch; auf der Stelle wurde gepackt und noch vor Tagesanbruch abgereist. Der Kurfürst, von Haynau und Baumbach, sowie von einem Vertrauten Hassenpflugs, dem Referenten in Kirchensachen, Konsistorialrat Vilmar begleitet, fuhr zunächst nach Hannover, um dort bewaffneten Beistand zu begehren; Hassenpflug selbst schlug eine etwas kürzere Route nach Frankfurt ein. Der Kurfürst, sehr oft von dem Volke erkannt und dann heftig geschmäht und bedroht, kam in äußerst gedrückter Stimmung in Hannover an, fand aber auch hier bei dem alten König schwachen Trost. Für jetzt weigerte Ernst August jede Truppensendung und rief in seinem deutsch-englischen Kauderwälsch: das Hassenpflug muß fort, das Hassenpflug muß fort. Da brach der Mut des Kurfürsten zusammen; er erklärte seinen Begleitern, er wolle nicht mit Hassenpflug nach Frankfurt, er wolle nach Berlin, zu seinem Vetter, dem König von Preußen.

In der damaligen Lage der Dinge wäre dies nun ein Vorgang von der höchsten Bedeutung gewesen: der Rücktritt Kurhessens von der österreichischen auf die preußische Seite hätte die beabsichtigte Sprengung der Union unmöglich gemacht.

So waren denn bei der Erklärung des Kurfürsten die österreichischen Parteigänger Haynau und Baumbach im höchsten Grade betreten, fanden aber keine Mittel zum Widerstande. Da trat Vilmar dazwischen, ein geistreicher und leidenschaftlicher Parteimann, von großer Gestalt, düsterem Blick und unbedingter Selbstsicherheit. Mit fortreißender Kraft beschwor er den Kurfürsten, der heiligen Sache der Monarchie, des Bundes, des Glaubens nicht untreu zu werden, erinnerte ihn mit energischer Kürze an die Vorteile des bisherigen Weges und bedrohte ihn bei unfürstlicher Feigheit mit Gottes Zorn und Verwerfung. Genug, er übermeisterte ihn, und der Kurfürst

bestieg den Zug, der ihn über Minden nach Düsseldorf führte, von wo dann die Reise nach Frankfurt zu Wagen fortgesetzt wurde.

Der weitere Verlauf ist bekannt. Die Bundesexekution fand statt; Preußens Widerstand beugte sich in Olmütz, die Union zerflog in alle Winde, der Bundestag behielt den Platz. Die kurhessische Verfassung von 1831 wurde außer Wirksamkeit gesetzt, und Hassenpflug arbeitete gemeinsam mit einem preußischen Kommissär, seinem alten Gönner Uhden, eine neue Verfassung aus, welcher den Landtag auf ein machtloses Minimum ständischer Rechte beschränkte. Dieses Meisterwerk wurde dann im Oktober 1851 dem Bundestag zur Genehmigung und Bundesgarantie vorgelegt. Hassenpflug schien die Höhe der Erfolge erreicht zu haben, denn kein Mensch zweifelte daran, daß der Bundestag, dessen Exekution den Boden für die hessische Reaktion geliefert hatte, der Schöpfung Hassenpflugs die definitive Sanktion erteilen würde.

Aber das Maß war voll, und die Folgen des Übermuts, der zugleich das eigene Landrecht mit Füßen getreten und der preußischen Großmacht die Olmützer Niederlage bereitet hatte, begannen jetzt auf den Kopf des Urhebers zurückzufallen.

Auf der einen Seite waren mehrere Mittel- und Kleinstaaten von der rechtlosen Willkürherrschaft in Kurhessen wenig erbaut, und auf ihr Betreiben stellte der mit der Sache befaßte Ausschuß des Bundestags den Antrag, die neue Verfassung solle in Kurhessen zwar mit voller Rechtskraft, für jetzt aber nur provisorisch gelten, bis dem Bundestag eine Erklärung der hessischen Stände darüber vorgelegt sei, und er dann zur endgiltigen Beschlußnahme schreite. Da dies den Wiener Intentionen schnurstracks zuwiderlief, kam alles auf Preußens Entschließung an. Damals aber war über den Zollverein ein heftiger Streit zwischen Österreich und Preußen entbrannt, und da Kurhessen ganz wie 1850 sich in die erste Reihe der österreichischen Vorkämpfer gedrängt hatte, so setzte jetzt Minister v. Manteuffel Preußens ganzes Gewicht für den Ausschußantrag und gegen Österreichs Wünsche ein. Am 27. März 1852 wurde darauf der

Ausschußantrag mit zehn Stimmen gegen sieben angenommen, und dadurch Hassenpflugs Hoffnung auf definitiven Abschluß der Verfassungsfrage und vollständige Befestigung seiner Stellung vereitelt. Vielmehr sah er sich durch den Bundesbeschluß genötigt, mit den beiden Kammern, in welche damals der Landtag zerfiel, über die neue Verfassung eine Verhandlung zu eröffnen, deren Ausgang nicht abzusehen war. Denn sehr bald zeigte sich, daß auch diese in extrem feudalem Sinne formierten Stände wesentliche Beschränkungen der absoluten Regierungsgewalt namentlich auf dem finanziellen Gebiete forderten; während der ganzen Session von 1853 wurde hin und her gestritten, ja die erste Kammer zeigte sich noch schärfer und zäher als die Bürger und Bauern der zweiten. Um die Verdrießlichkeit der Lage weiter zu steigern, wurde Hassenpflug persönlich durch einen Moment in einem kurfürstlichen Familiendrama in sehr empfindlicher Weise betroffen, indem ein Schwiegersohn des Kurfürsten aus Zorn über die Zurückweisung eines Anspruchs seiner Gemahlin den Minister auf der Straße prügelte. Im Verfassungsstreite half es nichts, daß Hassenpflug die Kammern auflöste, mit allen polizeilichen Mitteln auf die Wähler drückte, für die Gemeinderäte, aus denen auch die Mitglieder der zweiten Kammer hervorgingen, ein neues Wahlgesetz oktroyierte; auch der Landtag von 1854 beharrte auf den Anträgen seines Vorgängers, während der Kurfürst eine jede, auch die geringste Konzession hartnäckig verweigerte. So entschloß sich Hassenpflug Anfang 1855, anstatt einer gemeinschaftlichen Erklärung des Landtags und der Regierung dem Bundesrate gesondert die Begehren der ersten, die der zweiten Kammer und die der Regierung einzureichen und hienach den Bundestag um definitiven Beschluß im Sinne des Kurfürsten zu bitten.

Unterdessen aber war eine neue Wandlung in der großen Politik Europas eingetreten, die auf Hassenpflugs Wünsche ebenso ungünstig, jedoch von entgegengesetzter Seite her, einwirkte, wie jene Zollvereinshändel von 1852.

Der Krimkrieg hatte begonnen. Bekanntlich suchte Österreich den Deutschen Bund zur Teilnahme an seiner Allianz mit

den Westmächten zu bestimmen, Preußen aber strebte für sich und Deutschland auf Erhaltung der Neutralität. Nun war bei dem hessischen Kurfürsten der Haß gegen Napoleon in ererbter Energie lebendig, und Hassenpflug scheute die finanziellen Lasten einer kriegerischen Politik, welche den Einfluß des Landtags gesteigert hätten. So warf sich Kurhessen, seit 1849 der hitzigste Vasall und Lieblingsschützling Österreichs, jetzt mit Eifer in das preußische Fahrwasser und arbeitete am Bundestag nach Kräften für Frieden und Neutralität. In Wien bewirkte dies eine von Entrüstung und Verachtung gemischte Stimmung, und das Mittel, dem eigenwilligen Trabanten die gebührende Züchtigung angedeihen zu lassen, lag auf der Hand. Der österreichische Bundestagsgesandte, Graf Rechberg, sprach es dem Kurfürsten persönlich mit großer Unbefangenheit aus: „So lange Ew. Königliche Hoheit sich nicht der österreichischen Politik annähern, wird es immer neue Anstände in der kurhessischen Verfassungssache geben.“ Es dauerte nicht lange, so meldete der hessische Ausschuß die Absicht an, beim Bundestage den Antrag zu stellen, die kurhessische Vorlage mit den gesonderten Voten der beiden Kammern entspreche nicht dem früheren Bundesbeschlusse, nach welchem eine Erklärung des Landtags, also ein gemeinsamer Beschluß beider Kammern einzureichen wäre; die kurhessische Regierung habe also die Verhandlung mit dem Landtag von vorne zu beginnen. Es war vergebens, daß Hassenpflug wiederholt selbst nach Frankfurt reiste, um den Ausschuß auf andere Gesinnung zu bringen. Er fand Gehör an keiner Stelle. Es war das freilich kein Wunder, denn sowohl sein Kollege Baumbach, der Minister des Auswärtigen, als der kurhessische Bundestagsgesandte v. Trott, waren jetzt wie früher eifrige Anhänger Österreichs, und nach Wiener Winken gerne bereit, dem herrischen Vorgesetzten Hindernisse, wo sie konnten, zu bereiten. So kam Hassenpflug trüben Mutes nach Kassel zurück; alle weiteren Vorstellungen beim Ausschuß blieben erfolglos, und am 14. Juli 1855 mußte Baumbach seinen Kollegen und dem Kurfürsten erklären, der Antrag des Ausschusses sei einer großen Mehrheit im Bundestage sicher; es gebe nur Ein Mittel, sich leidlich aus der Klemme zu ziehen: man

müsse dem Ausschußantrag vor einem Bundesbeschluß, scheinbar aus eigener freier Erwägung, entsprechen, und also mit dem Landtag eine neue Verhandlung über die 21 Differenzpunkte eröffnen. Der Kurfürst wehrte sich acht Tage lang: „kommt doch nichts dabei heraus, kein Mensch glauben, daß Regierung aus freien Stücken neue Verhandlung beginnt". Am 22. Juni 1855 gab er endlich mit verdrießlichem Grolle gegen seine Minister nach; der Ausschuß schob somit seine weiteren Schritte beim Bunde bis zum Ausgang der Kasseler Verhandlung auf, und in Kurhessen wurden die Wahlen zum neuen Landtag ausgeschrieben.

Hassenpflug konnte sich nicht verbergen, daß seit 1850 auch für ihn die Zeiten sich verwandelt hatten. Damals wurde er vom Kurfürsten nicht gerade geliebt, aber für unentbehrlich gehalten, von Österreich als wichtigster Vorkämpfer geehrt und gepriesen, vom Bunde mit Waffengewalt jeder einheimischen Opposition entledigt. Jetzt war seine Stellung gerade durch Österreich sowohl in Frankfurt als in Kassel unterminiert; der Bundestag ermunterte die ständische Bewegung gegen den bis dahin allmächtigen Minister, und der Kurfürst fand, daß, wenn Hassenpflug nichts mehr auszurichten vermöge, es unnötig sei, sein gebieterisches und rechthaberisches Wesen noch länger zu ertragen. Diese Stimmung des hohen Herrn schärfte sich, als die Landtagswahlen wieder eine vollständig oppositionelle zweite Kammer lieferten, und in der ersten so zahlreiche Mitglieder den Sitzungen fern blieben, daß jeden Tag die hohe Versammlung durch den Ausfall einer einzigen Stimme beschlußunfähig werden mußte. So schwer es Hassenpflug werden mochte, er sagte sich, daß eine rasche Beendigung des Verfassungsstreites unerläßlich, und deshalb einige Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Landtags geboten sei; jetzt könne man noch mit geringen Opfern das Ziel erreichen, jede Zögerung aber werde den Preis des Friedens erhöhen. Er sprach diese Überzeugung dem Kurfürsten aus; damit aber war sein Schicksal besiegelt. Der Kurfürst verbot die geringste Konzession an die Stände, wollte im Gegenteil die ständischen Rechte noch weiter beschränken und

gab sich keine Mühe mehr, seine Mißachtung des Ministers zu verbergen. Keine Sitzung verging, wo nicht die Berührung irgend eines mißliebigen Gegenstandes einen Ausbruch des kurfürstlichen Jähzorns herbeiführte. Genug, das ministerielle Fahrzeug war leck an mehreren Stellen, und schon war die Klippe sichtbar, an der es schließlich scheitern sollte.

Wir haben vorher gesehen, wie entscheidend bei der Flucht des Kurfürsten, 13. September 1850, Konsistorialrat Vilmar zu Gunsten der Hassenpflugschen Politik gegenüber dem wankenden Mute des Kurfürsten eingegriffen hat. Vilmar blieb seitdem Hassenpflugs wichtigster Genosse und beherrschte die hessische Kirche nach denselben Grundsätzen und mit gleich harter Faust, wie sein Meister den hessischen Staat. Ja, man muß hinzusetzen, mit ungleich größerem Erfolg. Denn während neun Zehntel der Staatsbeamten wegen Verletzung ihrer Interessen und Vernichtung ihrer Selbständigkeit dem Minister zürnten, sammelte Vilmar neun Zehntel der hessischen Geistlichkeit um seine Fahne mit der vielbelobten Parole der Freiheit der Kirche, d. h. der Freiheit der rechtgläubigen Hierarchie, im allgemeinen die Laien zu beherrschen, und im besonderen die Ketzer und die Ungläubigen auszutreiben. Vilmar war eine von Hause aus poetisch angelegte Natur, ein Mensch von mannigfaltigem Talent und warmer, stets erregbarer Phantasie, eine seltsame Mischung von Ästhetiker, Mystiker und Hierarchen. Neben den theologischen Studien hat er sich als Germanist und Litterarhistoriker hervorgethan, und seine Geschichte der deutschen Poesie ist heute noch ein lesenswertes Buch, nach der meist zutreffenden Richtigkeit des ästhetischen Urteils, worin er sowohl Gervinus als Scherer vielfach übertrifft. Aber die Hitze der religiösen Leidenschaft, die sich bei ihm wie bei Hassenpflug allmählich zu fanatischer Glut steigerte, verzerrte und verdüsterte bei ihm Einsicht und Phantasie. Er konnte Thränen des Mitleids weinen, während er ein Protokoll vorlas, worin die Folterqualen und Schmerzensschreie der Opfer eines Marburger Hexenprozesses ausführlich gebucht waren, erklärte dann aber, trotz alledem seien damals die Richter im Rechte

gewesen; denn nicht um Einbildungen, sondern um Realitäten habe es sich gehandelt, um einen Verkehr jener Weiber mit den germanischen Heidengöttern, die seit den Tagen des Hl. Bonifaz als Teufel verkleidet im Geheimen den Krieg gegen das Christentum fortführten. Er war überzeugt davon, mit einem dieser Dämonen leiblich gerungen zu haben, und erklärte dann einer ihn anstaunenden Pastorenkonferenz, nur der verdiene den Namen eines Christen, der einmal mit Satan gekämpft, nicht figürlich, sondern, wie er, körperlich, Faust gegen Faust, Stirn gegen Stirn, Zahn gegen Zahn. Es war bei solchen Meinungen kein Wunder, daß er zur Ausreutung des Bösen die Heiligen des Herrn mit allen Waffen ausrüsten wollte. Die große Kirche der Zukunft, sagte er, wird alle Vorzüge der jetzt mit einander hadernden Kirchen vereinigen, die Buchstabengläubigkeit der Lutheraner, die Kirchenzucht der Calvinisten, die hierarchische Macht des katholischen Priestertums. Der großen Mehrzahl der hessischen Pfarrer leuchtete es ein, als ihnen durch die Vertretung des Kirchenregiments selbst so glänzende Herrscherrechte über ihre Gemeinden beigelegt wurden. Sie waren für Vilmar begeistert, und als im Mai 1855 der alte General-Superintendent der kurhessischen Kirche mit Tode abging, und nach der Kirchenordnung von 1566 die Pfarrer zur Wahl des Nachfolgers berufen wurden, fielen von 124 Stimmen 110 auf Vilmar. Da aber geschah, daß, als Hassenpflug mit großer Befriedigung die Wahl des Freundes dem Kurfürsten zur landesherrlichen Bestätigung vorlegte, dieser seine Unterschrift mit vollem Nachdruck weigerte. Er hatte früher Vilmars Auftreten gegen die gottlosen Demokraten sehr gerne gesehen, dann aber wurde ihm die strengere Kirchenzucht unbequem, da sie durch die Behandlung angeblich ungläubiger oder unsittlicher Personen vielfach ärgerlichen Zank und in Kassel einmal bei einem Leichenbegängnis einen großen Straßentumult veranlaßte. Ueberhaupt, meinte der Kurfürst, nicht der Klerisei, sondern ihm als höchstem Landesbischof stehe das herrschende Wort in der Landeskirche zu, und seit jener Scene am 13. September 1850 war ihm Vilmars schroffes und priesterlich hochmütiges Wesen für immer zuwider

geworden. Als Hassenpflug darauf erklärte, nach der Kirchenordnung von 1566 sei der Kurfürst gar nicht berechtigt, die Bestätigung zu verweigern, und mit einer Ministerkrisis drohte, sagte der Kurfürst, er müsse seine Entscheidung aufschieben; er habe kranke Nerven und könne aufregende Erörterungen nicht vertragen, und reiste damit ab ins Bad. Als er nach zwei Monaten zurückkam, lag Hassenpflug Wochen lang krank; so schleppte sich die Frage Vilmar unentschieden in den Herbst hinein fort, während nur Konsistorialrat Hoffmann provisorisch die Geschäfte besorgte. Am 19. September wurde aber der Landtag eröffnet, und Hoffmann erschien dabei in der ersten Kammer als Vertreter der Superintendentur. Allein zwei Tage nachher beschloß die Kammer einstimmig, daß ein provisorischer Vertreter zum Eintritte nicht legitimiert sei, und nun wollte es das Unglück, daß nach dem Wegfall dieser einen Stimme die Kammer nicht mehr beschlußfähig war. Wenn also nicht das ganze Verfassungswerk stocken sollte, so mußte es über Vilmars Bestätigung zur Entscheidung kommen. Am 4. Oktober gab es eine stürmische Sitzung; alle Minister, mit Ausnahme Baumbachs, begehrten Vilmars Ernennung. Der Kurfürst erklärte ihn für einen übermütigen Zeloten, Hassenpflug leugnete das, sie stritten Stunden lang. Am 6. neue Sitzung, neuer Streit. Hassenpflug wiederholte seinen Satz, nach der Kirchenordnung von 1566 fehle es im vorliegenden Falle an jedem gesetzlichen Grunde für die Nichtbestätigung der Wahl, und als der Kurfürst auf seinem Sinn beharrte, forderte das ganze Ministerium seine Entlassung. Der Kurfürst behielt sich nochmals die Entschließung vor, und erst am 15. Oktober kam es zu der entscheidenden Sitzung. Hassenpflug führte seinen Beweis aus der Kirchenordnung des Breiteren aus; der Kurfürst hörte schmunzelnd zu; dann sagte er: „sehr scharfsinnig, sehr gelehrt, glaube aber, Professor Richter ist doch noch gelehrter“ — und zog eine Abhandlung Emil Richters (damals Professor in Berlin, früher in Marburg) aus der Tasche, welche Hassenpflugs Ansicht widerlegte. Das Entlassungsgesuch des Ministeriums wurde am folgenden Tage genehmigt. Hassenpflug erhielt das früher stipulierte Wartegeld, schied aber doch

mit Kummer aus dem Amt, ehe er sein Verfassungswerk zum Abschluß gebracht hatte.

Das war der Ausgang eines Lebenslaufs, der, keinem andern vergleichbar, eine Kette unerhörter Ereignisse gewesen war. Hassenpflug und Vilmar unterlagen nicht einem siegenden Wiederemporkommen ihrer Gegner: man möchte sagen, die Nemesis war hier erfinderischer. Sie hatten Kraft und Ehre und guten Ruf daran gesetzt, um die Macht des Kurfürsten und Österreichs Stellung zu erhöhen: wenige Jahre nachher wurde Hassenpflugs Streben durch Österreich gelähmt, und dann Beide vom Kurfürsten aus ihren Ämtern geworfen. Und damit die Strafe vollständig wurde, erlebten sie noch den Sturz der durch Hassenpflug geschaffenen Landesverfassung von 1852 und die Herstellung des durch ihn gestürzten alten Rechts von 1831 durch König Wilhelm von Preußen. Drei Monate später starb Hassenpflug, 10. Oktober 1862.

Aus den Berliner Märztagen 1848.

1889.

Man weiß, wie viele Punkte in der Geschichte des überraschenden Umschwungs, welchen Berlin und Preußen am 18. und 19. März 1848 erlebte, nicht zu einer, den Widerspruch ausschließenden Aufklärung gelangt sind. Auf das Lebhafteste haben König Friedrich Wilhelm IV. und sein vertrauter Freund Bunsen über die Frage gestritten, ob der Straßenkampf am 18. das Ergebnis einer von weither angelegten Verschwörung oder der spontane Ausbruch der Freiheitsbegeisterung der Berliner Bürger gewesen. Wie mir scheint, sind beide Auffassungen gleich begründet, da nur das Zusammenwirken beider Momente die Möglichkeit des Sieges herbeiführen konnte: aber ein zwingender Beweis läßt sich nicht führen, weil die amtlichen Berichte, auf welche der König sich stützte, verloren sind und keiner der revolutionären Führer sich zu positiven Angaben veranlaßt gefunden hat. Ähnlich steht es, wie bei dem Ursprung, so auch bei dem Ende des Kampfes. Am 15. Februar 1849 sagte der König zu Bunsen: das große Mißverständnis am 19. März bleibe ein Geheimnis; ein Adjutant, dessen Namen niemand wisse, habe den mißverstandenen Befehl zum Abziehen der Truppen gegeben, statt, daß er, der König, befohlen habe, die Truppen sollten abziehen nach dem Schlosse hin. Diese Geschichte von einem anonymen Adjutanten schien Bunsen keine Aufklärung des Geheimnisses zu sein. Er bemerkte vielmehr: dieses Rätsel konnte oder wollte mir niemand lösen. So ist es geblieben

bis heute; noch in neuester Zeit haben lebhafte Kontroversen darüber stattgefunden.

In den folgenden Blättern will ich kein vollständiges Bild der Berliner Revolution geben, sondern nur einzelne jener streitigen Punkte einer näheren Beleuchtung unterziehen, auf Grund teils längst verschollener, teils bisher unbekannter Materialien. Unsere Archive geben nur spärliche Auskunft, die Protokolle einiger Ministerialsitzungen, einige wenige Polizeiberichte; von erheblicher Bedeutung sind die neuerlich von dem Geheimen Staatsarchiv erworbenen Papiere des damaligen Stadtrats Nobiling, darunter Auszüge aus einem ihm von dem Verfasser mitgeteilten Manuskripte des Generals v. Prittwitz, Kommandierenden der am 18. März kämpfenden Truppen. Nach Nobilings Aussage hat der General diese Schrift im Jahre 1854 in der Decker'schen Buchdruckerei, 58 Druckbogen stark, drucken lassen, die ganze Auflage ist aber vor der Ausgabe eingestampft worden. Es ist mir nicht gelungen, ein etwa verschont gebliebenes Exemplar des Buches zu entdecken.

I. Das Patent vom 17./18. März 1848. — Nach dem Ausbruch der Pariser Februarrevolution beschloß König Friedrich Wilhelm IV. am 28. Februar den General v. Radowitz nach Wien zu senden, mit der Erklärung, daß für den bevorstehenden Krieg mit Frankreich ein festes Zusammengehen beider Mächte und des deutschen Bundes unerläßlich sei; Preußen schlage eine gemeinsame Rüstung nach Maßgabe der Abreden von 1840 vor; nötig sei aber auch die Gewinnung der öffentlichen Meinung durch große Bundesreformen im Sinne einer Denkschrift Radowitzs vom November 1847[1]); wenn Österreich dies gemeinsam mit Preußen betreibe, garantiere ihm dieses Lombardo-Venetien. Vorschlag eines großen Minister- oder Fürstenkongresses zur Beratung dieser wichtigen Dinge.

[1]) Verbesserung der Bundeskriegsverfassung, Überweisung der Gesetze über Handel, Zoll, Maß, Münze und Gewicht an den Bundestag, der in Zukunft durch Majorität darüber Beschlüsse fassen solle. Für Preußen eine wunderbare Politik.

Von einer Absicht, auf dem Gebiete der inneren preußischen Politik Reformen zu veranlassen, scheint in diesem Augenblicke noch keine Rede gewesen zu sein. Indessen kam durch die reißenden Fortschritte der Revolution in Süddeutschland auch diese Frage in Berlin sehr bald in Fluß. Mit Schrecken schrieb Radowitz aus Wien an den König, daß jetzt auch der König von Bayern sich das Verlangen eines deutschen Parlaments angeeignet habe; dadurch werde die von Preußen beabsichtigte Bundesreform mit der Überschwemmung durch trübe revolutionäre Fluten bedroht. In Berlin war es der Minister des Innern, Ernst v. Bodelschwingh, der zuerst, soweit unsere Quellen reichen, die Notwendigkeit erklärte, in Preußen durch gesetzliche Maßregeln der Revolution zuvorzukommen. Er hatte sich bei dem Könige seit 1842 fort und fort zu der Auffassung bekannt, daß die absolute Monarchie nicht mehr haltbar und der Übergang zur Repräsentativverfassung unerläßlich sei; die königliche Erfindung des Vereinigten Landtags genügte ihm nicht, jedoch vertrat er in demselben mit großem Talent als königlicher Kommissär die ihm selbst sehr zweifelhaften Intentionen Seiner Majestät[1]). Jetzt, am 8. März, beantragte er in einem von dem Prinzen von Preußen präsidierten Ministerrat den Erlaß eines Preßgesetzes unter Aufhebung der Zensur; aber sowohl der Prinz als die übrigen Minister lehnten seinen Antrag ab, und nur einige Stimmen (Thile, Rother, Stolberg, Eichhorn) wollten sich zu einem königlichen Manifeste bequemen, wodurch ein freisinniges Preßgesetz in Aussicht gestellt würde. Man darf hieraus wohl schließen, daß auch auf den Erlaß des königlichen Patents vom 12. März, wodurch der Vereinigte Landtag auf den 27. April einberufen wurde, Bodelschwingh einen vorwiegenden Einfluß geübt hat. Der Minister v. Canitz schrieb über das Patent an Radowitz, man bedürfe für die notwendigen Rüstungen einer

---

[1]) Preuß. Jahrb. 63, 527 ff. Die hier veröffentlichten Mitteilungen mehrerer, den Ereignissen nahestehender Personen sind interessant und lehrreich. Doch ist zu bemerken, daß die Reihenfolge, in der sie in der Ausgabe erscheinen, offenbar das Werk des Herausgebers ist und sich mit dem chronologischen Zusammenhang der Ereignisse nicht überall deckt.



Geldbewilligung durch den Landtag; auch hoffe man, sich auf denselben sowohl gegen die Anarchisten im Innern, als gegen das herandrohende deutsche Parlament zu stützen. Weiteres gibt dann Bodelschwingh in einer Erklärung ab, die er zu seiner Rechtfertigung am 19. Januar 1849 durch die Zeitungen veröffentlicht hat. Er berichtet Folgendes[1]):

Als am 12. März der Vereinigte Landtag auf den 27. April berufen wurde, war bereits der Beschluß gefaßt, dem preußischen Staate eine Konstitution oder, um genauer zu reden, eine Verfassung zu geben, nach welcher die Gesetzgebungsgewalt und das Besteuerungsrecht zwischen dem Könige und den Ständen geteilt ist, die Vollziehungsgewalt (Regierung für die Handhabung der Gesetze) aber dem Könige verbleibt, um sie durch ein der Krone und den Ständen verantwortliches Ministerium auszuüben. Innerhalb dieser Grenzen lag natürlich noch ein weites Feld. Die Änderung der Verfassung mußte nach der bestehenden Gesetzgebung mit dem Vereinigten Landtage beraten werden; um mit diesem schnell und sicher eine Einigung zustande zu bringen, wurden die einflußreichsten Mitglieder desselben, so weit sie nicht in Berlin anwesend waren, schleunigst dorthin berufen, mit ihnen sollte der neue Verfassungsentwurf beraten werden; die Frist bis zum 27. April erschien nicht zu geräumig für ein so wichtiges Werk. Es lag aber damals noch ein zweiter Grund für die Extension dieses Termins vor.

Die Umstände unterstützten die Mission des Generals v. Radowitz; langsam zwar, aber doch immer viel schneller, als dies unter andern Verhältnissen in Wien möglich gewesen wäre, erlangte er die Zustimmung Österreichs in allen wesentlichen Punkten. Zu dem Ende wurden alle deutschen Fürsten und Städte zu einer nahen Zusammenkunft von Österreich und Preußen gleichzeitig und gemeinschaftlich eingeladen, indem man auf diese Weise das Ziel schneller und sicherer zu erreichen glaubte, als auf dem schleppenden Wege des Bundestages. Nun war es

[1]) Ganz damit übereinstimmend redet er in dem Briefe an Geh. Rat Falkenstein vom 30. März und 11. April 1848, Kölnische Zeitung vom 1. und 3. April 1889.

aber klar, daß die Resultate dieser Konferenz auch auf die Verfassung Preußens einen wichtigen Einfluß haben konnten, weshalb es, wenn auch nicht absolut nötig, doch rätlich erschien, den Termin so zu stellen, daß dem Vereinigten Landtage die Resultate des Fürstenkongresses vorgelegt werden könnten.

So sehr aber Bodelschwingh überzeugt war, daß entscheidende Schritte in den neuen Zeitverhältnissen notwendig waren, so fest stand auch seine Ansicht, daß er selbst nach seiner bisherigen Thätigkeit nicht das öffentliche Vertrauen besäße, welches zur Zeit die unerläßliche Bedingung des Gelingens sei. Er bat deshalb gleich am 12. März den König mündlich um seine Entlassung. Der König aber wollte davon nicht hören, auch als der Minister am 15. seine Vorstellung wiederholte. Auch der Minister v. Thile sprach denselben Wunsch ebenso erfolglos aus[1]).

Da kam am 16. März die Nachricht von der Wiener Revolution und dem Sturze Metternichs. Die ganze Lage war damit verwandelt. Auf den beantragten Fürsten- und Ministerkongreß, auf irgend ein Zusammenwirken mit Österreich, war nicht mehr zu warten. Es galt, so rasch und so entschlossen wie möglich, das für Preußen Notwendige zu thun. Das Erste und Dringendste war die Bildung eines neuen Ministeriums, und Bodelschwingh reichte demnach früh am 17. amtlich und schriftlich sein Entlassungsgesuch ein[2]). „Nach meiner innigsten vor Gott geprüften Überzeugung“, schrieb er, „kann ich die Reformen nicht vornehmen, oder vielmehr deren Ausführung leiten. Eure Königliche Majestät bedürfen dazu eines anderen Mannes, welcher die öffentliche Meinung auf diesem Punkte noch nicht gegen sich hat . . . . . . Dieser neue Minister kann dann auch die Stände unverzüglich einberufen; für uns fehlt es an einem Vorwande, dazu offiziös zu raten; die Berufung würde unter uns als

[1]) Vgl. die Entlassungsgesuche der Minister vom 17. und 18. März m Geh. Staatsarchiv.

[2]) Die Preuß. Jahrbücher teilen ein Bruchstück des Gesuches aus dem Bodelschwinghschen Familienarchiv mit, jedoch unter dem Datum des 15. März. Es kann, wie es scheint, dann nur das Konzept des am 17. überreichten Gesuches sein.

Schwäche erscheinen. Gehen Eure Königliche Majestät auf diesen Vorschlag ein, so bin ich auch bereit, Personalvorschläge zu machen; zugleich werde ich dann aber auch meinen Kollegen vorschlagen, nicht, wie es in den konstitutionellen Staaten heißt, ihre Entlassung einzureichen, sondern Eurer Königlichen Majestät freieste Entschließung dadurch zu erleichtern, daß sie sich unbedingt zu Allerhöchstdero Disposition stellen."

Bekanntlich ging es schon seit mehreren Tagen unruhig in Berlin her, Volksversammlungen, Straßenaufläufe, Mißhandlung der Polizisten, Einschreiten des Militärs mit der blanken Waffe waren einander in wachsendem Maße gefolgt. Am 17. März trat dagegen völlige Ruhe ein; Bodelschwingh aber erhielt, wie er sagt [1]), am Laufe des Tages die zuverlässigsten Nachrichten, daß die Führer der Umsturzpartei auf den Mittag des 18. einen entscheidenden Schlag vorbereiteten; auch General Prittwitz vernahm, daß der Polizeipräsident Minutoli auf morgen einen revolutionären Ausbruch erwarte. Hienach schien es unmöglich, die Proklamierung der großen Reform zu verschieben, bis ein neues Ministerium gebildet sei, und so vielleicht die letzte Möglichkeit zur Verhütung eines revolutionären Unwetters einzubüßen. Am Abend des 17. trat der Ministerrat unter dem Vorsitze des Prinzen von Preußen zur Feststellung der liberalen Konzessionen zusammen, und begann zunächst die Beratung eines Erlasses über die Preßfreiheit. Es entspann sich eine langwierige Debatte, da Thile und Eichhorn auf ihrem früheren Standpunkte beharrten und Bodelschwingh mit großem Nachdruck Stunden lang kämpfen mußte, bis er endlich um Mitternacht die Formulierung und Unterzeichnung des Erlasses durchsetzte. Damit schloß die Sitzung, ohne daß es zu weiteren Beschlüssen gekommen wäre [2]). Bodelschwingh schrieb dann noch im Laufe der Nacht eigenhändig das Konzept für das königliche Patent, durch welches am kommenden Vormittag dem Volke die königlichen Gewäh-

[1]) In dem Briefe an Falkenstein.

[2]) Aufzeichnung eines in der Sitzung als Referent anwesenden Ministerial-Assessors.

rungen, die Berufung des Landtags auf den 2. April, die Einführung des konstitutionellen Systems, die Berufung eines deutschen Parlaments, verkündet werden sollten. In früher Morgenstunde nahm der Ministerrat seine Erwägungen wieder auf. Gegen 8 Uhr gelangte an den König eine amtliche Meldung, daß in nächster Nähe die schlimmsten Ereignisse zu erwarten seien. Der Prinz von Preußen und sämtliche Minister unterzeichneten darauf Bodelschwinghs Konzept, und die Minister, mit einer einzigen Ausnahme, stellten zugleich ihre Portefeuilles dem Könige zur Verfügung. Friedrich Wilhelm hatte allerdings noch einige Bedenken, ließ sich aber zur Vollziehung des Patents bestimmen und beauftragte den früheren Finanzminister, Grafen v. Alvensleben, mit der Bildung des neuen Kabinets [1]). Als dieser jedoch beharrlich ablehnte, lud Bodelschwingh den Grafen Arnim-Boytzenburg zu sich ein, legte ihm das Patent vor, und da der Graf sich mit dem Inhalte überall einverstanden erklärte, teilte er ihm die Aufforderung des Königs mit, ein neues Ministerium zu bilden und selbst das Präsidium desselben zu übernehmen. Arnim erbat sich darauf eine Bedenkzeit von 24 Stunden, so daß das Patent noch mit den Unterschriften des bisherigen Ministeriums veröffentlicht werden mußte, ein Umstand, welcher die Wirkung seines Erscheinens auf die öffentliche Meinung erheblich abschwächte.

Ein Protokoll über die beiden Sitzungen vom 17. Abends und vom 18. früh ist nicht mehr vorhanden, so wenig wie das Original des Patents mit der königlichen Unterschrift. Das Konzept mit den Unterschriften des Prinzen und der Minister ist im Besitze der Familie Bodelschwingh.

Aus den angeführten Daten ergibt sich, daß die Regierung seit dem Februar durch die allgemeine Bewegung des europäischen Kontinents zu dem Eintritt auf eine deutsche Bundesreform, seit

[1]) So erzählt General Rauch nach Prittwitzs Aufzeichnungen den Hergang; dazu stimmt vollständig Bodelschwinghs Darstellung in der Kreuzzeitung vom 19. Januar 1849 und Arnims Auseinandersetzung ebendaselbst 31. Januar 1849. Abweichend in verschiedenen Einzelnheiten sind die Angaben Bodelschwinghs in seinem Briefe an Fallenstein.

dem 12. März zu dem Entschlusse der Gewährung einer konstitutionellen Verfassung für Preußen gekommen war. Der Wunsch, diese Konzessionen durch ein neues Ministerium vollziehen zu lassen, verzögerte die Ausführung bis zu dem unmittelbaren Herandrohen eines revolutionären Ausbruchs, welchen man dann durch die sofortige Proklamation des neuen Systems zu verhüten hoffte. So war die große Wendung in Preußens innerer Politik durch die Verhältnisse Europas, nicht aber durch den bewaffneten Zwang eines Straßenkampfes veranlaßt.

II. Abzug der Truppen aus Berlin 19. März. — Um Klarheit in die Auffassung der zahlreichen, sich vielfach widersprechenden Aussagen zu bringen, ist es nötig, drei Momente zu unterscheiden:

1. die königliche Ansprache an „Meine lieben Berliner“,
2. die Modifikation derselben am Vormittag des 19. März,
3. den Abmarsch der Truppen in die Kasernen.

1. Die Ansprache an die Berliner. — Der Straßenkampf, der trotz der Verheißungen des königlichen Patentes infolge planmäßig verbreiteter lügenhafter Gerüchte losgebrochen war, dauerte von 4 Uhr Nachmittags bis nach Mitternacht.

General v. Prittwitz hatte anfangs beschlossen, da er mit den ihm zu Gebote stehenden Streitkräften, ungefähr 12000 Mann, nicht die ganze weite Stadt besetzen konnte, zunächst einen Rayon um das Schloß von drei bis vier Kilometern im Durchschnitt einzunehmen und dann nach den Umständen weiter zu verfahren. Da der Widerstand nur an einzelnen Punkten hartnäckig und blutig war, würde trotz der allgemeinen Erbitterung der Bevölkerung diese erste Aufgabe sehr schnell gelöst worden sein, wenn der General freie Hand gehabt hätte. Dies aber war nicht der Fall. Der im Schlosse anwesende Graf Goltz (später Generaladjutant) schrieb nachher: der König war in der Nacht vom 18. auf den 19. nicht dazu zu bringen, einen Befehl zu geben; er lag mit dem Gesicht in den Händen, fuhr bei jedem Schusse auf: „nein, es kann nicht sein; mein Volk liebt mich.“ Ebenso

erfuhr der spätere Kriegsminister v. Roon, damals in Potsdam, gleich nachher von Augenzeugen, nur mit Mühe und Schritt auf Schritt habe sich der König die Erlaubnis zur Wegnahme eines nötigen Punktes entreißen lassen, stets mit dem Rufe: nun ja, aber nur nicht schießen; stets mußte ihm gesagt werden, daß ohne Schießen alles vergeblich sei[1]). Unter solchen Umständen ist das langsame Vorrücken der Truppen sehr begreiflich.

Gegen 9 Uhr Abends ließ sich Georg v. Vincke, welchen Bodelschwingh zu jenen Verfassungsberatungen nach Berlin berufen hatte[2]), bei dem Könige melden, wurde sofort vorgelassen und fand den Monarchen in Gesellschaft des Prinzen von Preußen, mehrerer anderer Prinzen, zahlreicher Generale und Offiziere. Ein Minister war nicht anwesend. Vincke stellte vor, daß wenn die Truppen den Angriff einstellten, die Bürger sogleich zu Ordnung und Gehorsam zurückkehren würden, und entwickelte die Gefahren eines fortgesetzten Kampfes bei der Ermüdung der Truppen und der wachsenden Entrüstung des Volkes. Als General v. Gerlach und Hauptmann Appelt darüber laut lachten, kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihnen und Vincke; der König trat beschwichtigend dazwischen, redete zu Vincke in gnädigen Worten, entließ ihn aber, ohne eine Meinung auszusprechen. Kurz vor Mitternacht ließ darauf der König den Kommandierenden der Truppen, General v. Prittwitz, in sein Kabinet rufen, um unter vier Augen dessen Bericht über die Lage der Dinge entgegen zu nehmen[3]). Über diesen Bericht gibt Nobiling aus Prittwitzs Buch folgenden Bericht.

---

[1]) Preuß. Jahrb. 63, 534.

[2]) Franz Raveaux (damals Mitglied einer Kölner Deputation an den König), Rückblicke und Erlebnisse, in Kolatscheks Deutscher Monatsschrift 1, 412 ff. Nach Vinckes Erzählung an die Deputation gleich nach der Rückkehr aus dem Schlosse, aufgezeichnet. Nobilings Mitteilungen stimmen damit überein.

[3]) (Oberst Schulz), Die Berliner Märztage vom militärischen Standpunkte aus geschildert (Berlin 1850) S. 81. Das Buch gibt sich in allen Sätzen als ein offiziöses, ist unter Benutzung der militärischen Berichte geschrieben und ohne Zweifel von Prittwitz inspiriert.

Der General meldete, daß seinem früheren Plane gemäß ein bestimmter Stadtteil eingenommen sei, und das Fehlende noch in der Nacht besetzt werden würde.

Der General sei der Ansicht, daß der Eindruck, den diese Maßregel notwendig auf die Bevölkerung hervorbringen müsse, abzuwarten sei.

Sollte der Eindruck nicht stark genug sein, um die Stadt zur Unterwerfung zu bringen, so unterläge es keinem Zweifel, daß die eingenommene Stellung mehrere Tage lang behauptet oder verteidigt werden könne, um so mehr, als bei einem Gefecht in der Stadt die Verteidigung viel leichter als der Angriff sei, auch bei dem Gegner weder Ordnung, noch Übereinstimmung herrsche.

„Dagegen halte sich der General nicht stark genug, sollte die Aufregung länger als einige Tage ausdauern, die ganze Stadt Straße um Straße zu nehmen und zwar aus dem Grunde, weil die Erfahrung bereits gelehrt habe, daß ein siegreiches Vorgehen mit Angriffskolonnen nicht ausreiche, sondern diesen stets zahlreiche Soutiens als Reserven gestellt werden müßten, um den Wiederaufbau der Barrikaden und die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im Rücken der vordringenden Truppen zu verhindern. Dazu reiche bei der Ausdehnung von Berlin die Zahl der vorhandenen Streitkräfte nicht aus. Für diesen kaum zu erwartenden Fall beabsichtige der General daher, die Truppen aus der Stadt zu ziehen, diese eng einzuschließen, und allenfalls an einigen Orten zu bewerfen."

Um sich deutlicher zu machen, nahm der General auf das Urteil französischer Generale Bezug, führte Maisons Urteil über Marschall Marmont im Jahre 1830 an. Er suchte zu entwickeln, weshalb der Rat richtig erscheine. Gelänge es nicht, während der beiden ersten Tage eines Aufstandes sich zum Herrn der Stadt zu machen, so sei es dann besser, die Garnison herauszuziehen und zu einer engen Blokade zu verwenden.

Er wies darauf hin, wie die Aufständischen, in ihrer Defensive durch die Örtlichkeiten und die genaue Lokalkenntnis so ungeheuer begünstigt, durch tagelange Gefechte sich an das

Feuer gewöhnen, in ganz kurzer Zeit dahin gelangen könnten, die Truppen nicht mehr zu fürchten, während diese die entgegenstehenden Hindernisse nicht ohne Schwierigkeiten und Anstrengungen zu nehmen vermöchten. Ginge diese Furcht oder dieses Ansehen einmal verloren, so würde die den Truppen allerdings noch verbleibende Ordnung und das übereinstimmende Wirken derselben doch einen schweren Stand gegen die unendliche, wenn auch ungeregelte Übermacht haben. Ferner wurde der voraussichtlichen Wirkung einer strengen Blokade gedacht.

Der General war sich sehr wohl bewußt, daß in dem angenommenen Falle die Vorräte des Zeughauses, der Schatz im Schlosse, die Bank, die Seehandlung &c. gefährdet werden könnten, er fühlte daher gar keine Eile, die Stadt zu verlassen, ging auch eben deshalb auf eine im Voraus bindende Zustimmung nicht ein und berührte nur beiläufig, daß, den allerschlimmsten Fall angenommen, die Nacht vom 19. bis 20. März der früheste Zeitpunkt zur Ausführung eines solchen Planes sein möchte.

Allerdings dachte der General nicht an eine andere Lage der Dinge als die, welche sich durch die Gefechte gebildet hatte, d. h. den entschiedenen Kriegszustand und die daraus folgende auch räumliche Absonderung der streitenden Parteien, und ebenso nicht an eine Rückkehr zu dem fünf Tage lang bestandenen Zwitterzustande.

Seine Majestät der König schien es vermeiden zu wollen, auf eine gründliche und umständliche Erörterung dieser Ansichten einzugehen. Der Wunsch des Königs, weitere Gefechte und das damit verbundene Blutvergießen vermieden zu sehen, blickte indes aus den Äußerungen des Königs hervor, wenngleich er nicht deutlich ausgesprochen wurde.

Schließlich beschloß und befahl der König nur im allgemeinen, daß der oft bezeichnete Teil der Stadt gehalten und verteidigt, darüber hinausgehende Eroberungen aber nicht gemacht werden sollten.

Hierauf wurde der General verabschiedet, dabei fielen demselben zwei Dinge auf, einmal die überaus gnädige und freundliche Weise, mit welcher ihm eine „gute Nacht“ und „Wohlzuschlafen!“

gewünscht wurde — zweitens die umständliche und bequeme Art, mit welcher Seine Majestät sich an den Schreibtisch setzten, die der Stiefel und Strümpfe entkleideten Füße einem mit Pelz wohlversehenen Fußsack übergebend, um anscheinend noch eine längere schriftliche Arbeit zu unternehmen.

Daß für diese Nacht aus dem „Wohlzuschlafen!“ nichts werden würde, das wußte der General mit Bestimmtheit; daß der König aber eine in ihren Wirkungen so verhängnisvolle Ansprache schreiben würde, davon hatte er keine Ahnung!

Aus derselben Quelle berichtet dann Nobiling, daß nach dem Abgange des Generals noch Fürst Wilhelm Radziwill beim Könige, den er arbeitend gefunden, mit der Anrede eingetreten sei: werden aber Eure Majestät auch nicht nachgeben? „Wie kannst Du von mir so etwas denken?“ sei die Antwort gewesen, worauf der Fürst den König umarmt habe.

In der That war die Ansprache des Königs „an meine lieben Berliner“, die er in diesem Augenblick niederschrieb, nicht gerade ein Akt der Nachgiebigkeit, sondern ein Friedensangebot unter bestimmten Bedingungen. Der Einwand hätte nahe gelegen, daß ein solcher Schritt von königlicher Seite ebenso sehr den Mut der Rebellen stärken, als die Bürger zu loyaler Gesinnung zurückrufen konnte. Aber dem Könige war das Bild weiteren Blutvergießens ebenso abscheulich, wie der Gedanke einer Unterwerfung unter die Revolution. Was er vorher dem General v. Prittwitz angedeutet hatte, sprach er jetzt den Berlinern aus. Wenn die Bürger zu Ruhe und Ordnung zurückkehrten und zum Erweise davon die Barrikaden niederlegten, sollten die Truppen sich weiterer Feindseligkeiten enthalten, die Plätze und Straßen räumen, und nur das Schloß, das Zeughaus und einige andere öffentliche Gebäude besetzt bleiben. Natürlich: wenn die Meuterei aufhörte, bedurfte es keiner Truppen mehr zu ihrer Bekämpfung.

Da Graf Arnim-Boytzenburg, wie oben bemerkt, auf die Berufung zum Ministerpräsidenten sich 24 Stunden Bedenkzeit ausgebeten hatte, so fungierte Bodelschwingh noch bis zur Ernennung des Nachfolgers. An ihn sandte demnach der König

in der Nacht die „Ansprache“ zur Verbreitung durch den Druck, mit einem Begleitschreiben, worin er ihm unbedingte Vollmacht gab, jede ihm zweckmäßig scheinende „Änderung an Seinem Machwerk“ vorzunehmen. Es gehörte zu der Regierungsweise Friedrich Wilhelms IV., in der Regel seine Minister zu strengem Gehorsam anzuhalten, zuweilen aber in kritischen Momenten ihnen die Verantwortung für seine Maßregeln zuzuschieben. Hier war nun Bodelschwingh in der Sache einverstanden [1]), obwohl er die Unterdrückung des Aufstandes lebhaft wünschte und am Vormittag des 18. März dem Könige selbst gesagt hatte, daß es nach diesen Konzessionen (im Falle weiterer Unruhen) nur noch Kartätschen gebe [2]). Aber die Ansprache würde ja auch entweder die gutwillige Unterwerfung bewirken, oder ihre einzige Folge wäre ein kurzer Waffenstillstand, von dem, wie wir sahen, auch Prittwitz keine schlimmen Folgen besorgte. Änderungen an der vom Könige in dessen eigenster Ausdrucksweise geschriebenen Proklamation waren unmöglich: sie wurde also in ihrer ursprünglichen Fassung gedruckt, und in früher Morgenstunde zunächst den städtischen Behörden zugesandt, und dann weiter verbreitet. Ein Exemplar gelangte auch in die Hände des Generals v. Prittwitz, welcher dadurch vollständig überrascht wurde [3]).

2. Modifikation der Ansprache. — General Oldwig v. Natzmer, der in diesen Tagen fortdauernd auf dem Schlosse war, schildert in seinen täglich gemachten Aufzeichnungen den dortigen Zustand am Morgen des 19. März in folgenden Worten [4]):

„Mit tiefem Schmerz mußte jeder gute Preuße und jeder treue Diener des Königs schon seit mehreren Tagen die Unent-

---

[1]) Wolff, Berliner Revolutionschronik 1, 202; nach einem Briefe Bodelschwinghs.

[2]) Prittwitz, nach Nobilings Excerpt.

[3]) Erklärung des Generals, vom 22. Oktober 1848, als Manuskript gedruckt. Daß Bodelschwingh in der Morgenfrühe mit der Proklamation zum General gekommen und den Rückzug der Truppen gefordert habe, wie Roerdanz (Köln. Ztg.) angibt, ist unmöglich Das Gespräch hat erst im Laufe des Vormittags im kgl. Schlosse stattgefunden.

[4]) E. G. v. Natzmer, Unter den Hohenzollern 3, 195 ff.

schiedenheit und Planlosigkeit in der obersten Leitung der so dringlichen Tagesereignisse erblicken.

„An dem Morgen des 19. März drängte sich eine Deputation um die andere in die Gemächer des Königs, um Zurückziehung der Truppen zu bitten. Zum Teil bestanden diese Deputationen aus Mitgliedern des Magistrats oder anderen Behörden, teils aus geistlichen und anderen zu diesem Zweck sich vereinten Männern aller Stände und Parteien. Das Vorzimmer des Königs (die Halle) war leider seit einigen Tagen der Sammelplatz von Neugierigen und unberufenen Ratgebern aller Klassen, denen selbst der König oft unbegreiflicher Weise sein Ohr lieh. Dies Alles glich schon damals einer vollständigen Auflösung und lies, mir wenigstens, keinen Zweifel, wohin diese anarchischen Zustände im Innern des Schlosses notwendig führen würden. Ich habe mich in diesem Sinne zu mehreren Personen der königlichen Umgebung ausgesprochen und namentlich den General v. Neumann dringend gebeten, vermöge seiner Stellung diesem Zustande in den Zimmern des Königs entgegen zu arbeiten und den unberufenen Offizieren und anderen Personen den Eintritt zu verwehren. Aber es geschah leider von keiner Seite etwas, um diesem sehr großen Übelstande abzuhelfen. Jede unbewachte Äußerung des Königs oder der Königlichen Prinzen wurde von vielen indiskreten Zuhörern sogleich in das Publikum getragen und zu individuellen Zwecken mit Zusätzen versehen. Welche Wirkung das erzeugen mußte, kann man sich leicht denken. Mit einem Wort: die königliche Halle glich einer Börsenhalle und zu mehreren Tageszeiten auch einer Restauration.

„Nachdem an diesem Morgen des 19. März schon viele Deputationen das Herz des Königs durch Schilderungen über den unglücklichen Zustand der treuen Residenzstadt erschüttert hatten, bat der Magistrat nochmals dringend um Zurückziehung der Truppen."

Während nun die königliche Ansprache die Zurücknahme verheißen hatte, nachdem die Bürger die Barrikaden niedergelegt hätten, erklärten die Bürger bei der herrschenden Aufregung die Erfüllung dieser Bedingung für unmöglich, so lange die Gegner

sich Aug im Auge gegenüber ständen. Sie baten also, das Verhältnis umzukehren, und gelobten sofortige Beseitigung der Barrikaden, sobald die Truppen abgezogen seien.

Der König wies das zurück, doch schien bei jeder Wiederholung die Strenge seiner Ablehnung sich zu vermindern. Gegen 9 Uhr kam die Nachricht, daß auf dem Alexanderplatze noch Schüsse gewechselt würden; mehrere städtische Beamte, Mówes, Fournier u. s. w. drangen in den König um Entfernung der dortigen Truppen, und der König ließ sich diese Zusage entreißen, setzte aber doch noch einmal die Bedingung hinzu: wenn die Herren zugleich die Niederlegung der Barrikaden an der Neuen Friedrichstraße bewirkten. Die Beamten eilten zu diesem Zwecke hinweg. Vor weiterer Entschließung sollte der Erfolg ihrer Bemühungen abgewartet werden [1]).

Vielleicht eine halbe Stunde später erschien in dem königlichen Vorzimmer, der Halle, der Bürgermeister Naunyn, der Stadtrat Duncker und zehn andere Herren mit dem erweiterten Gesuch um Zurückziehen der Truppen, namentlich gegenüber den Barrikaden, sowie um die Erlaubnis, an deren Stelle bewaffnete Bürger treten zu lassen, die ihre Gewehre aus dem Zeughause erhalten möchten; dann würden die Barrikaden sofort geräumt, und durch die getreue Bürgerschaft überall Ordnung und Ruhe hergestellt werden. Der König behielt sich die Entscheidung darüber noch vor, und trat mit den Generalen v. Natzmer, v. Krauseneck und v. Neumann in ein Nebenzimmer, wo er ihr Gutachten über das Gesuch erforderte. Natzmer erklärte die Bürgerbewaffnung für eine mißliche Sache; sollte Se. Majestät jedoch den Abzug der Truppen zur Verhütung weiteren Blutvergießens befehlen, so müßten nur völlig zuverlässige Männer in die Bürgerwehr eintreten, das Militär überall seinen Posten bis zur Ablösung durch bewaffnete Bürger behaupten, und dann den Rückmarsch staffelweise vollziehen, und alle strategisch wichtigen Punkte, z. B. die Brücken, besetzt halten. Die beiden anderen Generale stimmten

[1]) (Schulz), Die Berliner Märztage S. 100, nach einer „glaubhaften“ Mitteilung.



zu, und auch der König, sagt Natzmer, schien Willens zu sein, in diesem Sinne die nötigen Befehle zu erteilen.

Unmittelbar darauf ging der König in die Zimmer J. Maj. der Königin, wo die königliche Familie versammelt war, um einen kurzen Gottesdienst des Hofpredigers Strauß anzuhören. Nach dem Schluß des Gottesdienstes nahm er den Geistlichen auf die Seite und befragte ihn, was zu thun sei. Strauß sagte, er könne nicht als Staatsmann, sondern nur als Seelsorger antworten, Gott wird denjenigen erhöhen, der sich vor ihm demütigt [1]). Daß dieses Gutachten auf den König Eindruck machte, wenn auch nicht unmittelbar die Entscheidung bewirkte, wird uns der weitere Verlauf zeigen.

Während des Gottesdienstes, setzt Natzmer den obigen Worten hinzu, waren auch die Minister Graf Arnim und v. Bodelschwingh auf das Schloß gekommen, und hatten mit der auf die Allerhöchste Resolution wartenden Deputation lange gesprochen [2]).

An dieser Stelle ist nun der Bericht eines anderen Augenzeugen, eines höheren, leider nicht genannten Offiziers einzuschalten, der in seinem Tagebuche schreibt [3]):

„Am 18. März nachts verließ ich das Schloß, nachdem ich alles zur Fahrt des Königs und der Königin nach Potsdam hergerichtet [4]).

„Vom 19. vormittags. Ich trat in den Vorsaal der Königin in dem Momente ein, als der König mit den Ministern v. Bodelschwingh und Grafen Arnim in Gegenwart des Prinzen von Preußen, anderer Prinzen, des Generals v. Neumann, über die

---

[1]) Aussage eines nicht genannten Freiherrn, Preuß. Jahrb. S. 539; nach eigener Erzählung des Hofpredigers. Ich habe bestimmte Gründe, die Mitteilung für völlig wahr zu halten.

[2]) Natzmer a. a. O.

[3]) Kreuzzeitung vom 16. März 1889. Sollte der Schreiber General Rauch sein?

[4]) Wahrscheinlich eigenmächtig. Nach den sonstigen Zeugnissen war der Gedanke unter den Offizieren stark vertreten. Der König ging erst am 19. abends darauf ein, ließ sich aber von den Ministern davon abbringen, da diese nach der Entfernung des Königs die Proklamierung der Republik und die Einsetzung einer provisorischen Regierung befürchteten.

Abfassung einer Bekanntmachung beriet, welche den Abzug der Truppen aus ihren gegenwärtigen Stellungen dem Volke verkündigen sollte, wobei es sich herausstellte, daß über die Ausführung der bereits stattgefundenen königlichen Zusage[1]) eine ernste verschiedenartige Ansicht zwischen v. Bodelschwingh und dem Grafen Arnim stattfand, welcher letztere das unverzügliche Abziehen der Truppen nach der am Morgen vom Könige ausgesprochenen Zusage als das entscheidende und einzige Mittel vertrat, um Frieden und Ruhe und das gestörte Vertrauen wieder herzustellen. Hiegegen sprachen mehrere Ratgeber, vor allem v. Bodelschwingh, indem an der Bedingung der Wegräumung der Barrikaden festgehalten werden sollte, Graf Arnim aber die Besetzung des Schlosses, Zeughauses und anderer Gebäude als maßgebend hielt. Se. Majestät gab später seinen Willen kund u. s. w.".

Bodelschwingh selbst, in seinem Briefe an Falkenstein, sagt nichts über seine Beurteilung der Petitionen; jedoch stimmt zu der obigen Angabe ein Brief seines Neffen, Herrn v. Diest-Daber, vom 20. März, worin dieser erklärt, daß seine Entrüstung über den Abzug der Truppen von dem Onkel geteilt werde.

Noch bestimmter wird, was den Grafen Arnim betrifft, die Richtigkeit der obigen Erzählung durch dessen eigene Aussagen bestätigt. Ich bemerke, sagt er in einem am 1. Oktober 1848 als Handschrift gedruckten Schreiben, daß ich nachträglich[2]) mein Einverständnis mit dieser Verheißung an die städtische Deputation äußerte, da durch die Proklamation (an meine lieben Berliner) die Zurückziehung der Truppen bis auf die Besetzung des Schlosses u. s. w. nach Wegräumung der Barrikaden schon zugesagt, diese Wegräumung und die Herstellung der Ruhe aber, selbst bei vorhandenem Willen, sich praktisch als unausführbar

[1]) Offenbar ist die Ansprache an die Berliner gemeint.

[2]) Der Graf geht in diesem Schreiben von der irrigen Voraussetzung aus, er sei erst auf das Schloß gekommen, nachdem der König die Bitte der Deputation bereits bewilligt hatte. Vielleicht hat er dabei die letzte Deputation (Naunyn) mit der früheren (Möwes) verwechselt. Jedenfalls hat er bei einer späteren Publikation den Irrtum nicht festgehalten.

ergab, so lange die mit Erbitterung Kämpfenden in Straßen und Häusern einander unmittelbar gegenüberstanden.

Also ganz, wie der Anonymus sagt, vertrat Graf Arnim den Wunsch der Deputation, die Truppen schon vor der Niederlegung der Barrikaden abziehen zu lassen.

Die von dem Anonymus geschilderte Scene fällt nach ihren Orts- und Zeitangaben (Vorzimmer der Königin; vor der Entscheidung des Königs) offenbar sogleich nach dem Ende des Gottesdienstes. Von dort begab sich der König mit den Prinzen und den Ministern in den Sternensaal, wo sich damals auch General v. Natzmer und General v. Prittwitz befanden, und ebenfalls die Deputation eingeführt war[1]). Der König redete mit dieser einige Worte, wurde aber von dem Grafen Arnim unterbrochen, welcher dringend die Entscheidung über seine Ernennung zum Ministerpräsidenten wünschte. Der König zog sich darauf mit ihm und Bodelschwingh in sein Arbeitskabinet zurück und hier entspann sich zuerst noch eine Verhandlung über das Gesuch der Deputation, und zwar nicht mehr über die Frage, ob die Truppen sogleich oder erst nach Räumung der Barrikaden zurückgezogen werden sollten — darüber scheint in diesem Augenblick der König schon entschieden gewesen zu sein — sondern über eine weitere Differenz, betreffend die Ausführung der Maßregel[2]). Sollte die in der Proklamation gegebene Verheißung des Abzugs der Truppen aus allen Straßen und Plätzen buchstäblich genommen und also die Truppen auch aus der Umgebung des Schlosses entfernt werden? Man entschied sich, sagt Graf Arnim (wie ich bei der gegebenen königlichen Verheißung glaube, mit Recht) den Befehl ganz und buchstäblich auszuführen. Graf Arnim bemerkt ausdrücklich, die Meinungsverschiedenheit sei während dieser Unterredung im königlichen Kabinet, vor seiner Übernahme des Ministeriums, hervorgetreten. Außer ihm, der für die buch-

[1]) Natzmer a. a. O.

[2]) Graf Arnim, in dem angeführten Schreiben, auch abgedruckt bei Schulz S. 98. 99. In seiner späteren Schrift gegen Schulz erwähnt er diese Diskussion nicht, sagt aber im allgemeinen, er wolle aus der Konferenz nur das anführen, was seine Person betreffe.

stäbliche Ausführung redete, war nur noch Bodelschwingh bei dem Könige; die Folgerung ist also sehr wahrscheinlich, daß dieser die buchstäbliche Durchführung des Rückzugs der Truppen von allen Straßen und Plätzen bekämpft hat[1]). Dennoch aber, da Arnims Vortrag über die Neubildung des Ministeriums im höchsten Grade dringlich war, erhielt Bodelschwingh, der Gegner der Maßregel, den Auftrag, der Deputation und den Generalen die Allerhöchste Entscheidung zu überbringen. Etwa eine Viertelstunde war seit seinem Eintritt in das Kabinet verflossen.

Jetzt eröffnete der Minister der Deputation den königlichen Entschluß:

> Vertrauend auf das Wort der angesehensten Gemeindebeamten, daß mit Aufräumung der Barrikaden der freiwillige Anfang gemacht sei, und daß gleichzeitig mit Zurückziehung der Truppen jede Widersetzlichkeit aufhören werde, sollen die Truppen von den Straßen und öffentlichen Plätzen zurückgezogen werden, jedoch das Schloß, das Zeughaus und andere öffentliche Gebäude mit starker Hand besetzt bleiben[2]).

Bodelschwingh fügte noch hinzu, es sei sein letzter öffentlicher Akt, da er in wenigen Minuten nicht mehr Minister sein würde; er erwarte, daß sie das Vertrauen Sr. Majestät bei dieser seiner letzten Botschaft nicht täuschen würden, was sie mit Thränen versprachen. Aber ganz andere Stimmungen erweckte die königliche Entschließung bei den anwesenden Kriegsmännern. Der Prinz von Preußen warf seinen Degen auf den Tisch, den er hienach nicht mehr mit Ehren führen könne (Pr. J., a. a. O.) und fragte den Minister, wo denn die Truppen bleiben sollten, wenn alle Straßen und Plätze zu räumen seien; Schloßpark und Lustgarten müßten doch besetzt bleiben. General v. Prittwitz erklärte,

[1]) Allerdings lassen die etwas geschraubten Worte auch die andere Deutung zu, daß die beiden Minister nur eine Meinungsverschiedenheit dritter Personen dem Könige vorgelegt haben. Jedenfalls ist kein Zweifel über die Entscheidung des Königs.

[2]) So gibt Bodelschwingh den Wortlaut in dem Briefe an Falkenstein. Fast wörtlich gleichlautend hat ihn Natzmer aufgezeichnet.



ein allmähliches Zurückgehen der Truppen sei bei dem Zustande der Straßen unmöglich; sollten sie ganz verschwinden, so bliebe nur übrig, die von auswärts gekommenen Truppen in ihre Kantonierungen, die Berliner in ihre Kasernen abrücken zu lassen; damit gehe aber die Verbindung der einzelnen Truppenteile unter sich und mit dem Befehlshaber verloren, und jede Unterstützung des Schlosses und des Zeughauses werde unausführbar[1]). Gegenüber diesen Einwendungen hatte Bodelschwingh stets nur das Eine Wort: es sei der Allerhöchste Wille, an einem Königsworte dürfe nicht gedeutelt werden; er habe nur den bestimmt ausgesprochenen Befehl Sr. Majestät wiedergegeben, und könne sich auf weitere Erläuterungen nicht einlassen. Er konnte es umsoweniger, als seine persönliche Ansicht mit jener des Generals übereinstimmte. Während nun berittene Offiziere nach allen militärisch besetzten Punkten der Stadt zur Abberufung der Truppen gesandt wurden[2]), trat Bodelschwingh noch einmal in das königliche Kabinet zurück, verabschiedete sich bei den Majestäten und verließ dann um 11 Uhr das Schloß.

3. Der Abmarsch der Truppen. — Den weiteren Verlauf erzählt General von Natzmer in folgender Weise:

„Der Prinz von Preußen und General v. Prittwitz beschlossen, sämtliche Truppen einstweilen zwischen dem Schloß und dem Zeughause zu versammeln. Es wurden sogleich Offiziere nach allen Richtungen entsendet, um die Truppen in diese Stellung zu bringen. Der Prinz von Preußen hatte Sr. Maj. dem König diese Anordnung angezeigt, und, wie es schien, genehmigte der König die Konzentrierung der Truppen zwischen dem Schloß und dem Zeughause.

„Sehr bald kamen die Truppen aus der Königsstraße und aus der Breiten Straße u. s. w. mit klingendem Spiel und in Begleitung des jubelnden Volkes zurück und stellten sich in und um das Schloß auf. Sehr überraschend aber war es für alle, als wir vielleicht nach einer halben Stunde mehrere Truppen

---

[1]) Schulz S. 105. Natzmer a. a. O.

[2]) Etwas vor 11 Uhr, sagt Schulz S. 105.

mit klingendem Spiel wieder in verschiedenen Richtungen von dem Schloß abmarschieren sahen. Ein jeder glaubte, daß diese Truppen die unlängst verlassenen Posten wieder einnehmen sollten — dem war aber nicht so. Man erfuhr sehr bald, daß die Truppen nach ihren Kasernen und Kantonnementsquartieren marschiert wären. Wer den Befehl dazu gegeben, war nicht zu erfahren, und ebensowenig, welche Veranlassung dieser Maßregel zu Grunde gelegen. Se. Maj. der König schien ebenfalls darüber verwundert und hat also wohl nicht den Befehl zu diesem Abmarsch gegeben. Er ließ von dem General v. Prittwitz Auskunft hierüber fordern, der aber nicht mehr in der Nähe des Schlosses zu finden war.

„Wir haben auch später nicht erfahren, welche Meldung der General v. Prittwitz dem Könige darüber gemacht hat.

„Das Faktum war, daß in dem Schloß ungefähr sechs Kompagnien und in dem Zeughause vier Kompagnien als Besatzung zurückblieben, alle übrigen Truppen verschwunden waren.

„Der General v. Prittwitz, den ich später mehrmals gefragt, wer den Befehl zum Abmarsch der Truppen gegeben, blieb immer dabei: er nicht und er wisse auch nicht, von wem der Befehl ausgegangen."

„Es klingt freilich sonderbar, daß ein kommandierender General nicht habe ermitteln können, auf welchen Befehl seine Truppen die von ihm angeordnete Aufstellung verlassen haben".

Hiemit stimmen in der Hauptsache die Angaben des Grafen Arnim in seiner gegen das Buch des Obersten Schulz gerichteten Schrift überein, daß, als er nach Beendigung seines Vortrags beim Könige und erfolgter Ernennung zum Ministerpräsidenten gegen 12 Uhr in den Schloßhof hinuntergekommen sei, er dort nur zwei Kompagnien Infanterie, umgeben und gedrängt von tobenden Pöbelmassen, wahrgenommen habe. Erstaunt und betroffen sei er an den in der Nähe zu Pferde haltenden General v. Prittwitz herangetreten, und habe ihn gefragt, wo denn die übrigen Truppen seien; die Antwort sei gewesen: sie haben sich verkrümelt. Ebenso habe der General am Nachmittag auf

dieselbe Frage, jetzt in Gegenwart des Königs, geäußert: sie sind mir durch die Finger gegangen.

So viel ist gewiß, daß alle Truppen gegen ½12 Uhr vom Lustgarten in ihre Kasernen abgerückt sind. Nur vier Kompagnien sind im Zeughause, und sieben Kompagnien von Kaiser Alexander und Kaiser Franz sind als Besatzung des Schlosses zurückgeblieben, haben aber trotz der Anwesenheit des Generals v. Prittwitz der herandringenden bewaffneten Volksmasse den Eingang in das Schloß nicht verwehrt[1]). Wer hat den Befehl zum Abmarsch der übrigen in ihre Kasernen gegeben? Nun ist allerdings gegenüber jenen positiven Aussagen Natzmers und Arnims über die Reden des Generals v. Prittwitz nichts verwunderlicher, als daß dieser in seinem Schreiben vom 22. Oktober ganz gelassen erzählt, er habe, um den Schein eines freiwilligen Rückzugs zu wahren, sämtliche Truppen nach dem Lustgarten beschieden, von wo dieselben mit klingendem Spiel nach verschiedenen Richtungen hin abrückten. Kein unbefangener Leser kann hier annehmen, daß bei den letzten Worten an einen anderen Befehlshaber zu denken sei, als bei den vorausgehenden. Auch sagt Oberst Schulz in einer Polemik gegen den Grafen Arnim (Wehrzeitung, Oktober 1850), so bestimmt wie möglich, alle Truppen seien aus dem Lustgarten mit klingendem Spiel, und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Generals v. Prittwitz abmarschiert.

Nicht anders redet der damalige Kommandeur des Füsilierbataillons des Leibregiments, Graf Lüttichau[2]). Das Bataillon habe bis gegen 11 Uhr auf dem Schloßplatz gestanden, sei dann in den Lustgarten befehligt worden, wo alle bis zum Alexanderplatz aufgestellt gewesenen Truppen versammelt worden wären, die auswärts kantonierenden Truppen hätten dort den Befehl

---

[1]) Die Gründe dafür erläutert Prittwitz in einem als Manuskript gedruckten Schreiben vom 22. Oktober 1848.

[2]) Erinnerungen aus dem Straßenkampfe, den das Füsilierbataillon des 8. Inf.-Regiments am 18. März 1848 zu bestehen hatte, und die Vorgänge bis zum Abmarsch desselben am 19. Vormittags 11 Uhr (Berlin 1849) S. 21.

zum Abrücken in ihre Kantonierungsquartiere erhalten. Auf ein Ersuchen des Generals von Natzmer um nähere Aufklärung, antwortete er brieflich, Bunzlau, 5. Mai 1849: „Hier (im Lustgarten) befanden sich alle höheren Offiziere, namentlich der Generallieutenant v. Prittwitz, und befahl dieser den Abmarsch ausdrücklich noch mit Rühren des Spiels.

„Der damalige Oberst und Kommandeur der Garde-Artillerie-Brigade, v. Hahn, trug beim General v. Prittwitz noch darauf an, daß zur Sicherheit der Artillerie ein Bataillon der auswärts kantonierenden Regimenter der Brigade beigegeben würde, und schwankte es zwischen dem Füsilier- und dem zweiten Bataillon des Leib-Infanterie-Regiments, bis diese Idee aufgegeben wurde, und wir abmarschierten.

„Am 19. März früh können sämtliche Truppenführer auf dem Lustgartenplatz vor dem Schloß nicht in Zweifel gewesen sein, wer ihnen den Befehl zum Abzuge gab, wenigstens nicht die auswärts kantonierenden."

Wie vertragen sich mit diesen eigenen und fremden Aussagen jene Ableugnungen des Generals v. Prittwitz gegen Arnim, gegen Natzmer, gegen den König?

Es scheint mir doch, daß es mehr als eine Möglichkeit gibt, das Verhalten des Generals v. Prittwitz zu erklären.

Zunächst erinnern wir uns der offiziösen Motivierung des Abmarsches in der Schrift des Obersten Schulz, S. 108 und 109. Hier heißt es: „Mit Ausnahme der in den Kasernen der Stadtvogtei, Bank und Seehandlung, dem Fouragemagazin, der Bäckerei und dem Anhaltischen Bahnhofe verwendeten acht Kompagnien, sowie des Detachements unter Major v. Arnim, waren um 12½ Uhr sämtliche Truppen hinter dem Schloß und beim Zeughause vereinigt. General v. Prittwitz behielt sie möglichst lange beisammen, so daß die zuerst eingetroffenen Abteilungen wohl eine Stunde verweilt haben mögen. Gewiß hinreichende Zeit für das Ministerium, sofern es etwa seine früheren Beschlüsse modifizieren wollte — welche Rücksicht der einzige, wenigstens entscheidende Grund dieses Aufenthaltes gewesen zu sein scheint.

„Nach dem Wortlaute der königlichen Proklamation und den bestimmten Verheißungen, welche Herr v. Bodelschwingh im Namen des Monarchen gegeben, durften die Truppen nicht noch länger stehen bleiben. Aber sie konnten auch nicht. Schon begannen die Volksmassen heranzuziehen und binnen kurzer Frist mußte ein Zustand eintreten, wie der früher geschilderte in der Königsstraße. Dann blieb nichts übrig, als Waffengewalt, wovon nicht weiter die Rede sein konnte, oder die Notwendigkeit, vor dem Geschrei des mit der königlichen Proklamation in der Hand auftretenden Volkes zurückzuweichen. Wer ein Urteil in solchen Dingen hat, wird über die Beantwortung der Frage: ob dann noch ein geordneter Abzug möglich, ob der Ingrimm des tief und bis in die verborgensten Falten seines Herzens verletzten Soldaten noch zu zügeln gewesen sei, und was sich notwendig an solche Zustände knüpfen mußte — keinen Augenblick in Zweifel stehen.

„Der Abmarsch nach den Kasernen und Kantonierungen wurde befohlen. Die Füsilier-Bataillone von Kaiser Alexander und Kaiser Franz bildeten die Besatzung des Schlosses, das erste Bataillon von Kaiser Franz sollte einstweilen im Zeughause bleiben."

In dieser Darstellung muß die Angabe als eine beschönigende Übertreibung bezeichnet werden, daß der Abmarsch in die Kasernen erst um 12½ Uhr angeordnet worden sei. Nach den übereinstimmenden Aussagen Natzmers, Lüttichaus, Arnims ist das eine Stunde früher geschehen.

Wer den Befehl gegeben, wird hier nicht ausdrücklich gesagt. Der Verfasser wählt die Passivform: der Abmarsch in die Kasernen wurde befohlen. Der ganze Zusammenhang der Stelle scheint freilich mit Notwendigkeit auf den höchsten Befehlshaber zu führen; es bleibt jedoch noch eine Vermutung offen.

Dieselben Umstände, welche hier als Gründe für den schnellen Abzug aus dem Lustgarten angeführt sind, wiederholten sich gegen Abend in verstärktem Maße bei den Kasernen[1]). Meuterische

[1]) Schulz S. 113. 114.

Volkshaufen trieben dort feindseligen Unfug, drohten bewaffneten Angriff, überall waren blutige Kämpfe, welche der König vermieden wissen wollte, zu erwarten. Deshalb wurde zunächst der Ausmarsch des Kaiser Alexander-Regiments aus der Stadt beantragt und höheren Orts genehmigt. Am 20. März erhielt Prittwitz ähnlich bedenkliche Rapporte von den übrigen Kasernen. Er ging, wie Schulz berichtet, deshalb nach dem Schlosse, wo man, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, bei der Ansicht beharrte, die noch in Berlin anwesenden Truppen müßten in den Kasernen verbleiben. Derselbe nahm nunmehr auf sich, einen Befehl des Inhalts zu erlassen: Die Regimenter sollten auch ferner in den Kasernen aushalten, doch könnten die Kommandeure, den Beweis der Notwendigkeit vorbehalten, in zwei Fällen Berlin verlassen, wenn nämlich 1. die Disziplin so erschüttert sei, daß nur schleuniger Abmarsch der Auflösung der Truppe vorzubeugen vermöge; 2. die Kasernen ohne ernstlichen Gebrauch der Waffen nicht länger gegen das Volk gehalten werden könnten.

Wie, wenn nun auch am Vormittag General v. Prittwitz ein ähnliches Verfahren eingeschlagen, den Abmarsch der auswärtigen Truppen befohlen, jedoch den Kommandeuren der Berliner Regimenter, unter Darlegung des Sachverhalts, nur die Vollmacht gegeben hätte, beim Eintritt gewisser Fälle, ihre Truppen in die Kasernen zurückzuführen? Daß aber ein solcher Fall vorlag, die Umdrängung der Truppen durch bewaffnete, höhnende, neue Händel suchende Volkshaufen, ist außer allem Zweifel.

Nach einem solchen Verfahren konnte er, wenigstens dem buchstäblichen Wortlaute nach, in Wahrheit versichern, den Befehl zum Abmarsch nicht gegeben zu haben.

Einfacher aber und den Thatsachen entsprechender dünkt mir folgende Erklärung:

Der durch Bodelschwingh übermittelte Befehl des Königs hatte kategorisch gelautet, die Truppen sollten alle Straßen und Plätze räumen. Als der Prinz von Preußen und Prittwitz dagegen auf die Ausnahme des Schloßplatzes und des Lustgartens drangen, sagte Bodelschwingh kurz und bestimmt, er habe den

Befehl des Königs überbracht, und an einem Königsworte dürfe nicht gedeutelt werden. Darauf, sahen wir, legte der Prinz seinen Antrag unmittelbar dem Könige vor, und, wie General Natzmer berichtet, erlangte dafür, wie es schien, des Königs Genehmigung. In welcher Verfassung der König sich damals befand, zeigen die Worte des Prinzen Friedrich Wilhelm (des späteren Kaisers Friedrich) und der Gräfin Oriola: „Der König saß im Sessel, beide Hände vor dem Gesichte haltend; er rief wiederholt laut aus, das habe ich nicht befohlen, das habe ich nicht gesagt.“ Auf solche Art wird ein königlicher Befehl weder gegeben, noch zurückgenommen. Der Prinz von Preußen wird dem General v. Prittwitz nach seiner Rückkehr von dem Gespräch gesagt haben, der König habe nichts dagegen, daß die Truppen zunächst auf dem Schloßplatz und Lustgarten aufgestellt würden. Hienach verfuhr Prittwitz. Als aber das Volk nachdrängte, die Einen mit den Truppen zu fraternisieren, die Andern neue Händel mit ihnen suchten, und die Lage immer unerträglicher wurde, da erinnerte sich der General, daß im Grunde doch nur eine einzige Ordre des Königs, die v. Bodelschwingh überbrachte, auf Räumung aller Plätze vorlag und ließ hienach die Regimenter in ihre Quartiere abrücken.

Hätte er auf Natzmers Frage, wer den Befehl zum Abmarsch gegeben, rücksichtslos geantwortet, so hätte die Antwort gelautet: Se. Majestät der König durch Herrn v. Bodelschwingh.

Wie dem nun auch sei, wer die gepreßte Lage und die ungeheure Verantwortlichkeit des Generals erwägt, wird keinen Stein auf sein Andenken werfen wollen.

Die preußische Heeresreform von 1860[1]).

1891.

In meiner Geschichte der Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I. habe ich die von ihm bewerkstelligte Heeresreform nach ihrem Ursprung und Verlauf auf Grund urkundlichen Materials in kurzen Umrissen dargestellt. Sehr bald nach dem Erscheinen des Buchs bemerkte ein Rezensent, es sei die Unbefangenheit zu loben, mit der ich, einst ein hitziger Widersacher des Werks, mich jetzt von der Trefflichkeit desselben überzeugt hätte; nur scheine noch ein Rest der Stimmung jener Kampfestage insoweit bei mir zurückgeblieben zu sein, daß ich es nicht vermocht hätte, der damaligen Wirksamkeit des Generals v. Roon vollständig gerecht zu werden. Mir war dieser Vorwurf überraschend, ja unverständlich, da, wie gesagt, jedes Wort meiner Darstellung auf Angaben der Akten beruhte. Die Aufklärung gab mir erst die in der Deutschen Revue noch fortdauernde Herausgabe der Briefe des Generals v. Roon, da hier sich zeigt, daß dieser sich für den eigentlichen Schöpfer der Reorganisation, und alle Änderungen seines Planes nur für speziellere Ausarbeitung desselben gehalten hat, wovon denn meine Auffassung, daß das Autorrecht an dem ganzen Werke

[1]) v. Goßler: Graf Albrecht v. Roon. Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1897, drittes Heft. — R. v. D.: Aus dem Leben des Grafen Albrecht v. Roon. Deutsche Revue, 14. 15. 16. Jahrgang.



dem Prinzen-Regenten, dem späteren Kaiser Wilhelm, und die Ausgestaltung im Einzelnen den Vorgängern Roons im Kriegsministerium angehört, allerdings erheblich abweicht.

Ohne jene Heeresreform waren die Kriege von 1866 und 1870, und folglich die Reichsgründung unmöglich; sie gehört also zu den Ereignissen von weltgeschichtlicher Bedeutung, und es verlohnt sich, ihre Entstehung in unanfechtbarer Genauigkeit darzulegen. In der folgenden Erzählung soll dies versucht werden; ich werde, ohne weitere Polemik, die Thatsachen in ihrem aktenmäßigen Bestande reden lassen.

Bei der 1860 erfolgten Umgestaltung des preußischen Heeres war die Kernfrage, von der alles ausging und alles abhing, die Stellung der Landwehr in der Armee. Bekanntlich war durch die Gesetze von 1814 und 1815 die Einrichtung festgestellt worden, daß die jungen Männer von 20 Jahren drei Jahre unter der Fahne und dann zwei Jahre bei den Übungen der Kriegsreserve dienen sollten; dann würden sie vom 26. bis zum vollendeten 32. Lebensjahr der Landwehr ersten Aufgebots angehören, in Friedenszeiten nur zweimal eine kurze Übung mitmachen, sonst ihrem bürgerlichen Berufe leben; im Kriege aber würden sie unter eigenen, größtenteils aus den Einjährig-Freiwilligen hervorgehenden Offizieren besondere Bataillone und Regimenter, und dann in Brigaden und Divisionen geordnet, neben der Linie die Hälfte der aktiven Feldarmee bilden. Das zweite Aufgebot, die Männer vom 33. bis 39. Jahre, würde zugleich die Besatzungstruppen für die Festungen liefern.

Schon bei der Begründung des Systems hatte es nicht an Bedenken gefehlt. König Friedrich Wilhelm III. besorgte, daß die dreijährige Schule im Liniendienst nicht ausreichen würde, um selbständig gewordenen Männern von 30 Jahren den rechten Kriegersinn, die feste Verbindung von Disziplin und Kampflust zu erhalten. Der Hinblick auf die kriegerischen Erfolge der Landwehr von 1813 reichte zur Beseitigung dieser Zweifel nicht aus. Denn diese bestand wesentlich aus jungen Burschen, die in den durch französischen Zwang reduzierten Linienregimentern keine Aufnahme hatten finden können, von alten, aus derselben

Ursache entlassenen Offizieren befehligt wurden, und sich mit der heißen Begeisterung des Befreiungskrieges in den Kampf stürzten, gegen einen Feind, dessen geübte Truppen in Rußland zu Grunde gegangen waren und dessen Heer größtenteils jetzt auch aus kaum gedrillten und noch dazu höchst widerwilligen Rekruten bestand. In der Zukunft mußte man auf besser geübte Gegner gefaßt sein, und ihnen würde dann die Landwehr, gerade umgekehrt wie 1813, mit alten, vom Dienst entwöhnten Soldaten und jungen ungeübten Offizieren entgegentreten. Der damalige Kriegsminister, General v. Boyen, konnte bei aller Vorliebe für die Landwehr nicht umhin, diese Einwürfe bis zu einem gewissen Grade anzuerkennen; er sagte: die Landwehr von 1813 war ein Notbehelf, wir wollen etwas Besseres machen. So setzte er als Grundbedingungen seines Systems die dreijährige Dienstzeit in der Linie und eine große Friedensstärke der Linienbataillone fest, jene, um die Ausbildung der jungen Soldaten gründlich, diese, um sie allseitig zur Vollendung zu führen. Dann meinte er, vertrauen zu können, daß der militärische Sinn unauslöschlich den Leuten eingeprägt sein und während ihrer ganzen Landwehrzeit lebendig bleiben würde. Er trug also auch kein Bedenken, sie für den Krieg in große Truppenkörper zusammenzufassen; die Landwehrregimenter sollten unter dem Befehl des kommandierenden Generals der Provinz, also nicht im Verbande der Brigaden (seit 1817 Divisionen genannt) der Linie stehen. Der König aber blieb bei seinen Zweifeln, und genehmigte endlich das grundlegende Gesetz vom 3. September 1814 und die Landwehrordnung von 1815 nur widerwillig, gezwungen durch die Finanznot des in der langen Kriegszeit verarmten Staats, da jedes andere System, welches eine, nach des Königs Meinung zuverlässigere Feldarmee von 300 000 Mann hätte liefern können, ungleich größere Geldmittel erfordert hätte [1]). Sehr bald nachher gab er übrigens seinen Anschauungen einen praktischen Ausdruck durch eine Ordre von 1819, nach welcher die

---

[1]) Nach einer Darlegung des Prinzen-Regenten, 11. Januar 1860. Vgl. Boyens Denkschrift in der Historischen Zeitschrift, Band 67, S. 55 ff.

Landwehr nicht mehr besondere Divisionen bilden, sondern jeder Division des Heeres eine Landwehrbrigade eingefügt werden sollte: es war die Ordre, wegen deren General v. Boyen seinen Abschied nahm, nicht gerade wegen ihres Inhalts, sondern weil er sie als ein Symptom fortschreitender reaktionärer Gesinnung betrachtete.

Die Geldklemme, welche den König 1814 zur Genehmigung des Systems genötigt hatte, dauerte noch mehrere Jahrzehnte fort und führte bald auch zu erheblicher Schwächung der Stützen, durch welche Boyen es tragfähig zu machen gehofft hatte. Die Friedensstärke der Bataillone wurde verringert, die Dienstzeit unter der Fahne allmählich von 36 auf 23 Monate heruntergesetzt. Die Folgen schilderte Prinz Wilhelm, der seit seinen Knabenjahren mit Leib und Seele Soldat gewesen und durch unermüdlichen Fleiß und scharfe Beobachtung ein Sachverständiger erster Ordnung geworden war, in einer Denkschrift vom 10. Oktober 1832. Er beklagt die bei der Mobilmachung von 1830 sichtbar gewordenen Folgen jener Ersparungsmaßregeln. Weit über ein Drittel der Landwehrbataillone habe aus sogenannten Ersatzrekruten bestanden, jungen Burschen, die bei der Aushebung freigeblieben waren, und dann eine Exerzierschule von vier Wochen durchgemacht hatten. Und ebenso unerfahren hätten sich die aus den Einjährig-Freiwilligen hervorgegangenen Offiziere gezeigt. „Die Bande der Disziplin", fährt er dann fort, „in einer so zusammengesetzten Truppe sind unendlich locker, und die ungewöhnten Offiziere wußten sie nicht anzuziehen. Wie wankend und schwankend die innere taktische Ordnung dieser Bataillone ist, kann niemandem entgehn, der sie auf dem Exerzier- und Manöverfelde sieht. Wie steigert sich aber dies alles im Kriege!" Bei einem Gespräche des Prinzen mit dem General v. Grolmann äußerte dieser, man könne schon in einem Jahre einen Infanteristen einexerzieren; der Prinz sagte: zu dem Zwecke begehren Excellenz lange Zeit; zum Einexerzieren eines Infanteristen reichen drei Monate, zur Erziehung des Soldaten aber kaum drei Jahre aus. Zur Abhilfe der bemerkten Übelstände dachte der Prinz also Herstellung der dreijährigen Dienstzeit,

Führung der Landwehrkompagnien durch Linienoffiziere und Versetzung ungeübter Landwehroffiziere für eine gewisse Zeit zur Linie vorzuschlagen.

Das Alles aber hätte Geld gekostet, unterblieb also. Statt dessen begeisterte sich die öffentliche Meinung in stets wachsendem Maße für die Landwehr. In der That erschien sie bei ihren Übungen, wenn die Leute nach den ersten Tagen wieder etwas militärische Haltung gewonnen hatten, äußerlich als eine prächtige Truppe, lauter Männer in der Blüte des kräftigsten Alters, mit wuchtigem Schritt und Tritt, und erfüllt von stolzem Selbstgefühl. Alle patriotischen Erinnerungen erwachten bei ihrem Anblick; das sei Scharnhorsts edle Schöpfung, die herrliche Frucht der Befreiungskriege. Vernahm man hier und da etwas von mangelhafter Disziplin, so schien das Vielen sogar ein Vorzug; man begann zu reden von dieser echten Volksvertretung in der Armee, von diesem Ideal einer Volksbewaffnung, von einem Volksheer im Gegensatz zu einem stehenden Soldatenheer. Selbst die Offiziere fanden kein besseres Mittel, einigermaßen die Zucht zu erhalten, als den Standesgeist der Landwehr anzurufen, die in allen Stücken dem jungen Volk der Linie Vorbild und Muster zu geben berufen sei.

Das Alles war nicht dazu angethan, das ungünstige Urteil des Prinzen von Preußen zu ändern. Wieder brachte er 1847 den Antrag ein, den Landwehrkompagnien Berufsoffiziere zu Führern zu geben; damals aber verwaltete Boyen zum zweiten Male das Kriegsministerium, und wies eine solche Entwürdigung der Landwehr unwillig zurück [1]. Die Sorgen des Prinzen wuchsen und wurden 1849, als er die preußischen Truppen gegen die badischen Insurgenten führte, mehr als bestätigt. Allerdings ließen sich aus der damaligen Zuchtlosigkeit bleibende Schlüsse nicht wohl ziehen; es war das Revolutionsjahr vorhergegangen, in dem die republikanische Partei alles aufgeboten hatte, die preußische Armee ebenso wie die badische zu unter-

[1] Vergl. Friedrich Meinecke, Göttinger gelehrte Anzeigen vom 15. Oktober 1891, S. 833.



wühlen: es war also kein Wunder, daß es bei der Mobilmachung der Landwehr an groben Ausschreitungen nicht fehlte. Als die Mannschaften aber endlich beisammen waren und in des Königs Rock erst einige Märsche gemacht hatten, da schlug die Stimmung um, und die Badenser, hieß es, sollen es bezahlen, daß wir von Weib und Kind hinweg ins Feld gemußt haben. Trotz dieses Zornes waren jedoch die Leistungen im Angesicht des Feindes nicht schön. Es zeigte sich, was der Prinz 1832 wahrgenommen hatte, wie wankend und schwankend die innere taktische Ordnung dieser Bataillone war. Bei größeren Evolutionen, namentlich wenn sie im feindlichen Feuer zu vollziehen waren, machte sich der Mangel an sicherer Übung und promptem Gehorsam fühlbar; ihre Kolonnen kamen ungleich langsamer zur Entwickelung als die Linie, erlitten demnach härtere Verluste, und waren zuweilen nur sehr schwer vorwärts an den Feind zu bringen. Indessen da der Feldzug schließlich doch sehr rasch zu siegreichem Ende gelangte, wurden diese leidigen Vorgänge, um nicht dem europäischen Ansehen der ganzen Armee zu schaden, von oben durch alle Mittel vertuscht, und die Landwehr kam ebenso triumphierend nach Hause wie die Linie. Der Prinz aber stand seitdem fest in dem Entschluß, diese gefährlichen Zustände zu bessern, sobald und soweit er es vermöchte.

Auch bei der Mobilmachung von 1850 kamen Exzesse vor, verschwanden aber in dem Schwunge der damaligen patriotischen Begeisterung. Prinz Wilhelm, welcher auch nach dem Tage von Olmütz dem europäischen Frieden nicht traute, erklärte deshalb die Zeit für eine totale Reform der Landwehr nicht geeignet; sein Wunsch ging zunächst auf eine solche Vermehrung der Linienoffiziere (6 Hauptleute, 6 Premier- und 12 Sekonde-Lieutenants für jedes Infanterie-Regiment), daß bei der Mobilmachung jede Landwehrkompagnie einen Berufsoffizier als Führer und einen zweiten als dessen Beistand erhalten könnte — denn, sagte der Prinz, bei den jungen Landwehr-Offizieren ist Wille und Geist größtenteils vortrefflich, le savoir aber gering. Sodann hatte er den Gedanken, die Friedensstämme der Landwehrbataillone auf kleine Kompagnien von

100 bis 150 Mann zu verstärken, welche ganz nach Art der Linie eingeübt und durch Linienoffiziere geführt, nach der Mobilmachung dem Bataillon als Kern und Vorbild dienen sollten. Jetzt aber stand wieder die Geldfrage im Wege, und die Wünsche des Prinzen konnten nur teilweise durch die kräftige Unterstützung des damaligen Kriegsministers, Generals v. Bonin, in den Jahren 1852 und 1853 verwirklicht werden. Unter anderem verlangte der Prinz in jener Zeit einen weiteren Schritt in der 1819 bezeichneten Richtung: es sollte in Zukunft auch keine nur aus Landwehren gebildeten Brigaden mehr geben, sondern jedes Landwehr- mit einem Linienregiment zur Brigade verbunden werden. Es war eine Maßregel, ganz ähnlich der heute in Frankreich beschlossenen Einrichtung der Mischregimenter, wo ebenfalls zur Erhöhung der Kriegstüchtigkeit der Landwehr je zwei ihrer Bataillone mit einem Linienbataillon in einen Regimentsverband treten. Noch kräftiger betrieb der Prinz in diesen Jahren die Herstellung der dreijährigen Dienstzeit bei der Linie, als der Grundlage für die Belebung einer festen kriegerischen Gesinnung; es gelang ihm aber erst im Jahre 1856 diesen seinen fundamentalen Wunsch durchzusetzen.

Ein Jahr hernach trat er infolge der tödlichen Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelms IV. an die Spitze der Regierung, allerdings zunächst nur als Stellvertreter, um nach den Intentionen des Bruders die Geschäfte zu führen, so daß er sich zu dem Unternehmen, das er recht eigentlich als seine Lebensaufgabe betrachtete, einer allgemeinen Heeresreform, noch nicht für befugt hielt. Es traf sich aber, daß auch unter diesen Umständen ein spezielles Vorkommniß ihn nötigte, der großen Sache wenigstens durch vorbereitende Maßregeln näher zu treten.

Im Juli 1857 hatte General v. Wrangel die Kavallerie in den westlichen Provinzen inspiziert, und darauf berichtet, daß in Westfalen und namentlich im Rheinland ein Mangel an Reitpferden vorliege, der im Fall eines Krieges es schlechthin verhindern würde, die Landwehr-Kavallerie sofort beritten zu machen. Da in den östlichen Provinzen Überfluß an Pferden vorhanden sei, scheine es zweckmäßig, dem Osten eine größere

Leistung an Reiterei, dafür aber dem Westen eine Vermehrung der Infanterie aufzuerlegen. Der Prinz übersandte den Bericht dem Kriegsminister Grafen Waldersee (noch bestand das Ministerium Manteuffel) zu gutachtlicher Äußerung, mit dem Bemerken, Abhilfe für den angeführten Übelstand sei unerläßlich, der darauf gerichtete Vorschlag aber würde eine vollständige Umgestaltung der Armee voraussetzen; auch darüber also möge das Ministerium sich äußern. Graf Waldersee überwies am 10. November 1857 die Sache dem Allgemeinen Kriegsdepartement, wo dann Oberstlieutenant v. Clausewitz mit dem Referat beauftragt wurde. Seine dem Prinzen-Stellvertreter am 4. Februar 1858 eingereichte Denkschrift über die Heeresreform stellte mehrere neue Gesichtspunkte in den Vordergrund der Erwägung.

Sie begann mit einer Entwickelung des Grundsatzes, daß die Bedürfnisse des Heerwesens mit den Bedingungen des nationalökonomischen Wohlstandes stets in richtigem Gleichgewicht zu erhalten seien. Unter den Lasten, welche die bisherige Heerverfassung dem ökonomischen Gedeihen auferlege, sei offenbar die schwerste die Einreihung der Landwehr ersten Aufgebots, also der Wehrmänner vom 26. bis zum Schluß des 32. Lebensjahres, in die aktive Feldarmee. Das seien eben die Jahre, wo die meisten Ehen geschlossen würden, entsprechend den Forderungen der Natur und auch der Kräftigung der Nation. Der größte Teil der Landwehr bestehe demnach aus Familienvätern, die dem Kampf unter schweren Gedanken an die Ihrigen entgegengingen, ihr Gewerbe gestört, und wenn sie, wie die Mehrzahl, der arbeitenden Klasse angehörten, ihre Familien auf Unterstützung der Gemeinde angewiesen sähen. Diese Unterstützung, durch ein Gesetz von 1850 geregelt, erreiche nach einer allgemeinen Mobilmachung eine Höhe, daß man sie einer drückenden Abgabe gleichsetzen könnte. Wenn ein solcher Wehrmann im Kampfe falle, sei seine Familie vollständig und rettungslos ruiniert. Es liege also im dringenden Interesse des Staats, diese älteren Wehrmänner möglichst vollständig aus der aktiven Feldarmee zu entfernen.

Dazu komme nun, daß in dem bisherigen Zustande die

Zahl der Linienregimenter dieselbe wie 1820 geblieben, daß man also heute auch nicht mehr Rekruten zur Ausbildung einstellen könne als 1820. Seitdem aber sei die Bevölkerung von 10 auf 18 Millionen, und folglich auch die Zahl der jungen Wehrpflichtigen in gleichem Verhältnis gewachsen. Infolgedessen würden jetzt bei der jährlichen Aushebung nur 38 000 Mann eingestellt; es blieben aber mehr als 27 000 junge Burschen dienstfrei, während die Ausgehobenen bis zum 32. Jahre der Feldarmee angehörten und allen Gefahren des aktiven Krieges preisgegeben würden. Diese schreiende Ungerechtigkeit dürfe nicht fortdauern, und ihre Beseitigung gebe das einfache Mittel zur Erleichterung des Loses der älteren Jahresklassen. Ziehe man auch jene 27 000 zum Dienst heran, so werde die Kriegsreserve der Linie zu solcher Stärke anwachsen, daß man nur den jüngsten Jahrgang der Landwehr mit ihr zu vereinigen brauche, um dann alle älteren Wehrmänner aus der Feldarmee auszuscheiden. Nötig zur Erreichung dieses Ziels sei freilich ein Zweifaches, einmal die Verdoppelung der Zahl der Linien-Infanterie-Regimenter, um die beinahe verdoppelte Masse der Rekruten aufnehmen zu können, und sodann die Wiedereinführung der zweijährigen Dienstzeit, um so viel rascher die ausreichende Zahl der Kriegsreservisten für jedes Bataillon zu gewinnen.

Der Vorschlag ging also dahin, neben den bisherigen 32 Infanterie-Regimentern 32 neue aufzustellen, alle zu 3 Bataillonen, das Bataillon zu 50 Unteroffizieren und 400 Gemeinen, die nach zweijähriger Dienstzeit vier Jahre zur Kriegsreserve gehören würden. Damit sei das Material für die Kriegsstärke von 1002 Mann gesichert, und die sechs höheren Altersklassen der Landwehr würden dann nur als Besatzungstruppen in den Festungen verwandt werden.

Clausewitz berechnete weiter, daß bei diesem Verfahren die Feldarmee dieselbe Stärke wie bisher in Krieg und Frieden haben, ja daß es möglich sein würde, die Landwehr-Kavallerie auf die Hälfte zu vermindern und damit dem von Wrangel bemerkten Übelstande abzuhelfen. Als mutmaßliche Kosten dieser Reform würden sich jährlich etwas über eine Million Thaler ergeben.

Der Prinz las diese Denkschrift, aber wies sie sofort zurück. Für ihn war ein System undenkbar, zu dessen Voraussetzungen die Verminderung der Friedensstärke des Bataillons auf 450 Streitende, und vollends die Abschaffung der eben mühsam errungenen dreijährigen Dienstzeit gehörte. Von der Denkschrift ist meines Wissens niemals wieder Erwähnung geschehen, obgleich ihr Ausgangspunkt später auch der des 1860 angenommenen Systems gewesen ist.

Im Laufe des Juni 1858 sprach der Prinz auf Schloß Babelsberg den General v. Roon, damals Brigade-Kommandeur in Posen. Er hatte den strammen, ernsten und energischen Offizier während des badischen Feldzugs persönlich schätzen gelernt, und erörterte mit ihm die Reform der Landwehr. Er fand in den Äußerungen des Generals so viel der eigenen Ansicht Entsprechendes, daß er ihn zu einer schriftlichen Darlegung seiner Vorschläge aufforderte. Roon beeilte sich, dem Befehle nachzukommen, und schrieb in wenigen Wochen, während eines Badeaufenthalts in Kolberg, eine ausführliche Abhandlung, deren Vorschläge von jenen Clausewitzs so weit wie möglich abwichen. An einer Stelle erwähnt zwar die Schrift den Umstand, daß die Landwehr so viele Familienväter der Feldarmee zuführe, zieht aber nur die Folgerung daraus, daß das Bedürfnis einer strafferen Disziplin dadurch noch gesteigert werde. Denn das ist das A und O der ganzen Ausführung: die Landwehr ist politisch und militärisch verkommen und unbrauchbar geworden; die 130000 Mann, die sie in der Feldarmee aufstellt, sind bei ihrer Verwilderung und Zuchtlosigkeit eine schwere Gefahr für die innere und äußere Sicherheit des Staats; am besten wäre es, sie völlig aus der Feldarmee zu entfernen oder das ganze Institut zu unterdrücken. Da sie dann aber durch neue Linienregimenter ersetzt werden müßte und dazu die Gelder nicht vorhanden sind, so bleibt nichts übrig, als auf dem 1819 und 1852 eingeschlagenen Wege weiter fortzuschreiten, die ganze Landwehr ersten Aufgebots der Linie einzuverleiben, und hier wieder zu strenger Zucht und echtem Soldatensinn zu erziehen. Dazu sei allerdings eine starke Vermehrung der Linientruppe erforderlich,

Vermehrung der Mannschaft durch erhöhte Aushebung, Vermehrung der Offiziere durch Erweiterung der militärischen Bildungsanstalten, Kadettenhäuser, Unteroffiziersschulen u. s. w. Es würde dann jedes Landwehrbataillon mit einem Linienbataillon in feste Verbindung gesetzt. Die Friedensstärke des letzteren würde auf 848 Köpfe an Unteroffizieren und Gemeinen erhöht, die Zahl der Offiziere aller Grade verdoppelt (von 17 bis 18 auf 36), um das Bataillon, wie bisher in vier, so fortan in acht Kompagnien formieren zu können.

Der Zweck dieser Einrichtungen trete dann bei der Mobilmachung, sei es für den Krieg, sei es für die Übungen, zu Tage. Dann teile sich das große Bataillon in zwei kleine, jedes zu 17 Offizieren und 424 Kombattanten, in vier Kompagnien; jedes dieser kleinen Bataillone setze sich durch Einziehung von 578 Reservisten und Wehrmännern auf die vorgeschriebene Kriegsstärke von 1002 Mann. Dann wäre die große Aufgabe gelöst; die Wehrmänner wären in jeder Kompagnie mit Soldaten der Linie gemischt und von befehlstüchtigen Berufsoffizieren mit fester Hand geführt; das Avancement der Offiziere würde verbessert und damit die Zahl der ergrauten Hauptleute vermindert; vielleicht würde es auch möglich, die Wehrmänner etwas früher als bisher in das zweite Aufgebot übertreten zu lassen.

Dieser letzte Satz erscheint etwas zweifelhaft. Die Landwehr, wie gesagt, stellte bisher rund 130 000 Mann zur Feldarmee; nach Roons Vorschlägen würden allein für die Mobilmachung der Linieninfanterie über 124 000 Mann in Anspruch genommen. Einen Teil davon lieferten allerdings die beiden Jahrgänge der bisherigen Kriegsreserve; andererseits aber gehörte ein ansehnlicher Teil der Landwehr den übrigen Waffengattungen an. Ohne Frage mußte also nach Roons System, welches die dreijährige Dienstzeit unter der Fahne beibehielt, die Infanterie bei Herstellung der Kriegsstärke bis auf den ältesten Jahrgang des ersten Aufgebots, bis auf das 32. Lebensjahr der Wehrmänner zurückgreifen, also nach seinem eigenen an die Spitze gestellten Grundsatz das ganze erste Aufgebot bis auf geringe Reste der Linie einverleiben.

Nähere Verbindung der Truppenkörper mit jenen der Landwehr, sowie Vermehrung der Linienoffiziere, um aus ihnen den Landwehr-Kompagnien die Führer zu geben, dies waren, wie wir sahen, seit Jahren die Gedanken des Prinzen gewesen. Roon brachte sie ihm jetzt in einer gewaltigen Steigerung entgegen: statt der Annäherung die völlige Einverleibung der Landwehr in die Linie, statt eines Zuwachses von sechs Hauptleuten und achtzehn Lieutenants die Verdoppelung des ganzen Offiziercorps (von 55 auf 110) bei jedem Regiment. Eigentümlich ist bei Roon die Erfindung der Doppelbataillone, die erst bei der Mobilmachung sich in zwei gesonderte Einheiten teilen. Hier mochte der Wunsch gewirkt haben, für die militärische Schulung auch in der Friedenszeit starke Truppenkörper zu besitzen, und doch die vermehrten Kosten zu sparen, welche die für den Krieg erforderliche Verdoppelung der Zahl der bisherigen Bataillone auch für den Friedensstand herbeiführen mußte. Die Gesamtkosten, um welche sein System den Militäretat erhöhen würde, schätzt er auf 1½ bis 2 Millionen, einen Ansatz, den man später im Kriegsministerium um etwa 4 Millionen zu niedrig fand.

Der Prinz von Preußen nahm Roons Arbeit, wie zu erwarten war, mit entschiedenem Wohlgefallen auf. Indessen schwebte gerade die Frage der Verwandlung seiner Stellung in die eines unabhängigen Regenten; kaum aber war diese gelöst und das Ministerium Hohenzollern gebildet, so übersandte er Roons Abhandlung im Dezember 1858 dem neuen Kriegsminister, General v. Bonin, der seit 1852 sehr hoch in seinem Vertrauen stand, zur Begutachtung. Noch ehe diese einlief, befahl er dem Kriegsministerium, im Januar eine kommissarische Bearbeitung des gesamten Gegenstandes zu veranlassen. Aber auch dazu kam es zur Zeit noch nicht, weil eine Neugestaltung des ganzen Heeres während der wachsenden italienischen Verwicklung unmöglich in Angriff genommen werden konnte. Indessen forderte jetzt Bonin von dem allgemeinen Kriegsdepartement die Abfassung eines kritischen Berichts über Roons Entwurf, und hier trat dann eine tiefgehende Verschiedenheit der Ansichten hervor.

Einer der hervorragendsten Offiziere jener Zeit, General v. Voigts-Rhetz[1]), war soeben Direktor des Departements geworden und erfreute sich der Unterstützung des ebenso geist- wie kenntnisreichen Oberstlieutenants v. Hartmann[2]) als Chefs der Armeeabteilung. Beide Männer vereinigten sich mit der Auffassung Bonins, daß eine umfassende Reform des Heeres dringend notwendig sei, daß aber die von Roon vorgeschlagene Reorganisation zur Ausführung nicht empfohlen werden könne. In einer eingehenden Denkschrift vom 7. Februar 1859 erklärte Voigts-Rhetz zunächst, daß, wenn die Landwehr wirklich so arg demoralisiert wäre, wie Roon sie schildere, die Einschleppung dieses korrosiven Giftes in den gesunden Körper der Linie höchst bedenklich erscheinen müßte. Glücklicherweise aber sei die Sache gar nicht so schlimm. Vor 1848 habe man die Landwehr in der Erinnerung an 1813 stets verwöhnt und alle Zügel nachgelassen: da sei es denn kein Wunder gewesen, daß in den Revolutionsjahren so viele widerwärtige Erscheinungen vorgekommen seien. Seitdem aber habe man mit kräftigem Verfahren gebessert, und könne jetzt mit Sicherheit behaupten, daß es höchstens bei der Einkleidung hie und da etwas geräuschvoll hergehe, sonst aber die Königstreue, die Pflichttreue und die Disciplin der Landwehr ebenso zuverlässig wie die der Linie sei.

Die allerdings vorhandenen schweren Mängel der Landwehr, fuhr Voigts-Rhetz fort, lägen auf einem ganz anderen Gebiet, und daß General v. Roon sie in seiner Betrachtung völlig übergehe, habe ihn notwendig zu irrigen Vorschlägen führen müssen. In engem Anschluß an Clausewitz findet dann auch Voigts-Rhetz den entscheidenden Punkt für die Reform der aktiven Feldarmee in der inneren Verschiedenheit ihrer beiden Hälften, bei der Linie ausschließlich junge ledige Männer, bei der Landwehr auf jeder Stufe wachsendes Übergewicht der Hausväter, deren Einstellung das Nationalvermögen schädigt, die Gemeinden mit der Unterstützung der Angehörigen belastet, und

[1]) 1870 Kommandeur des 10. Armeecorps.

[2]) 1871 Gouverneur von Straßburg.

bei dem Tode des Mannes eine ganze Familie dem Elend preisgibt. Dies Alles sei nun auch für die militärische Leistung entscheidend. Ein solcher Mann könne unmöglich mit derselben Stimmung wie ein lediger Bursche dem Feinde entgegengehen; es sei gegen die Natur, dergleichen von ihm zu verlangen. Sowohl das ökonomische wie das militärische Staatsinteresse fordere also eine möglichst weitgehende Entlassung der älteren Jahresklassen aus der aktiven Feldarmee und deren Ersetzung durch eine verstärkte jährliche Aushebung der jungen Leute. Immerhin könne man innerhalb des ersten Aufgebots unterscheiden: in den drei jüngsten Jahrgängen (26. bis 28. Lebensjahr) sei die Zahl der Verheirateten im Verhältnis noch nicht groß, wohl aber wachse sie in den vier älteren Jahrgängen bis zu zwei Dritteln des Bestandes. So empfehle es sich, die letzteren mit dem zweiten Aufgebot als Besatzungstruppen zu verbinden, die ersteren aber der Kriegsreserve der Linie zu überweisen und somit in der Feldarmee zu belassen. Der Ausfall, welchen diese durch den Abgang der vier ältesten Jahrgänge erleide, sei dann durch Erhöhung der jährlichen Rekrutierung von 38000 auf 63000 Köpfe zu decken. Um diese aber aufzunehmen, sei wenigstens bei der Infanterie eine Verdoppelung der Zahl der Regimenter erforderlich.

An dieser Stelle unterwarf Voigts-Rhetz die von Roon vorgeschlagenen Doppelbataillone, die erst bei der Mobilmachung die neue Formation für den Krieg erhalten sollten, einer gründlich ablehnenden Kritik. Jeder Soldat wisse, wie verkehrt es sei, gerade beim Beginn des Kampfes die Truppenkörper umzugestalten und ihnen wenigstens teilweise neue Führer zu geben. Freilich sei es nötig, die Zahl der Bataillone zu verdoppeln; dann aber fasse man einen ganzen Entschluß und formiere diese größere Zahl bleibend auch für den Friedensstand. Wenn Roon durch seine Organisation Kosten zu sparen gemeint habe, so sei dieser Wunsch durch zweckmäßigere Mittel erreichbar. Man könne unbedenklich die Friedensstärke der Bataillone von dem bisherigen Stande, 534 Kombattanten, auf 482 herabsetzen. Die Kosten der dreijährigen Dienstzeit ließen sich weiter

verringern durch starke Beurlaubungen im Winter, sowie die Kosten der älteren Landwehr durch Wegfall ihrer Übungen.

Noch bemerkte Voigts-Rhetz, daß bei dem modernen Feuergefecht die Kriegsstärke der Bataillone zu 1002 Mann eine zu schwere und unbehilfliche Masse ergebe. Dazu komme, daß bei dreijähriger Dienstzeit die Zahl der Reservisten nicht ergiebig genug ausfalle, um ohne die älteren Landwehrklassen jene Kriegsstärke zu liefern. Wolle man der Landwehr die so nötige Entlastung gewähren, so bleibe nur die Wahl zwischen der zweijährigen Dienstzeit und einer Kriegsstärke von 802 Mann. Diese Wahl könne nicht zweifelhaft sein: die Dienstzeit müsse bleiben, die Kriegsstärke reduziert werden.

Schließlich besprach Voigts-Rhetz auch die von Roon gar nicht erwähnte Reform der Reiterei. Er kam zu dem Schlusse, daß die 36 Regimenter der Landwehr-Kavallerie ganz zu streichen seien; eine Verdoppelung der Linienregimenter wie bei der Infanterie sei hier jedoch nicht nötig; die Hälfte, die Errichtung von 18 neuen Regimentern, würde ausreichen. Denn das bisher im preußischen Heere eingehaltene Verhältnis zwischen Reiterei und Fußvolk sei ein übermäßig starkes gewesen, während in der Zukunft die Wirksamkeit der Reiterei durch die Entwicklung der Bodenkultur und der Feuerwaffen immer engere Schranken erhalten werde.

Man erkennt sogleich, wie tief diese Kritik in Roons Ausführungen einschnitt. Gerade die dem Verfasser eigentümlichen Teile, die Einverleibung des ganzen ersten Aufgebots der Landwehr in die Linie und die Erfindung der erst bei der Mobilmachung sich spaltenden Doppelbataillone, die Grundlegung und die Krönung seines Gebäudes, wurden energisch in Frage gestellt.

Der Kriegsminister General v. Bonin war mit diesen Ausführungen überall einverstanden und verurteilte Roons Projekt, weil es unter Vernachlässigung der staatswirtschaftlichen Momente zu einseitig die militärischen betone. Einstweilen wurde die Verhandlung der Sache unterbrochen durch die immer wachsende Spannung zwischen Frankreich und Österreich, den daraus entspringenden italienischen Krieg, und die dann von dem Prinz-

Regenten befohlene Mobilmachung des preußischen Heeres. Preußens Eingreifen in den Kampf stand damit unmittelbar bevor, als die beiden streitenden Kaiser, um dies zu vermeiden, sich plötzlich zu dem Frieden von Villafranca entschlossen. Damit war die Kriegsgefahr erledigt, und der Prinz-Regent beschloß, jetzt ohne Zaudern die ersten Schritte zur praktischen Ausführung der Heeresreform zu thun. Am 25. Juli 1859 befahl er die Aufhebung der Mobilmachung, jedoch sollte die Armee nicht in den früheren Friedensstand zurücktreten, sondern fürs erste würde die Kriegsbereitschaft noch bestehen bleiben, d. h. es sollten neben den auf die Friedensstärke reduzierten 36 Garde- und Linien-Infanterieregimentern fernere 36 Regimenter von gleicher Stärke, aus jüngeren Landwehren, Reservisten und einigen Linientruppen gebildet, sowie zehn neue Kavallerieregimenter in gleicher Weise formiert werden. Dies entsprach durchaus dem ministeriellen Reformplan, die Feldarmee, nach dem Ausscheiden der vier älteren Landwehrklassen, durch neue, auch im Frieden fortbestehende Linienregimenter auf der bisherigen Stärke zu erhalten. Am 30. August überreichte demnach Bonin dem Regenten die genau der Voigts-Rhetzschen Denkschrift entsprechenden Hauptsätze eines Organisationsplanes für das gesamte Heer, im Friedens- wie im Kriegsstand, nebst summarischen Kostenanschlägen, die sich auf etwas über 7 Millionen Thaler an jährlichen und beinahe 9 Millionen an ersten Einrichtungskosten stellten.

Die allgemeine Grundlage des Plans war dem Regenten genehm, der leitende Gesichtspunkt, die Unterscheidung der Jahresklassen bei der Landwehr, leuchtete ihm völlig ein; das also, schrieb er damals, war 1849 der Grund ihres schwachen Vorgehens, es waren fast alle Familienväter. So war ihm die Ausscheidung der vier ältesten Jahrgänge aus der Feldarmee erfreulich, andere Punkte aber, die Reduktion der Bataillone im Frieden auf 482, im Kriege auf 802 Mann, bedenklich. Er befahl also am 2. September dem Hrn. v. Roon, jetzt Generallieutenant in Düsseldorf, nach Berlin zu kommen und über sein im Kriegsministerium umgearbeitetes Projekt dort in weitere

Beratung zu treten. Immer aber erklärte er sich in einer Ordre an das Kriegsministerium vom 5. September im wesentlichen mit dessen Anträgen einverstanden. Bonin selbst war damals abwesend auf einer Badereise. Voigts-Rhetz und Hartmann legten ihre Schriftstücke Hrn. v. Roon vor und waren überrascht, daß der General dagegen kaum eine Einwendung erhob. Seinerseits schrieb Roon, der bisher den Minister für einen Gegner jeder Reform gehalten hatte: ich bin überrascht, daß Bonin sich mit dem aus dem meinigen entstandenen Projekt von Voigts-Rhetz einverstanden erklärt hat. Darauf arbeitete Hartmann den Reorganisationsplan im einzelnen näher aus, stets nach den bisher festgehaltenen Gesichtspunkten, und auch damit sprach Roon seine Zufriedenheit aus, so daß Hartmann meinte, die Arbeit für dieses Stadium der Angelegenheit sei zum Abschluß gelangt[1]). Da legte Roon, der mittlerweile zum Immediatvortrag bei dem Regenten nach Baden-Baden befehligt gewesen, eine Allerhöchste Ordre vom 28. September, eigenhändig vom Regenten geschrieben, und „neue Organisations-Basis“ genannt, im Kriegsministerium vor, welche in mehreren wichtigen Punkten von dem durch Voigts-Rhetz aufgestellten Systeme abwich und dafür einzelne Vorschläge der Roonschen Denkschrift wiederholte. Hienach sollte die Kriegsstärke der Bataillone von 1002 Mann trotz aller Einwendungen des ministeriellen Berichtes bestehen bleiben, die dreijährige Dienstzeit streng durchgeführt und nicht durch große Winterbeurlaubungen beeinträchtigt werden; nur bei zwingender Geldnot wolle sich der Regent eine solche als vorübergehende Maßregel vorbehalten; sodann folgte, ganz nach Roons Vorschlägen, die Bestimmung, daß je zwei Bataillone im Frieden eine taktische Einheit (bei administrativer Trennung) bilden sollen; bei Einziehung der Beurlaubten aber tritt jedes Bataillon als Einheit zusammen, und ebenso bilden die sechs, zu je zwei taktisch verbundenen Bataillone das kombinierte Regiment als taktische Einheit. Daran schlossen sich weitere Forderungen an. Die bisherigen Reserve-Infanterie-

[1]) Denkschrift von Hartmann. 10. Oktober.

regimenter sollten um je ein Bataillon verstärkt und im Kriegsfall mobilisiert werden. Statt ihrer würde jedes Infanterieregiment ein Ersatzbataillon von 800 Mann erhalten. Zugleich würden 18 Bataillone Landwehr als Besatzungstruppen formiert werden. Der ministerielle Vorschlag über die Kavallerie wird genehmigt; jedoch soll untersucht werden, ob nicht statt der Bildung von 18 neuen Linienregimentern die Verstärkung der vorhandenen um je zwei Eskadrons zweckmäßiger und billiger sein würde.

Diese Ordre bewirkte im Kriegsministerium durch die Verwerfung der von ihm vorgeschlagenen Kriegsstärke und Winterbeurlaubungen, sowie durch die Einfügung der so scharf kritisierten Roonschen Doppelbataillone eine peinliche Aufregung. Voigts-Rhetz und Hartmann erklärten, solche Vorschriften nicht ausführen zu können, und baten, in die Armee zurückversetzt zu werden. Denn bei der Kriegsstärke von 1002 Mann für jedes Bataillon und dazu der Bildung der neuen Ersatzbataillone würde man wieder Wehrmänner von 29 und 30 Jahren in die Feldarmee heranziehen müssen und somit den Grundgedanken des ganzen Systems verfälschen; mit dem Wegfall aber der großen Winterbeurlaubungen würden die Kosten der Reform auf eine solche Höhe wachsen, daß niemals die Zustimmung des Landtags dafür zu erreichen wäre. Dies war um so gewisser, als seit der Aufstellung der neuen Regimenter im Juli die Grundgedanken der Reform, Ausscheiden der Landwehr aus der Feldarmee und Verdoppelung der Linie, in weiteren Kreisen bekannt geworden waren und einen Sturm der Mißbilligung bei dem Volke und der Volksvertretung hervorgerufen hatten. Bonin blieb also unerschütterlich in der Unterstützung seiner Referenten, und ließ durch Hartmann nochmals eine Denkschrift zur Verteidigung des ministeriellen Standpunktes und eine noch gründlichere Widerlegung der Roonschen Vorschläge, sowie einen revidierten Entwurf der Reorganisation nebst genauem Kostenanschlag ausarbeiten und dem Regenten überreichen. Bei diesem wirkte der sehr einflußreiche Chef des Militärkabinetts, General v. Manteuffel, sowie der Generaladjutant v. Alvensleben mit

Hrn. v. Roon zusammen in der Mahnung, die Forderungen der neuen Basis festzuhalten. Über die meisten Punkte stand seit Jahren das Urteil des Regenten fest. Immerhin aber blieben ihm noch einige Fragen zweifelhaft, und er befahl deshalb, eine Anzahl der bewährtesten Generale zu einer Kommission zusammenzuberufen, welche diese Fragen, und zwar nur diese, beraten und ihr Gutachten darüber abgeben sollten. Unter dem Vorsitze des Feldmarschalls v. Wrangel wurde die Kommission gebildet aus den Generalen Fürst Radziwill, v. Werder, Prinz August von Württemberg, v. Schack, den Generallieutenants Prinz Friedrich Karl, v. Steinmetz, v. Roon, v. Schlemüller, den Generalmajors Prinz Friedrich Wilhelm, v. Alvensleben, v. Bielcke, von der Mülbe, dem Obersten v. Clausewitz. Als Kommissar des Kriegsministers erschien Oberstlieutenant v. Hartmann.

Die zu erwägenden Fragen gingen dahin: 1. Ist eine Reorganisation der Armee nach den vorgelegten Umrissen (dem kriegsministeriellen Entwurf) wünschenswert und ins Leben zu rufen? — 2. Ist dieselbe dahin auszuführen, daß bei der Infanterie die Garde-, Linien- und Reserve-Regimenter die Zahl ihrer Bataillons-Cadres, und zwar in reduzierter Größe verdoppeln, bei der Kavallerie die Landwehr-Kavallerieregimenter eingehen und dafür eine entsprechende Anzahl Garde- und Linien-Kavallerieregimenter errichtet werden? — 3. Wird ein Bataillon-Cadre in seiner Reduktion zu 18 Offizieren und 482 Unteroffizieren und Gemeinen, plus einer Handwerker-Sektion von 20 Handwerkern stark genug sein, um in sich zu derjenigen Höhe der taktischen Ausbildung und des militärischen Geistes gelangen zu können, auf welcher die jetzigen Bataillons-Cadres stehen? — 4. Sollen die neuen Linien-Kavallerieregimenter unverweilt formiert werden, oder ist successive dazu überzugehen, indem man zunächst die bestehenden Linien-Kavallerieregimenter von fünf auf sechs Schwadronen augmentiert?

Am 31. Oktober 1859 fand die erste Sitzung der Kommission statt. Sie wurde beinahe ausgefüllt durch die Vorlesung des kriegsministeriellen Entwurfs der Reorganisation.

Darauf stellte Wrangel die erste der vier Fragen: ist eine Reorganisation nach diesen Umrissen wünschenswert?

Die Generale hatten im einzelnen mancherlei Bedenken, waren aber in der Bejahung der so allgemein gestellten Frage einstimmig.

Die folgende Sitzung am 1. November begann mit der zweiten Frage, zunächst in betreff der Infanterie: soll bei jedem Regiment die Zahl der Bataillons-Cadres verdoppelt werden? Zunächst erhob Fürst Radziwill Bedenken. Bei der vorgeschlagenen jährlichen Aushebung von 63000 Mann würde die Zahl der Reservisten und Landwehren für die Augmentierung der Bataillone auf die bisherige Kriegsstärke von 1002 Mann sicher nicht vorhanden und selbst für die im Entwurfe vorgesehene Stärke von 802 Mann zweifelhaft sein, zumal wenn neben den Besatzungstruppen noch besondere Ersatzbataillone gebildet werden sollten. Eine nähere Ausführung dieses Satzes gab der Fürst als Separatvotum zum Protokoll, nachdem alle anderen Mitglieder die Frage bejaht hatten.

General von der Mülbe, unterstützt von dem Prinzen Friedrich Karl, stellte darauf den Antrag, die neuen Reserve-Infanterieregimenter den Linienregimentern in Bezug auf Organisation, Bestimmung und Benennung gleichzustellen. Die Versammlung nahm den Antrag einstimmig an. Auch entsprach er, wie wir aus der „neuen Basis“ wissen, dem Sinne des Regenten.

Ein anderes Mitglied griff dann auf die gestrige Abstimmung zurück, und gab anheim, die Reorganisation im allgemeinen nicht nur als wünschenswert, sondern als notwendig namentlich in Bezug auf die Landwehr zu bezeichnen. Dagegen nahm General v. Steinmetz das Wort. Die Landwehr habe 1813 viel geleistet und seitdem einen großen Teil der preußischen Heeresmacht dem Auslande gegenüber repräsentiert. Ein so bestimmtes Mißtrauen gegen sie auszusprechen, sei in politischer Beziehung bedenklich, sei aber auch undankbar und ungerecht, denn wenn ihre Disciplin infolge der zweijährigen Dienstzeit und des so lange inne gehaltenen Systems des Lobens

und Vertuschens gelockert worden, so sei dies nicht ihre Schuld. Für wünschenswert halte er allerdings die projektierte Reorganisation wegen der Veränderung unserer sozialen Verhältnisse, die eine Erleichterung des Drucks, welchen das Landwehr-Institut dem Lande auferlegt, dringend erfordern.

Feldmarschall v. Wrangel, sowie die Generale v. Schack und v. Werder bekannten sich zu einer strengeren Auffassung der Landwehr, ihrer Zuchtlosigkeit, ihres Mangels an militärischem Geiste, ganz im Sinne der Roonschen Denkschrift, während Fürst Radziwill erklärte, alles komme auf die Güte und Festigkeit der Cadres an; Artillerie und Jäger lieferten den Beweis, daß die Disciplin auch mit Landwehrmännern wohl zu erhalten sei.

Bei dieser Verschiedenheit der Meinungen wurde ein förmlicher Antrag nicht gestellt, sondern der Vorsitzende forderte den Decernenten des Kriegsministeriums auf, sich über die vorgekommenen Bedenken zu äußern.

Hr. v. Hartmann erklärte darauf, die Landwehr solle durch den vorliegenden Entwurf nicht aus der Armee entfernt, sondern ihrer eigentlichen Bestimmung zurückgegeben werden; das Grundprinzip unseres Heerwesens, die allgemeine Dienstpflicht dränge auf eine andere Einteilung der Altersklassen hin; die Berichte über die neueste Mobilmachung sprächen sich nicht ungünstig über die Disciplin der Landwehr aus, stellten aber um so entschiedener die Tauglichkeit der höheren Altersklassen für die heute erforderliche größere Gefechtsgewandtheit in Abrede. Was die Bedenken des Fürsten Radziwill betreffe, so sei der Entwurf nur in seiner Totalität zu beurteilen; man könne nicht einzelnes ändern, ohne das Ganze zu erschüttern. Die vorgeschlagene Zahl von 63000 Rekruten ergebe die Friedensstärke von 482 Mann für das Bataillon, und aus dieser folge dann wieder die Kriegsstärke von 802 Köpfen anstatt der bisherigen 1002. Diese höhere Kriegsstärke und neben ihr noch die Bildung von Ersatz- und Reservetruppen könne das Kriegsministerium allerdings nicht vertreten.

Hienach beharrte Fürst Radziwill natürlich auf seinen Bedenken, und von verschiedenen Seiten her wurde die Frage angeregt, ob nicht dem Prinzen-Regenten anheimzugeben sei, die Kriegsstärke der Bataillone nach dem ministeriellen Entwurf auf 802 Mann zu reduzieren. Da erklärte General v. Alvensleben mit großem Nachdruck: hierüber könne gar nicht mehr verhandelt werden; Se. Kgl. Hoheit habe über diesen Punkt bereits entschieden; es komme jetzt darauf an, das Material für die Stärke von 1002 Mann bereit zu halten; dann stehe es dem Kriegsherrn frei, und müsse ihm freistehen, die Stärke der Bataillone nach dem jedesmaligen Bedürfnis, also auch auf 1002 Mann, im Notfall selbst auf Kosten der Ersatz- und Reservetruppen, zu bemessen. Vor dieser kategorischen Verkündigung des Allerhöchsten Willens verstummte die Opposition, und sofort beantragte General v. Roon eine Abstimmung über die Vorfrage: ob dieser Gegenstand überhaupt noch zur Erörterung kommen dürfe. Eine große Mehrheit lehnte darauf die Fortsetzung dieser Debatte ab.

Man ging dann zu der neuen Formation der Kavallerie über. Das Eingehen der Landwehr-Kavallerie und ihre Ersetzung durch neue Linienregimenter wurde ohne Verhandlung einstimmig gutgeheißen.

Es folgte die Beratung der dritten These: reicht die Friedensstärke des Bataillons von 18 Offizieren und 482 Mann zur Lösung seiner Aufgaben aus? Bei der Umfrage erwiderte General v. Steinmetz mit Nein, da bei dieser geringen Stärke durch die vorgeschlagenen Winterbeurlaubungen, den Garnisondienst, die Pulverarbeit, die Abkommandierungen u. s. w. die Ausbildung der Truppe gestört und das Material für Gefreite und Unteroffiziere gebrechen würde. Auch die Zahl der Offiziere sei für die an sie zu stellenden Anforderungen zu niedrig. Alle übrigen Mitglieder aber gaben ihre Stimmen zu Gunsten des ministeriellen Vorschlags (18 Offiziere, 482 Streiter, 20 Handwerker) ab. Auch hier wurden übrigens kritische Bemerkungen über einzelne Punkte laut. Einige Generale kamen wieder auf das vorher verbotene Terrain der Kriegsstärke zurück durch die

Behauptung, daß der im Frieden genügende Rahmen von 482 Mann bei der Mobilmachung höchstens für die Aufnahme der Kriegsverstärkung bis auf 802 Mann tragfähig sei. Alle Mitglieder sprachen sich gegen die Winterbeurlaubungen aus, wodurch die gesetzliche dreijährige Dienstzeit thatsächlich in eine 2½jährige verwandelt würde. Nur wenn an diesem Streitpunkte das ganze Projekt scheitern könnte, wollten Wrangel, Radziwill und Clausewitz sich die Beurlaubungen gefallen lassen. Der Decernent des Kriegsministeriums lieferte an dieser Stelle nur eine schwache Verteidigung des Entwurfs. Auch das Kriegsministerium sei sich der militärischen Gründe gegen die Beurlaubungen sehr wohl bewußt und betrachte dieselben nur als finanziellen Notbehelf; auch habe der Regent in der „neuen Basis" die eventuelle Thunlichkeit solcher Beurlaubungen anerkannt.

Bei der vierten Frage (soll die Linien-Kavallerie durch Errichtung neuer Regimenter oder durch Hinzufügung je einer Schwadron bei den bestehenden Regimentern vermehrt werden?) führten die Generale Schlemüller und Prinz Friedrich Karl die Gründe für die sofortige Errichtung neuer Regimenter aus, worauf dann ohne weitere Diskussion die widerspruchlose Zustimmung der Kommission erfolgte.

Damit war die Aufgabe der Kommission erledigt. Ihre Protokolle waren von Alvensleben sehr summarisch geführt worden; sie thun z. B. von dem Gebote des Regenten, die Beratung streng auf die Beantwortung der vier Fragen zu beschränken, ebensowenig wie von Roons häufigem Eingreifen in die Debatte Erwähnung. An einem solchen ist nicht zu zweifeln, wenn Roon selbst in seinen Briefen angibt, als er zwei Tage nach der Schlußsitzung den alten Wrangel besucht, habe ihn dieser umarmt und erklärt: Sie sind ein fester Mann, solche brauchen wir, Sie müssen Kriegsminister werden; ich habe es dem Regenten schon gesagt. Ebenso habe sich gegen ihn Manteuffel am 8. November ausgesprochen: Bonin ist nicht im Stande, die Reform durchzuführen; Sie müssen Kriegsminister werden. Unterdessen ging der Prinz-Regent mit dem ihm

eigenen gewissenhaften Fleiße die Protokolle der Kommission und Bonins Organisationsplan, Artikel nach Artikel durch, änderte eine Reihe von Details, und scheute auch die Mühe kleiner stilistischer Verbesserungen nicht. Das Ergebnis war die Bestätigung des ministeriellen Entwurfs, mit Ausnahme von drei Punkten, deren Änderung übrigens das System unberührt ließ und nur einzelne Vorschriften desselben steigerte. Es blieb bei der Erhöhung der Aushebung auf 63000 Mann, sowie bei der Überweisung der drei jüngsten Jahrgänge der Landwehr an die Kriegsreserve der Linie, und der Ausscheidung der vier folgenden aus der Feldarmee; Roons Antrag auf die Einverleibung des ganzen ersten Aufgebots in die Linie blieb beseitigt. Die dreijährige Dienstzeit wurde nicht vermindert, sondern für die Kavallerie auf eine vierjährige erhöht. Es war keine Rede mehr von Roons Doppelbataillonen, nachdem die Generals-Kommission die Friedensstärke des Bataillons von 482 Streitbaren für genügend zur Erfüllung ihrer Zwecke erklärt hatte. Auch wurde hienach nicht, wie in der neuen Basis und in den Fragen an die Kommission, die Zahl der Bataillone in jedem Regiment, sondern wie in dem ministeriellen Entwurf die Zahl der Infanterieregimenter verdoppelt, mit Ausnahme der neuen Reserveregimenter, die zu ihren zwei Bataillonen je ein drittes empfingen und damit in die Feldarmee übertraten. Mit der Reiterei wurde verfahren, wie es Bonin vorgeschlagen und die Kommission bestätigt hatte: zunächst sollten zehn neue Linienregimenter aufgestellt werden und die Landwehr-Kavallerie wegfallen. Für die Spezialwaffen verblieb es bei den Sätzen des Entwurfs.

Die drei Differenzpunkte, bei denen Bonin die Allerhöchste Billigung nicht erhielt, waren folgende: 1. Der Regent hielt Bonins und Radziwills Besorgnis, daß unter den eben erwähnten Voraussetzungen die Zahl der Reservisten nicht ausreichen würde, die Kriegsstärke der Bataillone auf mehr als 802 Mann zu bringen, nach wiederholter Berechnung für unbegründet, und beharrte auf der bisherigen Ziffer von 1002. Denn sonst würde bei der starken Verminderung der Reiterei

die Stärke der Feldarmee mehr als 60000 Mann einbüßen, was absolut unzulässig wäre. — 2. Er habe sich zwar vorbehalten, für einzelne Notfälle eine größere Winterbeurlaubung stattfinden zu lassen, aber als Regel dürfe eine solche faktische Beeinträchtigung der dreijährigen Dienstzeit nimmermehr bezeichnet werden. — 3. Der Vorschlag, Kosten zu sparen durch den Wegfall der Übungen der älteren Landwehrklassen, sei abzulehnen. Sie seien für den einzelnen Wehrmann durchaus nicht drückend, da nur selten an ihn die Reihe komme; sie seien das einzige Mittel ihn an seine Zugehörigkeit zur Armee zu erinnern.

Von diesen Beschlüssen unterrichtet, machte Bonin noch einmal einen Versuch, den Regenten durch einen Bericht vom 18. November von der Undurchführbarkeit und zugleich von dem geringen Werte der drei Punkte zu überzeugen. Er schloß mit der Erklärung, daß dieselben durch die damit verbundene starke Erhöhung der Kosten das ganze Projekt im Landtage zum Scheitern bringen würden; er sei am wenigsten im Stande, dies zu verhindern, da er die befohlenen Änderungen für keine Verbesserung halten könne, und also bitten müsse, falls der Regent auf den Bestimmungen beharre, ihn von seiner jetzigen Stellung zu entbinden[1]).

Damit kam die Sache zur Entscheidung. In einer ausführlichen Antwort vom 24. November sprach der Prinz-Regent, der sich sehr schwer von dem bewährten Diener trennte, zunächst seine Freude darüber aus, daß nach dem Grundgedanken des ministeriellen Systems die Entlassung der vier ältesten Jahrgänge der Landwehr ersten Aufgebots aus der Feldarmee sich möglich gezeigt habe. Wiederholt bestätigte er die vorgeschlagene Vermehrung der Linienregimenter und die Friedensstärke der Bataillone von 482 Mann, unter dem Vorbehalt, später die bisherige Stärke, sobald die Geldmittel dazu vorhanden seien, wiederherzustellen. Dann aber kam er zu den streitigen Punkten und beharrte hier bei der gänzlichen Verwerfung: er müsse,

---

[1]) Der Bericht fehlt in den Akten, doch erhellt der Inhalt deutlich aus der Antwort des Regenten.



sagte er, darauf bestehen, daß seine darüber mitgeteilten Entschlüsse Verbesserungen des Boninschen Systems, und daß sie durchführbar seien. Er forderte also den Minister angesichts der Schlußworte des Berichts vom 18. auf, nochmals zu erwägen und sich dann darüber zu erklären, ob er die Reorganisation der Armee in der jetzt festgestellten Form mit voller Überzeugungstreue durchführen und vertreten wolle. Sei dies nicht der Fall, so werde er ihm das Kommando des 8. (rheinischen) Armeecorps übertragen.

Bonin besann sich nicht lange. Er bat umgehend um seine Entlassung aus dem Ministerium und erhielt sie und zugleich die Versetzung nach Koblenz am 28. November.

Nach den letzten Vorgängen erschien General v. Roon als der gegebene Nachfolger. Er hatte seit dem September geringe Hoffnung gehabt, seine Vorschläge gegen den Widerspruch des Kriegsministeriums durchzusetzen, dann aber auch in den dort entstandenen Arbeiten, wenngleich in anderer Weise, die von ihm erstrebten Ziele, namentlich nach den letzten Entscheidungen des Regenten, erreicht gesehen. Einzelne Stücke seines Planes hatte er, wie wir bemerkten, im Verlaufe der Beratungen wieder in das ministerielle System einzuflechten gesucht, blieb aber entschlossen, auch als dies nicht gelang, für das von dem Regenten schließlich genehmigte Werk mit voller Kraft einzutreten. Als der Prinz ihm jetzt das Ministerportefeuille anbot, verhehlte Roon ihm nicht, daß er keineswegs zu den politischen Genossen der liberalen Minister gehöre und von dem ganzen konstitutionellen Wesen niemals viel gehalten habe, daß er aber bereit sei, lediglich als Fachminister zu amtieren, und die politischen Wege seiner Kollegen nicht zu kreuzen. Der Regent erhob dagegen keinen Einspruch, sondern sagte: hätte und wüßte ich einen Besseren, so würde ich Sie nicht gewählt haben. Im Staatsministerium regte sich gegen Roons Ernennung um so weniger ein Bedenken, als der Fürst von Hohenzollern seit den Stürmen des italienischen Krieges die Entfernung Bonins, der gegen Preußens Teilnahme am Kampfe gewesen, lebhaft gewünscht hatte, und jetzt einen Beschluß veranlaßte, wodurch das

Ministerium sich mit dem Reformplan einverstanden erklärte. Darauf erfolgte am 5. Dezember Roons Ernennung.

Die Bedeutung des Ministerwechsels läßt sich kurz dahin aussprechen: Bonin wäre, abgesehen von jenen einzelnen Differenzen, bereit gewesen, die Reform dem Landtage bestens zu empfehlen, und sie auszuführen, soweit die Bewilligungen des Landtags es ermöglicht hätten; Roon aber war bereit, die Reform durchzusetzen, wenn möglich im Einverständnis, wenn nötig im Kampfe mit der Volksvertretung, so lange der Regent es begehre, trotz jeder Schwierigkeit und Gefahr, mit Aufbietung jeder Kraft und jedes Mittels bis zum letzten Atemzuge. Bei einem Manne seines Schlages hatte ein solcher Entschluß volle Bedeutung. Ein fester, in sich zusammengenommener Charakter, eine Natur, auf deren Grunde stets heiße Leidenschaften arbeiteten, aber mit strenger Zucht unter die Gebote der Vernunft gebeugt wurden, und dann zu unerschöpflicher Arbeits- und Willenskraft im Dienste der erkannten großen Zwecke führten. Nach außen erschien sein Auftreten verschlossen und gebieterisch, gelegentlich rauh oder herbe; überall flößte er Achtung, selten Neigung ein. Um populär zu werden, fehlte ihm die gewinnende Heiterkeit der Seele und eine mit Festigkeit sehr wohl verträgliche geistige Elastizität. Er hatte, wie es der zum Kampf bestimmte Mensch bedarf, ein starkes Selbstgefühl, verbunden mit einer äußerst reizbaren Empfindlichkeit und einer unglücklichen Neigung zum Argwohn, der, wie es seine vertrauten Briefe zeigen, bei irgend einer Meinungsverschiedenheit auch die Höchst- und Nächststehenden mit üblem Verdachte heimsuchte. Aber so viel diese Stimmungen ihn selbst peinigten, niemals haben sie erheblichen Einfluß auf sein Verhalten im Dienste der Armee und des Thrones gehabt. In seinem Streite für die große Aufgabe blieb er fast immer Meister des eigenen Affekts auch in stürmischen Momenten. Anfangs im öffentlichen Vortrage etwas befangen, entwickelte er sehr bald eine volle Herrschaft über die Rede in jeder Form und Farbe des Gedankens, sowie eine virtuose Sicherheit in der Verwendung jeder Waffe der parlamentarischen Polemik. Indessen so hoch

diese Talente zu schätzen waren, die entscheidende Hauptsache war und blieb die unerschütterliche Festigkeit seines Willens und die rastlose Energie seines Thuns: so hat er in sechs aufreibenden Kampfesjahren die Schöpfung König Wilhelms, Bonins und seiner Gehilfen und damit die Bedingung der deutschen Zukunft zur Verwirklichung geführt, und wird von dem Urteil der Nachwelt, wenn auch nicht auf gleiche Höhe mit Bismarck und Moltke gestellt, so doch unmittelbar nach ihnen als der Dritte in der Reihe der großen Mitarbeiter Wilhelms I. anerkannt werden.

Gedächtnisrede auf Leopold v. Ranke,

gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1886.

Selten ist ein Verein wissenschaftlicher Männer durch einen Schicksalsschlag betroffen worden, wie ihn unserer Akademie die letzte Woche des Mai gebracht hat, den Tod binnen 24 Stunden von zwei ihrer berühmtesten Historiker, des einen, aus unseren Geschäften seit lange zurückgetreten, aber durch seinen Namen und seine Schöpfungen eine der glänzendsten Zierden unserer Korporation, des anderen, in ganz Europa als ein Hauptträger der germanistischen Studien geehrt, und in unserem Kreise eine der kräftigsten Stützen unserer genossenschaftlichen Thätigkeit. Wir weihen diese Stunde ihrem Angedenken, obgleich es uns deutlich ist, wie wenig eine Stunde hinreicht, ihren vollen Wert zur Anschauung zu bringen. Was heute gesagt wird, kann nicht ein Denkmal ihrer Ruhmesgröße, sondern nur ein Ausdruck unserer über das Grab hinüberreichenden Dankbarkeit und Freundesgesinnung sein.

Ich soll über Ranke reden. Ich habe es als eine Pflicht empfunden, mich dem ehrenvollen Auftrage nicht zu entziehen. Aber die Aufgabe, ein solches Leben in knappem Rahmen zu umzeichnen, ist schwer. Von der zartesten Jugend Rankes bis in ein beispiellos hohes und frisches Greisenalter hat die Fülle und Fruchtbarkeit seiner Kräfte niemals geruht, nach den verschiedensten Seiten ihre Strahlen ausgesandt, eine unausgesetzte Schaffensthätigkeit an zahllosen Problemen entfaltet. Er war einer jener seltenen Menschen erster Ordnung, einer der schöpfe-

rischen Geister, welche Goethe genial nannte, weil sie auf ihrem Gebiete der Folgezeit die Regel setzen, eine der bevorzugten Naturen, die freilich nach Menschenweise dem Irrtum nicht völlig entzogen sind, welche stets aber durch die Macht ihrer Persönlichkeit die Blicke der Welt an sich fesseln und ihre Nebenmenschen unwiderstehlich anziehen. Es ist ein hohes Glück, einem solchen Manne lernend und befreundet nahe zu stehen; ich habe es lange Jahre hindurch genossen; eben deshalb weiß ich aber auch, daß man, um ein würdiges Bildnis Rankes zu liefern, ein genialer Künstler wie Ranke selbst sein müßte.

Leopold Ranke wurde am 21. Dezember 1795 in dem thüringischen Städtchen Wiehe an der Unstrut geboren. Schon in frühen Jahren zeigte er eine solche Regsamkeit des Geistes, daß sein Vater, ein geachteter Rechtsanwalt und Gutsbesitzer, die größten Hoffnungen auf die Zukunft des Knaben setzte. Nachdem dieser in der Klosterschule zu Donndorf den elementaren Unterricht genossen und die Anfangsgründe der klassischen Sprachen sich angeeignet hatte, erklärte er dem Vater, daß es hier nichts weiter für ihn zu lernen gebe, und erlangte damit 1809 die Aufnahme in das berühmte Gymnasium der Schulpforte. Als einige Jahre später sein jüngerer Bruder Heinrich ihm dorthin mit ungenügender Vorbereitung folgte und deshalb anfangs manche Kritik seiner Kameraden erleiden mußte, nahm sich einer der Lehrer seiner an: „Laßt ihn gewähren, wenn er es macht wie sein Bruder, so wird er euch alle übertreffen“. Leopold, welcher Theologie und Philologie zu studieren gedachte, versenkte sich hier mit voller Begeisterung in das Studium des klassischen Alterthums, vor allem, wie er uns an seinem 90. Geburtsfest selbst gesagt hat, der griechischen Tragiker, in deren Genusse er lebte und webte, sich mit ihrem Geiste durchdrang, sie auch wohl metrisch übersetzte. Von den Dingen der Welt da draußen drang in die halb klösterliche Abgeschiedenheit der Porta wenig hinein. Die Schule war damals ebenso wie Rankes Heimatsort kursächsisch, Kurfürst Friedrich August aber seit 1807 Bundesgenosse Frankreichs, so daß der großen Mehrzahl der Schüler die Triumphe Napoleons selbstverständlich als Gewinn der eigenen Sache erschienen.

Charakteristisch ist es, wie bei dem jungen Ranke diese Denkweise sich einigermaßen änderte. Als nach der furchtbaren Katastrophe in Rußland sich anfangs 1813 durch Norddeutschland der Ruf zum Befreiungskampfe erhob, studierte Ranke gerade den Agricola des Tacitus und machte bei den Reden der britischen Königin Boadicea plötzlich die Wahrnehmung, daß jetzt die Deutschen sich gegenüber den Franzosen in derselben Lage befänden, wie damals die Briten gegenüber den Römern. Man begreift, sagte er uns am letzten 21. Dezember, daß die Geister den allgemeinen Gegenstand des Kampfes zu ahnen anfingen. Immer sieht man auch hier, wie verschieden die in Porta herrschende Stimmung von jener der Berliner und Breslauer Gymnasien war, wo die höheren Klassen sich auflösten und die Schüler die Muskete ergriffen.

Der Lehrkursus der Porta war damals auf sechs Jahre berechnet. Als Ranke aber 1814 das fünfte vollendet hatte, bat er den Vater, ihm den Abgang zur Universität zu verstatten, weil die Unterrichtsstunden ihm zu viel Zeit für seine eigenen Arbeiten entzögen. Der Vater ließ ihn gewähren, und Leopold ging nach Leipzig, wo er sich vornehmlich an den damaligen Meister der Philologie, Gottfried Hermann, anschloß. Es heißt, daß in dieser Zeit besonders Thukydides, Niebuhr und Fichte auf ihn eingewirkt hätten. Was den letzten betrifft, so wird es sich, wenn die Nachricht überhaupt richtig ist, nach Äußerungen Heinrich Rankes, lediglich um Fichtes Anweisung zum seligen Leben handeln, welches Buch den beiden Brüdern in ihren christlichen Überzeugungen mehrfache Anknüpfungspunkte darbot. Daß Thukydides und Niebuhr auf den künftigen Historiker Eindruck machten, bedarf keiner Erläuterung; noch wichtiger aber vielleicht für seinen künftigen Lebensgang war die durch sein theologisches Studium veranlaßte fortdauernde Beschäftigung mit den Schriften Luthers. Denn durch dessen gewaltigen Geist im tiefsten Innern erregt, empfand er das Bedürfnis, alle Verhältnisse zu kennen, auf deren Boden sich die große Reformation vollzogen hat, und fand sich so zu immer weiter ausgedehnten Forschungen veranlaßt, welche ihn schließlich zu dem klassischen Geschichtschreiber auf dem Gebiete des 16. und 17. Jahrhunderts erhoben haben.

Im Jahre 1818 trat Ranke aktiv in den preußischen Staatsverband ein, dem Wiehe und Porta seit 1815 angeschlossen waren, und dem er dann bis an sein Lebensende mit innerlich überzeugtem Patriotismus angehört hat. Er erhielt damals die Berufung zu einer Oberlehrerstelle an dem Gymnasium zu Frankfurt an der Oder, dessen Direktor Poppo, selbst ein Schüler Hermanns, ihn in Leipzig schätzen gelernt hatte. Er warf sich in den neuen Beruf mit dem lebhaften Eifer, den er zu jeder Beschäftigung mitbrachte, widmete aber den besten Teil seiner Energie der ersten größeren historischen Arbeit, deren Erscheinen sofort die Blicke weiter Kreise auf ihn lenken sollte. Seine Arbeitslust war ebenso unermüdlich wie seine Arbeitskraft; binnen wenigen Jahren errang er sich die Beherrschung aller europäischen Litteraturen, soweit sie auf das 15. und 16. Jahrhundert Bezug haben. Seine einzige Erfrischung während dieser ungeheuern Anstrengungen war starke Bewegung in frischer Luft: trotz seiner kleinen Statur war er damals ein gewaltiger Reiter; während der Ferien tummelte er, in ledernen Reithosen und hohen Stulpstiefeln, Stunden lang mit strahlender Freude sein Roß auf den weiten Wiesen seines Geburtsorts, wie er schon als Student die Reise von Leipzig nach Halle und zurück im Sattel zu machen geliebt hatte. Später hat man ihn, soviel ich weiß, hier in Berlin nicht mehr zu Pferde gesehen; dafür verging kein Tag, an dem er nicht zwei Stunden lang den Thiergarten oder die sonstige Umgebung der Stadt als rüstiger Wanderer durchstreifte. Sein äußeres Leben war überhaupt in Frankfurt wie in späterer Zeit überaus regelmäßig und einfach; so wurde es ihm möglich, seiner kräftigen und zähen Natur bei ununterbrochenem, immer bis tief in die Nachtstunden fortgesetztem Fleiße die beinahe ein Jahrhundert erreichende Ausdauer zu sichern.

Sein Buch: Geschichte der romanischen und germanischen Nationen, erschien im Jahre 1824, also unmittelbar vor dem Beginn seines 30. Lebensjahres. Es war das Ergebnis und zugleich der Abschluß seiner Jugendzeit. Es verlohnt sich umsomehr, es kurz zu charakterisieren, da es die Natur und die damalige Entwickelungsstufe seines Verfassers in großer Anschaulichkeit wiederspiegelt.

Der erste, und wie ich denke auch der letzte, Eindruck, den es bei dem Lesen hinterläßt, ist der einer originalen, naiven, in voller Selbständigkeit aus eigenem Kerne entfalteten Schöpferkraft. Er selbst hat uns gesagt, er sei durch Augustin Thierrys glänzende Darstellungen angeregt worden; dann habe ihn die Wahrnehmung, daß manche Angaben in den historischen Romanen Walter Scotts mit den gleichzeitigen Quellen im Widerspruch standen, „mit Erstaunen“ erfüllt und ihn zu dem Entschlusse gebracht, auf das Gewissenhafteste an der Überlieferung der Quellen festzuhalten. Das Buch selbst zeigt außerdem noch eine gewisse Einwirkung anderer bedeutender Vorgänger. Es sind Niebuhrs kritische Grundsätze, welche hier zum ersten Male auf die Erforschung moderner Ereignisse durchgreifend angewandt werden, und in der stilistischen Form der Darstellung zeigt sich ein bestimmender Einfluß der pointierten Manier Johannes v. Müllers. Aber nichts ist sicherer, als daß weder Müller noch Niebuhr ein solches Buch hätte schreiben können, und Ranke selbst lehnt es in seiner Vorrede ausdrücklich ab, daß er irgend einem hohen Muster nachgestrebt habe. „Man hat“, sagt er, „der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen“. Es klingt so bescheiden und enthält so viel. Müllers sittliches Pathos, hinter dem sich eine unkritische Forschung und eine haltlose Moralität verbirgt, ist damit beseitigt. Nun stellt zwar auch Niebuhr an die Spitze seiner Darstellung das Streben, zu sagen, wie es eigentlich gewesen; er fordert, daß ein Geschichtswerk sich nicht wie eine Landkarte ausnehme, sondern das Bild der Gegenstände selbst vor die Seele rufe, und gerade aus diesem Begehren ist ihm die kritische Methode, das Mittel zur richtigen Erkenntnis der Vergangenheit, erwachsen. Dennoch aber ist der Gegensatz zwischen ihm und Ranke höchst bedeutend. Niebuhr war leidenschaftlich bei jedem Handeln, Ranke, wenigstens als Historiker, leidenschaftslos. Der innerste Grund ihrer Auffassungen war bei Niebuhr ein ethischer, bei Ranke ein ästhetischer.

Niebuhr sah die Vergangenheit stets mit dem Auge des Staatsmannes, Ranke damals mit dem des Künstlers. „Der Geschichtschreiber“, sagt Niebuhr einmal, „fühlt über Recht und Ungerechtigkeit, Weisheit und Thorheit, die Erscheinung und den Untergang des Herrlichen wie ein Mitlebender, und so bewegt reden seine Lippen darüber, obwohl Hekuba dem Schauspieler nichts ist“. Von dem Odem dieser sittlichen Begeisterung zeigt sich jede Zeile seiner geschichtlichen Werke durchweht. Seinerseits erscheint Ranke ganz gewiß nicht gleichgiltig gegen den Unterschied von Gut und Böse, von Recht und Unrecht; er sagt z. B. von den letzten Entwürfen Papst Alexanders VI.: „Zu diesen Unternehmungen war Alles bedacht, nur Eines nicht. Aber den menschlichen Verbrechen ist ein Ziel gesetzt, und das Eine geschah. Alexander starb. — — Nun war er zum Entsetzen der folgenden Jahrhunderte geworden“. Aber nur sehr selten sind die Vorkommnisse, wo er ein solches ausdrückliches Urteil fällt. Seine Grundstimmung ist wie bei Jakob Grimm die ästhetische Freude an jeder Erscheinung eines besonderen Daseins, eines eigentümlichen Lebens. Er schwelgt in der Fülle der individuellen und nationalen Kräfte jener Epoche. Mit gleich lebhafter Anschaulichkeit schildert er den fröhlichen Hof Karls VIII. von Frankreich, den fanatischen Glaubensmut der spanischen Krieger und Entdecker, das ernste Auftreten und die imposante Pracht der venetianischen Nobili. Daß der spanische Ferdinand ein Staatsmann von bodenloser Hinterhaltigkeit, daß die Liga von Cambray ein Meisterstück betrügerischer Diplomatie gewesen, wird kaum angedeutet. Aber als die Sforza in Mailand und die aragonesischen Könige in Neapel, Fürsten, als deren vornehmste Eigenschaften er Kunstsinn, Wollust und Grausamkeit berichtet hat, von den Franzosen und Spaniern überwältigt werden, und Italien damit der Fremdherrschaft verfällt, da bricht er in die Klage aus: „Uns aber wird nicht wohl zu Mut. Wir beklagen es, wenn das eigentümliche Leben, wenn die Kreatur Gottes zu Grunde geht. Es gibt hier nur Einen Trost“ (daß nämlich ohne das Emporkommen der fremden Mächte Italien wahrscheinlich eine Beute der Türken

geworden wäre). Indessen sei dem, wie ihm wolle, die Unterworfenen sind nun einmal dahin, und Ranke folgt fortan mit gleichem Interesse und gleicher Liebe der Thätigkeit der französischen und spanischen Eroberer. Ein Geschlecht, ein Volk löst das andere ab, und der Lebende hat Recht. „Die Hauptsache ist immer", sagt er am Schlusse der Vorrede, „wovon wir handeln, Menschheit wie sie ist, erkärlich oder unerklärlich: das Leben des Einzelnen, der Geschlechter, der Völker, zuweilen die Hand Gottes über ihnen".

So geht sein Streben in der Abformung der konkreten Gegenstände und Begebenheiten auf. Was dadurch unerklärlich bleibt, läßt er auf sich beruhen, nur zuweilen glaubt er die Hand Gottes über den Menschen wahrzunehmen. Die gleichmäßige Sympathie, welche er den Thaten und Schicksalen der verschiedensten Völker zuwendet, läßt in ihm die Fähigkeit zum Universalhistoriker erkennen; daß er aber bisher diese Richtung noch nicht genommen, ist ebenfalls deutlich: von großen Kombinationen weltgeschichtlicher Zusammenhänge, wie sie der politischen oder philosophischen Erwägung wahrnehmbar werden, ist bei ihm noch keine Rede.

Aber es war dafür gesorgt, daß sich ihm bald ein weiterer Horizont eröffnete. Der damalige Referent für Universitätssachen, Johannes Schulze, pflegte gerne zu erzählen: den Ranke habe ich entdeckt, diesen Stern habe ich in die Bahnen unserer Universität gezogen. Am 13. März 1825 wurde Ranke zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Berlin ernannt; er wurde dann 1832 Mitglied unserer Akademie und erhielt am 3. Dezember 1833 die ordentliche Professur.

Dieser Umzug ergab für den Bildungsgang Rankes eine höchst bedeutende Wendung. Aus der entlegenen Provinzialstadt, wo er schwerlich andere Anregung empfangen hat als aus den von der Berliner Bibliothek entliehenen Büchern, trat er plötzlich in die geistigen Strömungen einer großen Residenz und einer rastlos schaffenden Universität, in die Mittelpunkte also eines alle Wissenschaften und das gesamte deutsche Geistesleben umfassenden litterarischen Verkehrs. Für die Bevölkerung schlummerte

damals die Politik, obgleich in den Arbeitsräumen der Ministerien sich die großen Organisationen der preußischen Staatsverwaltung vollzogen; jede öffentliche Meinung und Verhandlung war gründlich zur Ruhe gebracht; mit wieviel Recht oder Unrecht, brauchen wir hier nicht zu untersuchen; für uns kommt glücklicherweise nur eine gute Seite der Lage in Betracht. In dieser Zeit politischer Stille fand die Wissenschaft ungestörte Muße zur Sammlung und Vertiefung, und nicht oft hat eine Stadt eine solche Menge bahnbrechender Geister in ihren Mauern vereinigt, wie das damalige Berlin. Es waren die Jahre, in welchen auf unserem märkischen Boden Hegel die Philosophie, Schleiermacher die Theologie reformierten, Wilhelm v. Humboldt seine tiefsinnigsten Untersuchungen erscheinen ließ, Savigny und Eichhorn die Rechtswissenschaft auf neue Grundlagen stellten, Böckh die Philologie zu einem Zweige der Geschichte umgestaltete, Bopp die vergleichende Sprachwissenschaft, Ritter die moderne Geographie in das Leben rief. Wunderbar wäre es gewesen, wenn inmitten dieser Fülle wissenschaftlichen Schaffens ein so allseitig empfänglicher Geist wie jener Rankes unberührt geblieben wäre. Es war immer noch derselbe Baum, aber in nahrungstrotzendes Erdreich versetzt, stärkte er seine Wurzeln, und breitete in sonniger Luft seine Krone fruchtbeladen nach allen Seiten aus. Auch läßt sich sehr bestimmt angeben, in welcher Richtung Rankes hier angeregte Fortschritte lagen. Zunächst reinigte er in dieser, man möchte sagen, vornehmen Gesellschaft seinen Stil von den Manieren und Absonderlichkeiten der früheren halb autodidaktischen Periode; in den Schriften dieses gereiften Mannesalters erscheint er als einer der besten Prosaisten unserer gesamten Litteratur. Die Hauptsache aber ist: zu der Meisterschaft, welche sein erstes Werk in der Auffassung der einzelnen Begebenheit, in der farbigen Darstellung des individuellen Lebens gezeigt hat, tritt jetzt das Streben, den unsichtbaren Zusammenhang der Dinge und die ideale Einheit der Weltgeschichte zu erkennen und zu veranschaulichen. Ohne Frage hat hier Savignys Lehre von dem unbewußten Schaffen der Volksseele in Sprache, Sitte und Recht

auf ihn gewirkt; ebenso Wilhelm v. Humboldts Abhandlung, worin er dem Geschichtschreiber die Aufgabe stellt, durch die Erforschung der Ereignisse zur Erkenntnis ihres geistigen Kernes, der leitenden, von einer allgegenwärtigen Weltregierung ausgehenden Ideen vorzudringen, und endlich Hegels Philosophie der Geschichte, nach welcher jede geschichtliche Bewegung als ein Moment der fortschreitenden Entwickelung des absoluten Geistes zu bezeichnen ist. Keine dieser Theorien hat Ranke unbedingt zu der seinigen gemacht, wohl aber hat er bei vielfachem Widerspruch im einzelnen ihre Grundanschauungen in sich aufgenommen, der eigenen Natur entsprechend zum Teil sie umgeformt und danach die Anforderungen an seine Schöpfungen gesteigert. In einer 1839 gehaltenen akademischen Rede spricht er sich näher darüber aus. „Wie sehr“, sagt er, „die Historie danach trachtet, die Reihenfolge der Begebenheiten so scharf und genau wie möglich aufzurollen, und jeder derselben ihre Farbe und Gestalt wieder zu geben, so bleibt sie doch bei dieser Arbeit nicht stehen, sondern sucht bis zu den tiefsten und geheimsten Regungen des Lebens, welches das Menschengeschlecht führt (den Ideen W. Humboldts), hindurchzudringen“. Er warnt dann, dies Ziel auf dem Wege philosophischer und theologischer Spekulation, anstatt durch kritisches Studium des Einzelnen anzustreben (auch das ganz in Humboldts Sinne), ebenso aber andrerseits nicht im Einzelnen stecken zu bleiben, sondern das letzte Ziel unverrückt im Auge zu behalten. Es gelte zu entdecken, wohin in jedem Zeitalter das Menschengeschlecht sich gewandt, was es erstrebt und erlangt hat. Was könne es Süßeres und Erquickenderes geben, als den Kern und das tiefste Geheimnis der Begebenheiten in sich aufzunehmen, und die letzten Quellen des Werdens, Wachsens und Vergehens zu erkennen? „Denn das“, sagt er, „ist gleichsam ein Teil des göttlichen Wissens. Eben nach diesem aber suchen wir mit Hilfe der Geschichte vorzudringen: ganz und gar in dem Streben nach diesem Erkennen bewegt sie sich“. Die Wege zum Ziele sind andere als bei dem Philosophen, in der Beschreibung des Zieles selbst klingen unverkennbar Hegelsche Vorstellungen an.

Dem so von Ranke erläuterten Ideale der Geschichtschreibung entsprechen nun die Werke seiner zweiten Lebensperiode, welcher, wie der ersten, wir eine Länge von etwa 30 Jahren zuweisen können. Die kritische Forschung, auf der sie beruhen, ist stets dieselbe, genau, gründlich, methodisch. Die Darstellung jeder einzelnen Person oder Handlung zeigt dieselbe Kraft der plastischen Phantasie wie das erste Jugendwerk, nur noch sicherer und ebenmäßiger ist die Modellierung geworden. Endlich sind alle diese Schöpfungen vom Standpunkte des Universalhistorikers, in dem eben besprochenen Sinne, entworfen und ausgeführt. Und wunderwürdig ist hier das Gleichgewicht, in welchem bei diesen Arbeiten das Studium des Forschers, die künstlerische Gestaltung und die philosophische Betrachtung sich erhalten, und somit keines die Wirksamkeit und die Vorzüge der anderen beeinträchtigt. Hier wurzelt denn auch die von Ranke so oft empfohlene Objektivität des Geschichtschreibers. Wer jede Begebenheit als ein Entwickelungsmoment des absoluten Geistes begreift, kann dieselbe nicht füglich lieben oder hassen, und auch bei dem Künstler ist keine Rede mehr von Neigung oder Abneigung gegen seine Helden oder Verbrecher, sobald er dieselben in künstlerische Bilder verwandelt hat. Allerdings hat das Verhältnis noch eine andere Seite. Es ist, denke ich, ein Gesetz unserer Natur und folglich auch ein Gesetz der Geschichte, daß der Mensch das menschliche Thun und Leiden mit anderen Gefühlen betrachtet, als der Naturforscher seine Metallstufen und Infusorien. Der Historiker bedarf im Anblick der menschlichen Leidenschaften, um sie in ihren Tiefen zu verstehen und in ihrer Energie wiederzugeben, einer entsprechenden Mitleidenschaft; es besteht kein Widerspruch zwischen unparteiischer Erklärung der Dinge nach ihrem geschichtlichen Zusammenhange und den Gefühlen der Bewunderung oder des Abscheues nach ihrer individuellen Erscheinung. Hiernach will ich folgendes bekennen. Jede Rankesche Schrift dieser Periode ist ein von keinem Zeitgenossen übertroffenes Meisterwerk. Aber ich kann nicht umhin, doch einen Unterschied zu machen. Lese ich die „Fürsten und Völker Südeuropas“, die Geschichte der Päpste, die serbische

Revolution, so erwächst mir ein Genuß ganz ähnlicher Art, wie wenn ich eine Galerie trefflicher Gemälde und Statuen durchschreite. Ganz anders aber wird mir zu Sinne, wenn ich „die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ aufschlage. Die Erforschung der Quellen ist hier ebenso unbefangen, die Darstellung des Einzelnen ebenso unparteiisch, wie irgendwo sonst. Aber der ganze Untergrund des Werkes, wenn Sie den Ausdruck verstatten wollen, ist durchtränkt von der Begeisterung des deutschen Patrioten für die höchste That des deutschen Geistes; wir haben es vor Augen, wie diese Geschichte in der Seele des Verfassers nicht bloß erdacht, sondern durchlebt worden ist, und deshalb hat auch die Darstellung in diesem Buche einen warmen und kräftigen Ton, eine packende Lebhaftigkeit und Größe, wie sie anderweitig nicht leicht wieder erreicht worden ist.

In denselben Jahren, in welchen Ranke auf die höchste Stufe schriftstellerischer Leistung gelangte, wurde er auch der Gründer einer historischen Schule, die man jetzt die historische Schule Deutschlands nennen kann.

Der erste Eindruck, welchen Rankes Erscheinung auf dem Katheder machte, war der einer gewissen Verwunderung. Der große, von dunklem Lockenhaar eingerahmte Kopf auf der kleinen Figur, die stete Beweglichkeit, die mit hastigen Gesten dem Gedankengang folgte, der Vortrag selbst, bald stockend im Suchen des treffenden Ausdrucks, bald wieder in überstürzender Schnelligkeit vorwärts drängend und deshalb dem Ohre oft schwer verständlich, das alles erschien seltsam, jedoch nicht gerade einladend. Wer sich aber an diese Äußerlichkeiten gewöhnte, wurde hingerissen durch den geistsprühenden Reichtum des Inhalts, durch die farbige und plastische Anschaulichkeit der Form; überall trat die Selbständigkeit der Forschung und die Originalität der Auffassung zu Tage. Ranke sprach völlig frei, hatte aber vorher den Gegenstand in jeder Beziehung auf das gründlichste schriftlich durchgearbeitet und sich damit die volle Beherrschung desselben für die mündliche Neugestaltung gesichert. Er wünschte dabei, seinen Zuhörern neben dem Bilde der Ereignisse auch

einen Einblick in die Mittel zu ihrer Erkenntnis zu gewähren; so ließ er es an Quellenbelegen und kritischen Bemerkungen nicht fehlen. Jedoch hielt er hierin ein sehr bestimmtes Maß inne; die Vorlesungen waren und blieben ihm in erster Linie die Quelle allgemeiner Bildung für die gesamte Jugend, die Verkündung des geistigen Gehalts in der Verkettung der menschlichen Schicksale. So war ihm auch das moderne Spezialisieren der Vorlesungen fremd; er umfaßte in jedem Halbjahr ein großes Gebiet der Weltgeschichte oder etwa 15 Jahrhunderte des deutschen Volkslebens, wohl wissend, daß nur bei weiterem Überblick fruchtbare Ergebnisse möglich sind. Für die Ausbildung derer, welche sich berufsmäßig der Geschichtschreibung widmen wollten, richtete er besondere historische Übungen ein, wo unter seiner sicheren Leitung der Schüler ohne vieles Theoretisieren die kritische Methode durch eigene Arbeit erlernte. Er verstattete ihm dafür freie Wahl des Arbeitsthemas, war aber stets bereit, aus seinem unabsehbaren Wissensstoff lehrreiche Probleme zur Vorlage zu bringen. Fehler gegen die kritischen Gesetze erfuhren in freundlicher Form eine unbarmherzige Beurteilung. Im übrigen ließ Ranke jedes Talent in seiner individuellen Bewegung gewähren, eingedenk der höchsten pädagogischen Regel, daß die Schule nicht die Abrichtung, sondern die Entfaltung der persönlichen Kräfte zur Aufgabe hat.

Es sei mir verstattet, hier einige Worte über jene so oft besprochene „Methode“ der historischen Kritik einzuschalten. Sie ist durchaus kein neu entdecktes Geheimnis, wie etwa eine bisher unbekannte Methode der mathematischen Rechnung oder der industriellen Fabrikation. Ihr Grundsatz ist vielmehr altbekannt und erscheint einem Jeden, einmal ausgesprochen, selbstverständlich. Er lautet nämlich dahin, daß jeder Erzähler eines Ereignisses uns zunächst nicht dieses selbst, sondern den Eindruck, den er von demselben erhalten hat, berichtet. In diese seine Auffassung mischt sich aber nach aller Erfahrung stets ein subjektives Element, und durch dessen Ausscheidung das wirkliche Bild des Thatbestandes zu erhalten, ist die Aufgabe der historischen Kritik. Natürlich vermehrt sich dies subjektive Element, wenn ein zweiter,

dritter, vierter Berichterstatter seine Kenntnis erst aus der Erzählung seines Vorgängers schöpft; die Kritik strebt also stets auf die erste Quelle zurückzugehen und, soweit wie möglich, nicht aus erzählenden, sondern aus solchen Schriften zu schöpfen, welche Stücke der zu erforschenden Aktion selbst gewesen sind, also z. B. nicht aus dem Berichte eines Feldherrn über eine Schlacht, sondern aus seinen Befehlen vor und während derselben. Das alles haben, wie gesagt, auch frühere Historiker gewußt, Niebuhrs und Rankes Arbeiten aber auf diesem Gebiete sind deshalb epochemachend geworden, weil sie sich durch eine bewußtere Anschauung der Regel zu einer festeren und gründlicheren Anwendung derselben in einer bis dahin unerreichten Meisterschaft, und zwar Ranke in noch höherem Grade als Niebuhr, erhoben haben. Und daß, je einfacher eine wissenschaftliche Regel ist, desto vielseitiger und schwieriger sich ihre Anwendung gestaltet, weiß jeder, der mit dem Wesen wissenschaftlicher Operationen vertraut ist. Das Mittel, durch welches die Kritik zu jener Ausscheidung des subjektiven Elements aus den ihr vorliegenden Berichten gelangt, besteht in möglichst erschöpfender Kenntnis der äußeren Stellung und der individuellen Natur des Berichterstatters: so wie der Physiker aus der Kenntnis des Glases, durch welches ein Lichtstrahl passiert, auf die ursprüngliche Richtung und Farbe des letzteren zurückschließt. Beiläufig gesagt, kann man schon hieraus ersehen, wie ungegründet die neuerlich zuweilen aufgetauchte Meinung ist, die Geschichtschreibung sei nicht Wissenschaft und Kunst zugleich, sondern lediglich als Wissenschaft zu betrachten und zu behandeln. Wenn die historische Kritik danach streben muß, die individuelle Natur der Berichterstatter in deren innerstem Wesen zu erkennen, so betritt sie damit ein Gebiet, wo das logische Verfahren der Wissenschaft nicht mehr ausreicht: der Kern einer menschlichen Persönlichkeit läßt sich nicht definieren, wie die chemische Formel eines zusammengesetzten Körpers; er läßt sich nur erfassen durch anschauende Phantasie, also durch ein dem künstlerischen durchaus analoges Verfahren. Und was von dem Erkenntnismittel der historischen Kritik, gilt in noch höherem Maße von dem Gegenstande der historischen Betrachtung. Dieser

Gegenstand ist ja ein- für allemal der Mensch in seiner geistigen Entwickelung, in den Beweggründen zu seinem Handeln, Unterlassen und Leiden, in den gegenseitigen Einwirkungen seiner individuellen Natur und der ihn umgebenden Verhältnisse. Auf jeder Stufe seiner Thätigkeit ist also der Historiker neben dem forschenden Verstande auch an ein, allerdings geregeltes, Wirken der anschauenden Phantasie gewiesen, und niemals hat ein großer Historiker gelebt, der bloß ein kritischer Gelehrter und nicht auch ein produktiver Künstler gewesen wäre. Nur aus der Vereinigung methodischer Forschung, philosophischer Auffassung und künstlerischer Reproduktion erwächst die echte Geschichtschreibung.

So sehr nun in den von Ranke geleiteten Übungen der Natur der Sache nach die kritische Quellenforschung die Hauptsache blieb, so nahm doch der Meister in jedem Semester die Gelegenheit wahr, uns auf die hohen Ziele der Geschichte im Sinne seiner Rede von 1839 hinzuweisen, und uns daran zu erinnern, daß die kritische Methode nicht der Selbstzweck der Wissenschaft, sondern nur ein Mittel zum höheren Zwecke ist. Noch heute lebt mir nach 50 Jahren im Gedächtnis, wie er in einer Stunde sein Verhältnis zu Hegels Philosophie der Geschichte eingehend beleuchtete, in einer andern die künstlerische Darstellung der Ermordung der Agrippina bei Tacitus und Seneca geistreich in Vergleichung setzte. Mit einem Worte, er wollte, daß seine Schüler ihre wissenschaftlichen Gebäude niemals ohne festes Fundament aufführen, aber auch, daß sie nicht die Errichtung fester Kellergewölbe für die höchste Aufgabe ihres Berufes halten sollten.

Aber noch fehlt ein Zug zu dem Bilde dieser unvergleichlichen Lehrthätigkeit. Wenn er im Kreise der Seinen sich liebevoll der Kinder und Enkel erfreute, pflegte er wohl zu sagen: aber ich habe noch eine andere ältere Familie, die wissenschaftliche Familie, meine Schüler und meiner Schüler Schüler. Er war glücklich in ihren Erfolgen und bewahrte ihnen väterliche, thätige Anhänglichkeit das ganze Leben hindurch. Keine später hervortretende Meinungsverschiedenheit vermochte dieses Band zu lockern. Ich habe als herangewachsener Mann vielleicht mehr als ein anderer seiner Zöglinge mit ihm über Grundfragen unserer Wissenschaft

gestritten, und mit tiefer Bewegung gedenke ich heute der schönen Liberalität, mit der er mir nach jeder solchen Verhandlung die Unauflöslichkeit unserer Freundschaft bekundete.

In Summa, nach Kopf und Herz war Ranke ein Lehrer von Gottes Gnaden.

Während all dieser gewaltigen und fruchtreichen Arbeiten entwickelte sich auch äußerlich sein Berliner Dasein in erfreulicher Weise. Er gewann sich eine treffliche, leider zu früh ihm entrissene Gattin, sah tüchtige und liebenswürdige Kinder heranwachsen und sein Haus zum Mittelpunkte einer reichen Geselligkeit werden. Mit jedem Jahre erhöhte sich ihm Ansehen und Anerkennung; die Fürsten unseres Königshauses zeichneten ihn durch ihre Gnade aus; mit einer Menge hochstehender Personen unserer Beamten- und Gelehrtenkreise trat er in vertraute Beziehung. Allerdings auch an Anfechtung fehlte es nicht. Es wird nach allem Gesagten keiner besonderen Ausführung bedürfen, daß eine in seiner Weise veranlagte Natur auf dem Felde der praktischen Politik sich nicht anders als konservativ verhalten konnte, zumal der Liberalismus der dreißiger Jahre, so vielen Grund zur Opposition gegen das Bestehende er hatte, in seinen positiven Programmen einem wissenschaftlich geübten Auge schlimme Blößen gab, und sich gegen die revolutionären Parteien nicht deutlich abzugrenzen wußte. Ranke, der sonst niemals Talent oder Neigung zum litterarischen Streite gezeigt hatte, ließ sich, man sagt durch Savigny, 1832 bestimmen, in den Kampf der Parteien durch eine „historisch-politische Zeitschrift" einzugreifen, welche aus seiner Feder eine Reihe ganz vortrefflicher geschichtlicher Darstellungen über Gegenstände des Occidents und Orients aus alter und neuer Zeit, sowie gedankenreiche Beurteilungen der Lehre der Volkssouveränität brachte, aber in keiner Weise zu kräftiger politischer Einwirkung geeigenschaftet war und nur die Wirkung hatte, daß er vor der gesamten liberalen Welt als serviler Anhänger des Alten verklagt wurde. Nun sollte er auch als Historiker zu Falle gebracht werden, und zahlreiche Stimmen stellten ihm als überlegenen Rivalen den alten Schlosser entgegen, dessen damals erscheinende Geschichte des 18. Jahrhunderts,

trotz ungenügender Forschung, enger Auffassung und holpriger Darstellung, einen großen Erfolg aus dem einfachen Grunde errang, weil das Buch die mißvergnügten Stimmungen des deutschen Bürgertums in angesammelter Verdichtung wiederspiegelte und demnach als ein strenges Sittengericht über die Schlechtigkeit aller Regierungen mit Jubel gefeiert wurde. Heute ist es kaum zu verstehen, wie es möglich war, Ranke mit Schlosser überhaupt nur in Vergleich zu setzen. Ranke hat sich niemals auf einen Streit darüber eingelassen, 1836 seine Zeitschrift abgeschlossen und sich wieder zu seinem eigenen Gebiete, zur Vollendung seiner deutschen Geschichte, zurückgewandt. Seine politische Gesinnung blieb unverändert, und als 1848 die revolutionären Stürme auch über Preußen und Deutschland hereinbrachen, fand ich ihn tief erschüttert und gebeugt. Die Ereignisse gingen dann ihren Gang; er konnte sich nach einigen Jahren getrosten Mutes wieder aufrichten. Aber der erlittene Eindruck hatte doch nachhaltige Wirkung gehabt. Bald nachher trat er in das 60. Lebensjahr; der dritte Abschnitt seines reichen Wirkens begann, nach Jugend und Mannesreife das höhere Alter.

Es war, wie ein halbes Jahrhundert früher bei Goethe, ein allmählicher Übergang, der sich hier vollzog, keine Abnahme der geistigen Kräfte, aber eine leise Abwandlung ihrer Richtung. Wenn in den Berliner Mannesjahren sich die naive Jugendlust an der bunten Welt der äußeren Vorgänge mit dem Drange zur Erkenntnis der in denselben wirkenden Ideen harmonisch verschmolzen hatte, so gewann jetzt das Interesse für diesen idealen Kern der Dinge ein immer wachsendes Übergewicht. Der Reiz der individuellen Erscheinung trat zurück vor dem Zuge der weltgeschichtlichen Gesamtentwickelung. Nicht der Mensch bildet die Idee seines Handelns, sondern die Idee bestimmt das Streben des Menschen. Nicht das Individuum beherrscht die ihn umgebende Gesamtheit, sondern deren Geist gestaltet die Schritte des Individuums. „Der Mensch“, sagte Ranke an seinem 90. Geburtsfeste, „ist wie ein Baum, der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als sie von Luft und Licht, Wind und Wetter empfängt. Das ist das Bedeutende, daß die

Zeitgenossenschaft eine unendliche Wirkung auf das Individuum übt, und zwar nicht durch persönliche Einflüsse allein, sondern durch den Zug der Dinge, und die einander berührenden Elemente des äußeren und inneren Lebens in ihrer Gesamtheit." So weicht in seinen späteren Werken das sinnlich-konkrete Element der Geschichtschreibung vor dem idealen und abstrakten zurück; die Bedeutung des Individuums wird dem Zuge der allgemeinen Ideen untergeordnet, und demütig räumt die nachbildende Phantasie der divinatorischen Weisheit die erste Stelle ein.

Die nächste Folge ist eine gewisse Modifikation in der Form der Darstellung. Wenn die früheren Werke Gemälde in leuchtender Farbenpracht aufstellten, könnte man manche der späteren mit geistreich entworfenen und trefflich stilisierten Kreidezeichnungen vergleichen. In den früheren wird der ideale Gehalt durchgängig nur durch die Gestaltung und Gruppierung der Thatsachen ausgedrückt, in den späteren werden fort und fort die leitenden Ideen, die herrschenden Gedanken, auf die alles ankommt, die Kombinationen, auf denen alles beruht, ausdrücklich definiert. Sodann erscheint die frühere Zurückhaltung im Urteil über Menschen und Dinge noch weiter gesteigert: eine Zeit lang treibt eine Idee die Ereignisse mit innerer Notwendigkeit hervor, dann löst eine andere sie ab, und eine jede von ihnen erscheint berechtigt, soweit sie in den Erfolgen ihre siegende Kraft bethätigt.

Dies alles wird nun nicht mit der einseitigen Strenge einer geschlossenen Doktrin durchgeführt. Es ist, wie gesagt, ein allmählicher Übergang; eine feste Zeitgrenze läßt sich umsoweniger angeben, als mehrere der köstlichen Früchte dieser Jahre, z. B. Wallenstein, Don Carlos, der Ursprung des Siebenjährigen Krieges, zwar erst jetzt zur letzten Reife und zur öffentlichen Ausstellung gelangten, aber schon seit langer Zeit gekeimt und langsam gezeitigt waren, und somit die volle Frische und Farbe ihres Ursprungs bewahrt hatten. Die größeren, etwas vor und nach 1860 entstandenen Schriften, die französische und die englische Geschichte, stehen in dieser Beziehung gegen die frühere deutsche Geschichte zurück; immer werden auch hier die hervorragenden Persönlichkeiten in lebendiger Anschaulichkeit vorgeführt,

und ihr Verhalten nach den auf sie wirkenden Umständen und Einflüssen erläutert: dabei bricht hier auch noch bei besonders gräßlichen Vorfällen ein entschiedener sittlicher Zorn hervor, bei der Bartholomäusnacht z. B. oder der Aufhebung des Edikts von Nantes. Die Regel aber bildet das Streben nach unbedingter Objektivität, der Wunsch, über dem Streite der Parteien zu stehen und, wie Ranke es einmal ausdrückt, ihn zu begreifen — womit denn für die historische Betrachtung die Schärfe der Gegensätze aufgehoben wäre. So wird Karl I. von England in der Entwickelung seiner Laufbahn ebenso „begriffen“, wie Oliver Cromwell in der seinigen: persönlich war Ranke ein begeisterter Royalist, aber als Historiker knüpft er an die Hinrichtung König Karls kein Wort des Tadels, sondern eine sehr gelassene Untersuchung, inwieweit jener den Titel eines Märtyrers verdiene. Ebenso ist er, der alte Bekämpfer aller radikalen Theorien, in einer späteren Schrift bereit, den Jakobinern von 1792, als den Dienern der Idee der Nationalsouveränetät, die Berechtigung zum kriegerischen Angriff auf das monarchische Europa einzuräumen. Wie sehr jetzt die Betonung der einzelnen Persönlichkeiten gegen die Hervorhebung der großen Gesamtströmungen in den Schatten tritt, zeigt sich auch in den zahlreichen Schriften dieser Jahrzehnte über die preußische Geschichte. Sie sind erfüllt von Aufhellung bisher dunkler oder unbekannter Punkte, von einer Menge lehrreicher Wahrnehmungen und treffender Gedanken: aber der frühere Meister des geschichtlichen Porträts hat hier Pinsel und Palette niedergelegt; die drei Könige, von denen er handelt, werden in ihrer individuellen Eigentümlichkeit nur so unbestimmt gezeichnet, daß Friedrich Wilhelm II. beinahe gleichwertig mit dem großen Friedrich erscheint. Das gewaltige Schlußwerk endlich unseres Historikers, die Weltgeschichte, zeigt dann das vollständige Obsiegen der seit 30 Jahren eingeschlagenen Richtung, unterbrochen nur in einzelnen Partien, wo Ausarbeitungen der Jugend- und Mannesjahre der Erzählung zu grunde gelegt sind. Mit ungeminderter Geisteskraft war Ranke damit Tag auf Tag beschäftigt: bis zu dem Augenblicke, wo die völlige Erschöpfung des körperlichen Daseins eintrat und die

irdischen Dinge keinen Zugang mehr in sein Bewußtsein fanden. Die selbstgewählte Devise seines Adelswappens, labor ipse voluptas, ist der Inhalt seines Lebens geblieben. Wie ein siegender Kämpfer starb am 23. Mai 1886 dieser Held des geistigen Schaffens auf dem Felde der Arbeit, auf dem Felde der Ehre. Er hatte alle Gegner, Nebenbuhler und Kritiker überlebt; er hatte gesehen, wie der Einfluß seiner Schriften die ganze gebildete Welt durchdrang, und seine Schüler und deren Schüler den geschichtlichen Unterricht fast in ganz Deutschland beherrschten. Die deutschen Souveräne überhäuften ihn mit Huld und Ehrenbezeugungen; alle Akademien Europas wetteiferten, ihm ihre Diplome zu übersenden; die litterarische Kritik brachte jedem seiner Werke ausnahmslose Verehrung entgegen, und auch der Beifall und die Teilnahme des großen Publikums war in stetem Wachsen begriffen. Er hatte eine Stellung gewonnen, wie außer Alexander v. Humboldt kein anderer Gelehrter unseres Jahrhunderts. Und wer wollte bezweifeln, daß sie wohl verdient war, nach dem kolossalen Umfang seiner Forschung, der jugendlichen Meisterschaft seines künstlerischen Talents, dem harmonischen Zusammenwirken aller seiner Geisteskräfte in den männlichen Jahren. Und auch die Entwickelung seiner letzten Periode war eine völlig naturgemäße. Vor elf Jahren schrieb er in sein Tagebuch: „Der alternde Körper verliert an sinnlicher Reaktionsfähigkeit, die Seele wird auf sich selbst angewiesen". Gewiß, so ist es. Dem Auge des Geistes verblaßt die Schönheit der äußeren Erscheinungen; er ist gedrängt, den unvergänglichen Gedanken nachzuforschen, welche der Kern des echten Lebens sind. Hier erkennt er die Fülle, die Tiefe und die Schranken des menschlichen Strebens; die Weisheit schenkt ihm Hoffnung und Resignation; diese lehrt ihn mildes Urteil nach allen Seiten, jene erquickt ihn mit der Aussicht auf eine fruchtbare Zukunft des Menschengeschlechts. Glücklich, wem die geistige Schöpferkraft beschieden ist, auch auf dieser Stufe der Betrachtung Leben atmende und Leben ausstrahlende Werke den Nachkommen zu überliefern: er hat gelebt für alle Zeiten.

Georg Waitz.

(An die Redaktion der Kölnischen Zeitung.)

1886.

Sie begehren von mir ein Wort des Nachrufs an den so plötzlich aus der Fülle ruhiger Kraft hinweggenommenen Freund. Es ist schwer, im ersten Schmerze des bitteren Verlustes die Gedanken zu sammeln und zur Feder zu greifen, und doch wäre es mir wie ein Unrecht an dem Geschiedenen, mich Ihrem Wunsche zu versagen. Sie erwarten von mir in diesem Augenblicke keine in das Einzelne gehende Biographie; ich versuche nur, das Bild des trefflichen Mannes, wie es in meinem Herzen lebt, in wenigen Zügen Ihren Lesern vor Augen zu stellen.

Waitz war von den heute noch lebenden Schülern Rankes der älteste und seit einem halben Jahrhundert mit ihm persönlich aufs engste verbunden. Als junger Studiosus der Rechte war er im Anfange der dreißiger Jahre hieher gekommen und hatte sich zur Teilnahme an Rankes historischen Übungen gemeldet. Ranke hatte zuerst Bedenken, wie das Waitz gern zu erzählen pflegte, ob der etwas reservierte Schleswiger gut einschlagen würde, verstattete ihm aber den Eintritt, und nach einem halben Jahre waren alle Zweifel verschwunden und Ranke darüber sicher, daß er hier einen Schüler ersten Ranges gewonnen hatte. In diesem Kreise lernte auch ich Waitz kennen, als ich 1834 die Universität als Sechzehnjähriger bezog, und habe noch deutlich in Erinnerung, wie mir sein überlegenes Wissen und seine durchdringende Kritik imponierten und seine

stets freundliche Weise dem Jüngeren seinen Verkehr erfreulich machte. So war er als aufstrebender Anfänger, so ist er geblieben, als seine großen wissenschaftlichen Arbeiten ihn zu europäischem Ruhme erhoben und ihn in mehr als einer Beziehung zum Mittelpunkte der historischen Forschung in unserem Vaterlande gemacht hatten.

Seine Geschichte König Heinrichs I. von Deutschland, dem er, beiläufig gesagt, die bis dahin üblichen Beinamen des Vogelstellers und Städtegründers kritisch beseitigte, verschaffte ihm bald eine Professur in Kiel. Hier ließ er 1844 den ersten Band seines großen Lebenswerkes, der deutschen Verfassungsgeschichte, erscheinen, welchem dann im Verlaufe der Jahre sieben weitere Bände gefolgt sind. Die Entwickelung des fränkischen und des deutschen Reiches und seines öffentlichen Rechtes wird in demselben bis zum 12. Jahrhundert fortgeführt (ganz so weit, wie auch Ranke seine Weltgeschichte hat ausarbeiten können), mit einer Fülle der Quellenkenntnis, einer Genauigkeit der Spezialkritik, einer Beherrschung der auf diesem Gebiete fast unabsehbaren Litteratur, wie sie keiner seiner zahlreichen Vorgänger auch nur annähernd erreicht hatte. So war denn auch der äußere Erfolg höchst bedeutend. Bei diesem durchaus gelehrten, keineswegs populären Werke folgte Auflage auf Auflage; heute gibt es keinen Deutschen, keinen Franzosen oder Engländer, der sich mit Studien des früheren Mittelalters beschäftigt, ohne auf Waitz' Arbeit weiterzubauen oder sich mit Waitz auseinander zu setzen. Die mächtige Arbeitskraft, die in diesem Buche zu Tage trat, war um so staunenswerter, als sie den Mann bei weitem nicht vollständig in Anspruch nahm. Er lieferte daneben die Ausgabe mehrerer Quellenschriften für die damals von Pertz geleiteten Monumenta Germaniae historica, las seine Kollegien in musterhafter Gründlichkeit und beteiligte sich warmen Herzens bei der politischen Bewegung Schleswig-Holsteins gegen die heranwachsenden dänischen Eingriffe in die alten Landesrechte seiner Heimat.

Auch auf diesem Gebiete blieb ihm die Anerkennung nicht aus. Er wurde 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt,

wo er als Mitglied des rechten Centrums eine hervorragende Stütze der preußischen Kaiserpartei wurde, mehr als einmal auch mit bedeutendem Erfolge die Rednerbühne bestieg und hier allerdings mehr mit kritischem als mit positivem Talente seine Wirkungen erzielte. Nach der Herstellung der dänischen Herrschaft in den Herzogtümern war begreiflicherweise dort keine Stätte mehr für ihn; er folgte dann gern einer schon früher erhaltenen Berufung zu einer historischen Professur in Göttingen, wo er seitdem lange Jahre hindurch mit einem seltenen Erfolge als Lehrer gewirkt hat.

Die Aufgabe des Historikers zeigt mannigfaltige Seiten. Er soll kritischer Forscher, politischer Sachverständiger, darstellender Künstler sein. Als Forscher hat er die Pflicht, jede Einwirkung seiner subjektiven Stimmungen zurückzudrängen; bei der Auffassung aber des geistigen Gehalts der Ereignisse wird stets der subjektive Standpunkt des Betrachters sich geltend machen; vollends die künstlerische Darstellung erhält ganz und gar von der Persönlichkeit des Künstlers ihr Gepräge. So sind in allen Zeiten und Ländern die Fälle äußerst selten, wo diese verschiedenen Fähigkeiten sich in einer glücklich begabten Individualität zu harmonischem Gleichgewicht vereinigen: fast immer wird auch bei hochbegabten Naturen ein gewisses Übergewicht nach der einen oder der anderen Seite sichtbar werden. So war es auch bei Waitz. Der Grundzug seines Wesens war strenge, unerbittliche Gewissenhaftigkeit. Er kannte kein höheres Gesetz für sein wissenschaftliches Thun, als nach methodischer Quellensichtung die genaueste Feststellung des objektiven Thatbestandes mit möglichster Entfernung jedes subjektiven Einflusses. Nun liefert aber die Kritik, wenn sie rechter Art ist, immer nur einzelne Data, gleichsam die Atome des Thatbestandes, und jede Kombination, jede Zusammenfassung und Schlußfolgerung, ohne die es doch einmal nicht abgeht, ist ein subjektiver Akt des Forschers. Demnach blieb Waitz, bei der eigenen Arbeit wie bei jener der anderen, immer höchst mißtrauisch gegen jedes Resumé, jede Definition, jedes abschließende Wort. Denn ein jedes schien ihm an irgend einem Punkte den Aussagen der Quellen nicht genug zu thun; er war

unermüdlich, zu feilen, zu begrenzen, bald auf dem Rechte des non liquet zu bestehen, bald zu warnen, die historische Entwickelung nicht durch willkürlich hineingeschobene Begriffe zu kreuzen. Nichts ist charakteristischer für diese seine Weise, als die einst Aufsehen erregende Polemik, in die er mit Paul Roth über den Ursprung der fränkischen Vasallität geriet, wo der Kontrast zwischen dem nach festen Umrissen strebenden Juristen und dem alles im fließenden Übergang haltenden Historiker in glänzender Weise zu Tage trat.

Nach dieser Richtung seiner innersten Natur war Waitz offenbar mehr zum forschenden als zum darstellenden Historiker bestimmt. Nicht als hätte es seinem kräftigen Geiste an politischem Urteil und gestaltender Phantasie gefehlt: aber der Kern seiner Stärke lag ohne Zweifel in der kritischen Forschung. Will man dies Einseitigkeit nennen, so hat sich auch hier das Wort bewährt, daß bei tüchtigen Menschen die Einseitigkeit die Quelle großer Leistungen ist. Auf ihr beruhten bei Waitz alle die erwähnten Vorzüge seines großen Werkes, und nicht minder machte sie ihn zu dem nach Ranke erfolgreichsten Gründer und Leiter einer historischen Schule. Gerade hiefür war die Eigenartigkeit seines Talents wie geschaffen. Die künstlerische Thätigkeit des Geschichtschreibers läßt sich überhaupt nicht lehren und höchstens anregen: was der Unterricht dem Schüler zu liefern vermag, ist die Objektivität, Gründlichkeit und Vollständigkeit der methodischen Kritik, und hierfür fand jeder Lernbegierige, der in die Göttinger Übungen eintrat, in Waitz den trefflichen Führer und Meister. Das einfache Geheimnis aller großen Erfolge auf diesem Gebiete, wie sie bei Liebig und Ritschl, bei Ranke und Waitz stattgefunden haben, besteht in der Fähigkeit des Lehrers, die Schüler zu Genossen seiner eigenen Arbeit zu machen, also zunächst selbst ein hinreichend weites Arbeitsfeld zu besitzen, um darauf eine größere Anzahl von Teilnehmern zu beschäftigen, und zugleich die Methode seiner Disziplin so unbedingt zu beherrschen, um jedem Schüler die seiner Beanlagung passende Aufgabe zuweisen zu können. Diesen Anforderungen entsprach Waitz in seltenem Maße. Bei aller Gründlichkeit war

sein Studienkreis höchst umfassend; es wird wenige Teile der mittelalterlichen und der deutschen Geschichte gegeben haben, in deren Erkenntnis er nicht durch selbständiges Quellenstudium eingedrungen wäre; er war in der Lage, den immer zahlreicher herandrängenden Schülern aus dem Schatze seines Wissens stets neue, stets fruchtbare Aufgaben vorzulegen und an deren Bearbeitung ihr wissenschaftliches Vermögen sich entfalten zu lassen.

Den letzten Abschnitt seines ohne Hast und ohne Rast geführten Lebens hat er, wie man weiß, hier in Berlin zugebracht. Das große Nationalwerk der Monumenta Germaniae war durch langjährigen Krankheitszustand seines ersten Herausgebers, Pertz, in schwere Stockung geraten. Da es früher unter dem Schutze und mit der Unterstützung des Bundestages zur Ausführung gelangte, war es gleich nach Pertz' Tode Sache unserer Reichsregierung, für eine neue gedeihliche Organisation desselben zu sorgen, und der Minister Delbrück, der einst gleichzeitig mit Waitz in Rankes Übungen thätig gewesen, war sofort entschlossen, keinen Andern als ihn an die Spitze des großen Unternehmens zu stellen. Der Erfolg war, wie Delbrück ihn erwartet hatte. Männer wie Mommsen und Dümmler, Giesebrecht, Wattenbach und Sickel waren bereit, unter solcher Führung der Sache ihre Kräfte zu widmen; die Zahl der jüngeren Mitarbeiter, zum großen Teil von Waitz selbst gebildet, stieg mit jedem Jahre, und mit frischem Eifer wurden alle Abteilungen der gewaltigen Sammlung in neuen Fortgang gebracht. Waitz hielt die allgemeinen Grundsätze der Arbeit mit Umsicht und Nachdruck nach allen Richtungen aufrecht und entwickelte nicht bloß als Direktor, sondern auch als Editor eine höchst bedeutende Thätigkeit. Der Vorsitz in der neulichen Plenarversammlung der Kommission, den er schon in schwankender Gesundheit, aber mit unbeugsamer Willenskraft durchführte, war der letzte Akt seines reichen, der Wissenschaft geweihten Lebens.

Wie seine Gewissenhaftigkeit in der Forschung, war im Handeln seine Zuverlässigkeit unbedingt. Er war ein echtes Haupt seiner Familie, ein liebevoller Gatte, ein trefflicher Vater.

Er war ein treuer Freund seiner Freunde; er hat zahlreiche Gegner, aber meines Wissens niemals einen Feind gehabt. Denn stets war er auch beim wissenschaftlichen Streite nur auf die Sache gerichtet, und von mir kann ich sagen, daß jede solche Erörterung unsere Verbindung immer nur befestigt und gestählt hat. In jeder Thätigkeit war er stets sich selbst gleich, ruhig, klar und gewichtig; niemals strebte er nach Ansehen und Einfluß, aber wo er zu wirken hatte, strömte ihm Ansehen und Einfluß wie selbstverständlich zu. An den Universitäten von Kiel und Göttingen wird die Erinnerung an ihn noch lange fortleben; noch lange wird bei unserer Akademie und bei der Münchener Historischen Kommission sein Eingreifen vermißt werden. So ist sein Leben dahingegangen, ohne Prunk und ohne Schatten, von Achtung, Dankbarkeit und Liebe umringt und mit unendlich reichen Früchten unermüdeter Arbeit gesegnet. Dem verehrten Lehrer und Altmeister ist dieser Meister nach 24 Stunden im Tode gefolgt, wie bei unseren Vorfahren der erste Kampf- und Bankgenosse des fürstlichen Helden ihm nach Walhalla zu folgen strebte. Wir alten Freunde, denen mit ihm ein großes Stück der eigenen Jugend in das Grab gesunken ist, wir gedenken seiner und warten, wann an uns der Ruf zur Nachfolge ergehen wird.

Worte der Erinnerung an Julius Weizsäcker,

gesprochen bei Eröffnung der 30. Plenarversammlung der Historischen Kommission.

1889.

Unsere diesjährige Zusammenkunft beginnt unter dem schmerzlichen Eindruck eines schweren Verlustes, welchen die historische Kommission vor wenigen Wochen erlitten hat. Unser trefflicher Freund und Genosse Weizsäcker ist in Kissingen, wo er im vorigen Jahre die Heilung von einem langjährigen Übel gefunden, durch ein plötzlich entstandenes, rasch entwickeltes neues Leiden am 3. September dahin gerafft worden. Wir haben unsern verehrten Kollegen Kluckhohn und Hegel zu danken, jenem, daß er dem Verewigten in dessen Schmerzenstagen tröstend zur Seite gestanden, diesem, daß er ihm im Namen der Kommission die letzte Ehre erwiesen und Lorbeer und Palmen auf den Sarg gelegt hat.

Julius Weizsäcker, geboren am 28. Februar 1828, Sohn des lutherischen Pfarrers zu Öhringen im Hohenloheschen, studierte, dem väterlichen Berufe folgend, im Tübinger Stifte Theologie, wo Chr. Baurs überwiegender Einfluß seinem Geiste die allgemeine Richtung auf historische Anschauung gab, so daß er nach wohl bestandenem theologischen Examen sich definitiv für das geschichtliche Studium entschied, und in Berlin zu Rankes eifrigsten und begabtesten Schülern zählte. Nach einem kurzen, fränkischen Forschungen gewidmeten Aufenthalte in Paris, übernahm er zuerst eine Repetentenstelle an der Klosterschule zu

Blaubeuren, erlangte 1855 aber eine gleiche Anstellung am Tübinger Stifte, mit dem Rechte Vorlesungen zu halten, was ihn dann vier Jahre später zur förmlichen Habilitation als Privatdozent der Geschichte führte. Als Docent behandelte er in dieser Zeit eine lange Reihe mannigfaltigster Gegenstände mit großem Fleiß und anregender Lebhaftigkeit. Seine litterarischen Studien richteten sich, an die theologischen Lehrjahre anknüpfend, auf das Gebiet der fränkischen Kirchengeschichte: im Jahre 1858 veröffentlichte er in Niedners Zeitschrift eine größere Abhandlung über Pseudo-Isidor und Hinkmar; 1859 folgte eine mustergiltige Erörterung des Dogmas von der göttlichen Vorherbestimmung im neunten Jahrhundert, sowie eine Untersuchung über den Kampf gegen den Chorepiskopat im fränkischen Reiche. Schon diese ersten Arbeiten, auf die er noch einmal 1860 in einer resumierenden und verbessernden Abhandlung über die pseudo-isidorische Frage zurückkam, zeigen die Richtung und die eigentümlichen Vorzüge des heranreifenden Gelehrten: einen nie versagenden Scharfblick der Beobachtung, eine erschöpfende Gründlichkeit der Forschung, eine fast peinliche Genauigkeit in der Feststellung der Ergebnisse. So ist er geblieben bis zu dem letzten Tage seines Wirkens, gewissenhaft und zuverlässig, selbstlos jede Kraft an jede übernommene Aufgabe setzend, Erholung lediglich in dem Wechsel der Arbeit suchend, und zu allen Zeiten nur einer einzigen Pflicht zu wenig eingedenk, der Pflicht der Selbsterhaltung.

Sehr bald nach seiner Habilitation in Tübingen gelangte an ihn der Antrag, der für seinen ganzen weitern Lebensgang entscheidend werden sollte. König Max hatte 1857 die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten genehmigt und dieselbe 1858 bei der Gründung unserer Kommission unter deren Unternehmungen eingereiht. Gleich nachher folgte der mit der Spezialredaktion beauftragte Georg Voigt einer Berufung an die Universität Rostock, und 1860 wurde Weizsäcker aufgefordert, an dessen Stelle zu treten. Er war freudig bereit, und griff sofort mit wahrem Feuereifer das gewaltige Thema an. In schnellem Fortschritt war er heimisch auf dem weiten Gebiete,

dem fortan der größte Teil seiner Anstrengungen und Lebensinteressen zu gehören bestimmt war. In kurzer Frist entstand ein umfassender, Schritt auf Schritt nach allen Richtungen ausgearbeiteter Arbeitsplan. Kräftige und tüchtige Mitarbeiter wurden herangezogen und dann mit ausdauerndem Fleiß die große Sammlung begonnen. Es ist nicht nötig, hier auf den Verlauf der Arbeit des näheren einzugehen: sie hat sich gleichsam unter den Augen der Kommission mit stets gleicher Energie und Ausdauer fortgesetzt, und Weizsäcker selbst hat in der Einleitung zum ersten Bande, die für sich allein als ein Meisterwerk gelehrter Redaktion bezeichnet werden kann, ausführliche Rechenschaft darüber gegeben. Der einzige Tadel, der sich vielleicht erheben ließe, würde sich auf das Zuviel des Sammelfleißes und der Gründlichkeit richten, die Ausbeutung von 74 sehr ungleichwertigen Archiven, unendliche Mühsal bei der Sammlung wichtigen und unbedeutenden Details, Angabe der Varia lectio bis in die kleinsten Einzelheiten, infolgedessen sieben Jahre bis zum Erscheinen des ersten, eine wenig kürzere Pause bis zur Ausgabe des zweiten Bandes! Es waren zwei Umstände, welche die Breite dieses Verfahrens veranlaßten, einmal die von Leopold Ranke sehr bestimmt erteilte Instruktion, bei der Dürftigkeit des Materials im 15. Jahrhundert jeden irgend auffindbaren Zettel einzuheimsen und abzudrucken, sodann die nicht minder dringende Aufforderung der Germanisten, aus dieser Edition eine Fundgrube für die bis dahin vernachlässigte deutsche Grammatik jener Zeit durch vollständige Mitteilung der Wortformen aus allen Dialekten zu machen. Es zeigte sich bald, daß Rankes Besorgnis unbegründet, und statt des Mangels eher Überfülle zu erwarten, daß aber der Wunsch der Philologen für unsere Arbeitsmittel überhaupt unerfüllbar war. Weizsäcker trennte sich zwar schwer von dem seiner innersten Natur entspringenden Streben, nichts, aber auch gar nichts für einen künftigen Forscher zurückzulassen, fügte sich jedoch allmählich der sachlichen Notwendigkeit, begann Wichtiges und Unwichtiges unnachsichtig zu scheiden, die Auswahl und Behandlung des Materials nach strenger Zweckbestimmung zu beschränken, und

so einen rascheren Fortgang des Unternehmens zu ermöglichen. Er hat dann auch die Genugthuung erlebt, eine Reihe von neun stattlichen Quartanten, die Reichstagsakten von 1376 bis 1431 umfassend, zur Vollendung gebracht zu sehen. Es darf auch hier wiederholt werden, was 1883 in dem Jubiläumsberichte der Kommission gesagt ist, daß Weizsäckers Arbeit nach einstimmigem Urteil der Sachverständigen als ein Muster wissenschaftlicher Quellen-Edition anerkannt wird, und daß durch die hier gewonnenen Aufschlüsse die deutsche Reichsgeschichte der erwähnten Periode zum ersten Male eine feste Grundlage gewonnen hat.

Die Entwicklung des Unternehmens trug ihm als Nebengewinn den Stoff zu mehreren Monographien ein: über den Straßburger Fascikel von 1431, den rheinischen Bund von 1254, die Entwicklung der Idee einer allgemeinen Reichssteuer, den Pfalzgrafen als Richter über den König, die Urkunden über die Approbation König Ruprechts. Durch alle diese Arbeiten geht der gemeinsame Zug seiner bestimmt ausgeprägten Individualität: durchgreifendes und erschöpfendes Erfassen des Materials, fest geschlossene Beweisführung in der Verarbeitung des Stoffes, und eine nicht selten pointierte Sicherheit im Aussprechen des Resultats. Ihn zu widerlegen, wird an keiner Stelle leicht, seine Untersuchung zu vervollständigen, nur bei der Entdeckung bisher unbekannter Quellen möglich sein.

Sein Ruf als Forscher und Herausgeber ging allmählich durch alle Kreise der deutschen Gelehrtenwelt, so daß er nach und nach an fünf Universitäten ehrenvolle Vokationen erhielt, nach Erlangen, Tübingen, Straßburg, Göttingen, Berlin. Als akademischer Lehrer gehörte er nicht zu den glänzenden und fortreißenden Virtuosen des Katheders, obwohl er in jüngern Jahren frisch und lebhaft die Dinge anfaßte, und namentlich die Charaktere der hervorragenden Männer mit innerem Verständnis zu zeichnen verstand. Später überwucherte bis zu einem gewissen Grade bei ihm die Weise des Editors die Aufgabe des Redners; nach seiner gründlichen Weise wollte er nichts sagen, für dessen Richtigkeit er mit sichern Quellen-

beweisen nicht einstehen konnte, und begann demnach den Umfang seiner Vorlesungen gewöhnlich auf einen sehr enge bemessenen Zeitabschnitt zu beschränken, woraus sich dann von selbst eine gewisse Vorliebe für kritische Erörterung des Details und der Verzicht auf Darlegung weiter greifender Kombinationen und allgemeiner Gesichtspunkte ergab. Wer aber zuverlässige Belehrung und methodische Schulung suchte, fand bei ihm vollauf seine Rechnung; so hat er unter den Zöglingen der von ihm geleiteten Seminare zahlreiche Talente entwickelt und begeisterte Anhänglichkeit bei den besten seiner Schüler gefunden. Mit der wissenschaftlichen Förderung, die er ihnen spendete, verband er die persönliche Herzenswärme, welche den Lernenden in bleibendem Freundschaftsbande mit dem verehrten Lehrer zusammenschloß.

Weizsäcker war von der Natur mit ungleich reicheren und vielseitigeren Anlagen ausgestattet, als sein Lebensgang zur Entfaltung gebracht hat. Als er in jungen Jahren hier in unsere Mitte trat, lag auf dem Grunde seines Wesens eine innere Heiterkeit, die ihn nicht bloß zu einem höchst erfreulichen Genossen im geselligen Verkehr machte, sondern ihm auch die mutige Frische verlieh, mit der er die schwierigsten Aufgaben kräftig angriff und jede Anstrengung auf sich zu nehmen bereit war. Er hatte einen lebhaften ästhetischen Sinn und selbst eine starke poetische Ader; eine Reihe lyrischer Gedichte von vollendeter Form, tiefem Gefühl und reichem Gedankengehalt hat er damals geschaffen. Auch für die historische Darstellung besaß er ein ausgesprochenes Talent; ein öffentlicher Vortrag, den er 1861 in Liebigs Auditorium über Macaulay hielt, war in jeder Beziehung vortrefflich, und brachte die Politik, die Beredsamkeit und die wissenschaftliche Stellung des Engländers zu voller Anschauung. Mit gleicher Fähigkeit warf er sich einige Jahre später, während seines Tübinger Aufenthalts, in stürmischen Volksversammlungen dem schwäbischen Sondertum entgegen, und brachte den nationalen Gedanken schlagfertig und erfolgreich zur Geltung. Aber schon damals hatte er den Ernst des Lebens tief empfinden müssen. Der frühe Tod seiner geistig

bedeutenden und äußerst liebenswürdigen Frau, dessen schmerzlichen Eindruck er niemals verwunden hat, warf einen düstern Schatten über sein Seelenleben. Nur um so fester klammerte er sich dann an den Trost der Arbeit, der rastlosen, gewissenhaften Arbeit an; so widmete er jede Minute, die ihm die, besonders in Berlin gewaltig heranwachsende Masse der akademischen Geschäfte freiließ, seinem großen Editionswerke: man kann sagen, sein Dasein ging auf in unsern Reichstagsakten. Da war denn auch durch lange Jahrzehnte hindurch keine Rede mehr von darstellenden Werken, in denen er das angeborene Talent bethätigt, und seinen Namen nicht bloß den Gelehrten, sondern der Nation bekannt gemacht hätte; erst in der letzten Zeit faßte er den Gedanken, die Geschichte König Ruprechts zu schreiben, ohne jedoch zur gestaltenden Ausführung zu gelangen. Bereits war er gebeugt durch die Ueberlast der Geschäfte und von nagender Kränklichkeit befallen; seitdem ging allmählich, nicht sein Streben und Mühen, wohl aber seine Kraft zur Neige. Seine Stimmung wurde ernster, die frohen Momente seltener, der gesellige Verkehr beschränkter. Was aber ungeändert und ungeschwächt blieb, war seine Gesinnung. Er war der sorgsamste Vater, der fleißigste Lehrer, der treueste Freund. Diese Treue hat er auch seinem Lebenswerke, den Reichstagsakten, bis zum letzten Atemzuge bewahrt. Noch in den Fieberphantasien der tötlichen Krankheit war er mit der bevorstehenden Kommissionssitzung und den dort zu stellenden Anträgen beschäftigt.

Wenn irgend wer, hat er es verdient, daß wir seiner frucht- und opferreichen Thätigkeit mit warmer Dankbarkeit ein ehrendes Angedenken bewahren. Möge es uns vergönnt sein, daß der Geist, in dem er gewirkt hat, auch ferner auf allen unsern Arbeiten ruhe!

Giesebrecht und Döllinger.

Eröffnungsrede zur Versammlung der Historischen Kommission 1890.

Indem ich Sie, verehrte Herren und Freunde, in unserer Plenarsitzung herzlich willkommen heiße, muß ich leider mit dem Ausdrucke tiefer Trauer über zwei Verluste beginnen, welche seit unserem letzten Zusammensein die historische Kommission erlitten hat: durch den Tod ist uns der langjährige Leiter unserer gesamten Thätigkeit und bald nach ihm der größte und berühmteste Gelehrte unseres Kreises entrissen worden.

Uns Allen steht das Bild der beiden trefflichen Männer, ihrer Persönlichkeit und ihrer Leistungen unvergeßlich vor Augen: ich darf mich darauf beschränken, nur einige Hauptmomente ihres Daseins und Wirkens in dankbarer Erinnerung hervorzuheben.

Wilhelm von Giesebrecht, aus pommerschem Geschlechte, wurde in Berlin am 5. März 1814 geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Schulmann, ein ehrenfester Patriot, erfüllt von royalistischer und hochkirchlicher Gesinnung. Sein Oheim Ludwig bewährte ein anerkennenswertes historisches Streben und einen warmen Heimatssinn durch seine Wendischen Geschichten und bekundete im Leben eine beinahe schwärmerische Religiosität. Aus solchem Stamme entsprossen, fand sich der heranwachsende Knabe von den noch lebendig nachklingenden Erinnerungen an die schmähliche Fremdherrschaft und die glorreichen Befreiungskriege

umgeben und erhielt hier die Eindrücke, welche für seinen weiteren Lebensgang entscheidend geworden sind. Es lag am Tage, daß die Unterjochung die Folge der deutschen Zersplitterung und Uneinigkeit gewesen, und wie oft hatte in jenen schlimmen Jahren der zürnende Schmerz die Blicke aus der jammervollen Gegenwart zurück auf die große Vergangenheit gelenkt, in der unsere gewaltigen Kaiser die jetzt zerrissene und geknechtete Nation geeinigt und damit zur Beherrschung Europas geführt hatten.

Das kaiserliche Mittelalter, verkannt und verleumdet durch die Rationalisten des 18. Jahrhunderts, erschien wieder in weiten Kreisen als das leuchtende Bild eines idealen Zustandes, für Deutschland eine nationale Sieges- und Heldenzeit, getragen von der durch eine mächtige Kirche befestigten Gottesfurcht, umflossen von dem Glanze einer volkstümlichen Poesie und der unter kirchlicher Weihe aufblühenden bildenden Künste. Dichter, Philologen, Historiker wirkten in dieser Verherrlichung des deutschen Mittelalters zusammen: die Litteratur der romantischen Schule machte sich zu ihrem populären Organ; die ersten Keime zu den germanistischen Arbeiten der Brüder Grimm wurden auf diesem Boden gepflanzt; Wilken schrieb die Geschichte der Kreuzzüge mit der heißen Andacht des 11. Jahrhunderts, und K. Fr. Eichhorn entwarf die Staats- und Rechtsgeschichte des zertrümmerten Reichs mit sicherem Glauben an die vaterländische Herstellung. Dieser Glaube sollte ihn nicht trügen: es kam 1813, und wenn das Jahr zuvor die Russen allein gesiegt, so war kein Zweifel, daß in den folgenden Feldzügen die Erhebung Deutschlands das Beste gethan, daß die Einigkeit Deutschlands den Weltüberwinder überwunden hatte. Damit war dann auch die Begeisterung für das alte Reich, für das alte Kaiserthum zu ihrem höchsten Triumphe gelangt, gestützt auf eine bis dahin unerhörte Steigerung des nationalen Selbstgefühls, welche im deutschen Volke den Inbegriff aller Tugenden erblickte, Deutschland, Deutschland über alles pries und, allerdings sehr unzufrieden mit der neuen Bundesakte, die mittelalterliche Kaiserzeit als das unübertreffliche Vorbild jeder patriotischen Politik vor Augen hielt.

In der Atmosphäre dieser Stimmungen verlebte auch unser Freund seine Schulzeit, und lauschte ihren Tönen mit unbedingter Hingebung. Er war eine Natur von vielseitiger Empfänglichkeit, erregbar durch jede ideale Vorstellung, mit offenem Auge für das ästhetisch Schöne, beherrscht von ernst religiösem Sinn, begeistert für die Größe der deutschen Nation, also von jeder Seite her zur Bewunderung der mittelalterlichen Herrlichkeit gestimmt. Noch im Jahre 1861 sprach er öffentlich aus: es wird sich erweisen, daß unser Volk nicht allein ein gleiches Recht mit anderen Nationen, sondern noch ein höheres besitzt, daß die deutsche Nation ihren Adel nicht für ein leeres Wort hält. Es habe ja überall, bemerkt er, unter den Nationen wie unter den Individuen der Geistesmächtige und Thatkräftige nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, einen Einfluß auf seine Umgebung zu üben, auf welchen der Schwächere einen Anspruch zu erheben nicht befugt sei. Deutschland habe also, wenn es nicht gedrückt und abhängig erscheinen wolle, eine gebietende Haltung gegen seine Nachbarn einzunehmen.

Bei so enthusiastischen Gefühlen begreift man, daß keine andere Periode unserer Geschichte Giesebrechts Vorliebe in gleichem Maße auf sich ziehen konnte, wie jene frühere Kaiserzeit, die einzige, in welcher bis dahin, um mit seinem Ausdruck zu reden, die adlige Natur unseres Volkes sich in der Leitung aller seiner Nachbarn bethätigt hatte. So konnte ihm, als er seine Universitätsstudien begann, und bald von Ranke zur Wahl der Geschichtswissenschaft als Lebensberuf entschieden wurde, nichts Erfreulicheres begegnen, als daß der verehrte Lehrer das bisher ungenügend angebaute Feld des 10. Jahrhunderts in Angriff nahm, und die Regierungen der sächsischen Kaiser einer Anzahl begabter Schüler, Giesebrecht und fünf Genossen, zu kritischer Durchforschung in geordnetem Zusammenwirken überwies. Ranke hatte mit sicherem Takte die Aufgabe in bestimmte Grenzen eingeschlossen: nicht von farbiger Darstellung oder von dem geistigen Gehalt der Ereignisse sollte die Rede sein, sondern von kritischer Ermittelung des äußeren Thatbestandes nach den echtesten Quellen, unter Ausscheidung jeder nicht probehaltigen

Überlieferung und unter Beachtung der gesamten, bisher darüber erwachsenen Litteratur. Die erste Probe seiner wissenschaftlichen Kraft hatte also Giesebrecht an einem Gegenstande zu machen, welcher längst sein ganzes Herz gewonnen hatte. Mit freudigem Eifer warf er sich in die Arbeit, gewann sehr bald die volle Sicherheit der kritischen Operationen und erzielte in mehrjährigem Fleiße ein durchaus rühmliches Ergebnis. In der Reihe der sächsischen Jahrbücher nimmt seine 1840 erschienene Geschichte Ottos II. eine der ersten Stellen ein.

Gleich im folgenden Jahre 1841 gab Giesebrecht eine Abhandlung über die Annales Altahenses heraus, ein Meisterstück spürenden und kombinierenden Scharfsinns, worin er diese längst verlorenen Annalen aus den Werken verschiedener älterer Benutzer wiederherstellte, und dann dreißig Jahre später die Genugthuung erlebte, daß die Auffindung einer durch Aventin angefertigten Abschrift der Annalen seine Arbeit in glänzender Weise bestätigte. Diese Leistungen verschafften ihm, der schon 1837 in Berlin Gymnasiallehrer geworden, Urlaub und Reisegeld zu einem dreijährigen Aufenthalte in Italien, 1843 bis 1845, wo er in Archiven und Bibliotheken eine reiche historische Ausbeute einheimste, zunächst für eine Reihe monographischer Erörterungen, vor allem aber für sein großes Lebenswerk, mit dem er sich auf lange hinaus einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur sichern sollte.

Denn seit geraumer Zeit fühlte er sich berufen, nicht bloß Geschichtsforscher, sondern auch Geschichtschreiber zu werden, und zwar Geschichtschreiber jener siegreichen Jahrhunderte, in welchen Deutschland wie niemals früher die leitende Stellung in Europa eingenommen hatte. Und in der That, er hatte Grund genug, sich zur Erfüllung eines so großen Berufs geeignet zu halten: das ganze Handwerkszeug der Quellenkritik hatte er mit Meisterschaft zu gebrauchen gelernt; mit unermüdlichem Fleiße dehnte er Schritt auf Schritt seine Studien auf Großes und Kleines, auf Nahes und Entlegenes aus, in dreißigjähriger Arbeit ließ er an keiner Stelle eine unklare oder ungründliche Forschung zurück. Es war neben der Gewissenhaftigkeit des

Gelehrten zugleich die künstlerische Begabung seiner Natur, die ihn zu immer weiterer Versenkung in die bunten Erscheinungen einer vergangenen Welt antrieb und ihm dann die Farben auf die Palette lieferte, um vor den Augen der Nachkommen ein lebenswarmes Bild der mächtigen Ahnherren aufzustellen. So als Forscher wie als Darsteller gleich befähigt, fühlte er sich in jeder Weise zu der gewählten Aufgabe hingezogen, durch eine warme Sympathie mit den mittelalterlichen Anschauungen von Staat und Kirche, und vor allem durch sein freudiges Nationalbewußtsein, so daß er mit dem Herausgeber der Monumenta Germaniae ausrufen konnte: sanctus amor patriae dat animum. Sollte doch sein Werk nicht bloß die Erkenntnis der Vergangenheit befördern, sondern auch der Zukunft seines Volkes dienen, indem es durch die Schilderung der vergangenen Größe in der Gegenwart das Bedürfnis der nationalen Einheit schärfte, und zugleich in der alten Reichsverfassung ein bewährtes Muster zur Nachbildung vorführte. Seine Zeitgenossen sollten begreifen, daß es die christlich-heroischen Tugenden der Vorfahren gewesen, welche diese frei, mächtig und groß gemacht hatten. Er pries die Zeit, wo die dem deutschen Volk entstammten Kaiser die Geschicke des Abendlandes entschieden, wo Deutschland, durch Einheit stark, nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch andern Völkern gebot. Seien wir, war seine Meinung, durch Frömmigkeit und Tapferkeit der Väter würdig, dann wird unser Volk frei, unsere Nation einig werden, und Deutschland auch in unserer Zeit die ihm in Europa gebührende Machtstellung zurückgewinnen.

Allerdings haben sich gegen eine solche Auffassung mannigfache Zweifel erhoben, die auch an dieser Stelle kurz berührt werden mögen.

Angenommen, das glänzende Bild der Kaiserzeit sei, wie Giesebrecht es entwirft, vollkommen richtig, wäre damit auch seine Brauchbarkeit als Vorbild für eine moderne Herstellung des deutschen Reichs erwiesen? Giesebrecht hätte sich für die Bejahung dieser Frage auf keinen Geringern als den Freiherrn von Stein berufen können, dessen Vorschläge zur Neugestaltung

Deutschlands 1812 bis 1815 im Sinne der alten Kaiserzeit gedacht waren, sich dann aber allerdings als unausführbar erwiesen. Dagegen waren fünfzig Jahre später die Schöpfer des neuen Reiches gründlich anderer Ansicht. Giesebrecht selbst hat 1871 es anerkannt, daß das alte und das neue Reich nichts miteinander gemein haben, nur setzte er 1877 hinzu, sie haben dieselben Mächte zu Feinden, insofern hat das neue Reich die Erbschaft des alten angetreten. Hoffentlich hat er hierbei nicht gedacht, daß wir zur Bekämpfung dieser Mächte auch das Rüstzeug der alten Zeit zu verwenden hätten.

Weiter aber, ist in der That Giesebrechts Darstellung der alten Kaiserzeit richtig? Oder ist diese Frage bereits durch unsere Anerkenntnis seiner methodischen und gründlichen Quellenforschung erledigt? Nun, ich räume ein, daß, abgesehen von kleinen Kontroversen über zweifelhafte Details, seine Darstellung durchgängig den Angaben der besten Quellen entspricht; ich räume ferner ein, daß wir kein Material haben, um den Autoren dieser Quellen die Richtigkeit des von ihnen überlieferten Thatbestandes zu bestreiten. Aber ist nun mit der Erkenntnis der einzelnen Thatbestände die Aufgabe erschöpft? Das historische wie jedes andere Wissen wird zur Wissenschaft erst durch die Erfüllung der Forderung Rerum cognoscere causas, durch die Kombination der Einzelheiten nach ihrem ursächlichen Zusammenhang. Und hier wird man schwerlich bestreiten, daß die Quellen der Geschichte der Kaiserzeit uns für diesen wesentlichsten Teil der Aufgabe fast überall im Stich lassen. Was erfahren wir über die politischen Gedanken und Pläne Karls des Großen, über Beweggrund und Zweck seiner Kriege, über die ihm dazu verfügbaren Mittel? Nach welchen Gesichtspunkten hat er seine Verwaltung geordnet, die Kompetenz der Behörden bestimmt, seine diplomatischen Verhandlungen geführt? Die Autoren, die uns belehren sollten, sind selbst dazu nicht unterrichtet genug, haben auch wohl zum größten Teile gar nicht an solche Fragen gedacht. In den folgenden Zeiten wird der Mangel allmählich weniger empfindlich, im großen und ganzen aber setzt er sich durch das ganze frühere Mittelalter

fort. So bleibt uns, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nur ein hypothetisches Verfahren; die Kombination, die uns nicht berichtet wird, müssen wir durch eigene Erwägung ergänzen aus den zahlreichen Reihen verschiedener Handlungen, eine frühere als Ursache einer spätern, eine spätere als Folge der frühern zu erkennen suchen. Da aber fast immer mehrere Kombinationen solcher Art sich möglich zeigen, so ist das schließliche Ergebnis, daß es für ein Gebiet mit so dürftigem Quellenstoff überhaupt keine, im wissenschaftlichen Sinne bewiesene Geschichte gibt; genau genommen, sollte man nie von einer Geschichte der Karolinger oder der Hohenstaufen, sondern nur von Ansichten darüber reden. Dies zeigt sich dann vor allem deutlich in der allgemeinen Auffassung der historischen Perioden und Personen. Denn sie ist offenbar abhängig von den Thatsachen, welche als die Ursachen der spätern Entwicklung begriffen werden. Wer in den Grundsätzen des von König Pippin inaugurierten, von Karl dem Großen ausgebildeten Systems bereits die zwingenden Ursachen aller späteren Niederlagen zu erkennen glaubt, wird in dem steten Streben der späteren Kaiser nach theokratischer Weltherrschaft eine verhängnisvolle Verirrung, eine schlimme Verkennung der nationalen Bedürfnisse erblicken. Wer dagegen die Ursachen der viermal sich wiederholenden Niederlage und des schließlichen Zusammenbruches des ganzen Systemes nur in zufälligem Mißgeschick, frühzeitigem Tode der gewaltigsten Kaiser, ungenügender Begabung oder speziellen Mißgriffen ihrer Nachfolger findet, wird das ganze System für ein wohlberechtigtes und von idealem Werte erfülltes halten können. Auf diese Seite gehört nun die ganz überwiegende Masse der gleichzeitigen Quellen, ihre Autoren sind entweder gut kaiserlich oder gut päpstlich oder Beides, und ihnen schließt sich Giesebrecht an. Wer also die entgegengesetzte Anschauung gewonnen hat, wird Giesebrechts Darstellung nicht mehr für richtig gelten lassen können. Indessen steht hier Ansicht gegen Ansicht: und ich brauche nur zu dem Titel des Buches: „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ die Worte hinzuzudenken: dargestellt nach den Anschauungen des früheren Mittelalters — um befreit von allen

politischen Scrupeln wieder den vollen Wert des Werkes als Denkmal eines seltenen wissenschaftlichen und künstlerischen Talentes anzuerkennen.

In vollem Maße gilt dies auch gegenüber anderen Einwendungen, die gegen seine Schöpfung erhoben worden sind. Ganz nichtig ist die Behauptung, er habe zu großes Gewicht auf die erzählenden Quellenschriftsteller gelegt, und neben diesen die Urkunden zu sehr vernachlässigt. Wer so redet, hat entweder Giesebrechts Buch oder die Urkunden nur flüchtig angesehen. Aber, sagen Andere, er hat nur die politische Geschichte jener Zeit geschrieben, und sowohl die Rechts- als die Wirtschaftsgeschichte der Zeit vernachlässigt, oder mit andern Worten, man erfährt von ihm die Thaten und Leiden der Kaiser, aber nicht die erfreulichen oder traurigen Zustände der großen Masse des Volkes. Nun denke ich, kein Mensch ist verpflichtet, sich alles und jedes zur Aufgabe zu stellen, und wenn Jemand die großen Staatsaktionen einer Periode gründlicher als einer seiner Vorgänger zur Anschauung bringt, so ist das immerhin des Dankes der Mit- und Nachlebenden würdig. Was aber die Rechtsinstitutionen jener Jahrhunderte betrifft, so hat Giesebrecht nicht unterlassen, darüber zu unterrichten, soweit es für seine Aufgabe nötig war: wir sehen in seiner Erzählung den Kampf um die Erblichkeit der Lehne, um die Stellung der Herzogtümer, um die Besetzung der Kirchenämter sich in völliger Klarheit entwickeln. Daß er sich nicht näher auf die Darstellung der wirtschaftlichen Zustände eingelassen hat, ist nichts als ein Zeugniß für seine wissenschaftliche Besonnenheit, sich nicht mit Problemen zu befassen, von denen man in jener Zeit nichts Sicheres wissen kann. Nitzsch hat in seiner deutschen Geschichte den Versuch gemacht, darüber zu handeln, und das Ergebnis bleibt, daß das Wahre nicht neu, und das Neue nicht wahr ist. In dieser Beziehung also hat Giesebrecht durch vorsichtige Enthaltung sich durchaus wieder als Meister bewährt. Es war kein Fehler, sondern ein Vorzug seines Buches, daß er die Kraft seiner Darstellung in erster Linie der Hervorhebung der leitenden Personen und deren imponierendem Walten zuwandte.

So urteilte auch bei dem Erscheinen der ersten Bände das deutsche Publikum und an seiner Spitze König Friedrich Wilhelm IV., dem Giesebrecht als dem höchsten Vertreter und Beschützer der eigenen Gesinnungen das Buch gewidmet hatte. Jetzt wurde ihm der seit langen Jahren gehegte Wunsch erfüllt; er erhielt 1857 eine akademische Professur in Königsberg. Zwei Jahre später gehörte er bei der Gründung der historischen Kommission zu ihren ersten Mitgliedern, wurde dann 1862 Professor der Geschichte an der Universität München, und gleich darauf Sekretär unserer Kommission. Im Jahre 1872 vertrat er den durch Krankheit verhinderten Vorsitzenden Ranke, und als dieser 1874 aus demselben Grunde sein Amt niederlegen wollte, auf Bitten der Kommission aber von diesem Vorsatz abstand, hat Giesebrecht bis zu dessen Tode zugleich als Sekretär und als stellvertretender Vorstand gewirkt. Wie großen Dank wir ihm für diese doppelte Thätigkeit schuldig geworden sind, brauche ich hier nicht näher zu entwickeln. Er führte die Geschäfte mit gewissenhaftem Fleiße und nie versagender Sachkenntnis. Die mannigfaltigen persönlichen Beziehungen, welche mit der Thätigkeit der Kommission verbunden waren, liefen in seiner Hand zusammen, und nicht immer war die Pflege derselben eine leichte Aufgabe. Bei vielen deutschen Gelehrten scheint ein gewisses Rechts- und Pflichtgefühl bedenklich nachzulassen. Sie übernehmen mit Eifer irgend eine bestimmt bezeichnete Arbeit. Dann aber erfolgt trotz zahlreicher Mahnungen eine unendliche Verschleppung, zuweilen werden aus den Jahren Lustra oder Jahrzehnte, und erscheint endlich das Werk, so ist es ganz etwas anderes als das verabredete, doppelt so umfangreich oder von nicht vereinbartem Inhalt. Unser Freund hatte vielerlei Not mit solchen Händeln; unerschöpflich war dabei seine Geduld und Freundlichkeit, und wenn hier und da etwas größere Schärfe angezeigt gewesen wäre, so konnte er in der Mehrzahl der Fälle doch endlich auf ein befriedigendes Resultat seines Verfahrens hinweisen. Vor allem aber darf der Eifer und die Umsicht hier nicht unerwähnt bleiben, womit er, als 1864 die Existenz unserer Kommission zweifelhaft wurde,

zu der Herbeiführung der glücklichen Wendung mitwirkte, durch welche jetzt die Fortführung unserer Arbeiten auf lange hin gesichert ist. Durch eine so langjährige und erfolgreiche Thätigkeit hatte er es in vollem Maße verdient, daß nach Rankes Tod die Kommission ihn zum Vorsitzenden erwählte, und erst nach seiner Ablehnung auf seinen Vorgänger im Sekretariate zurückgriff.

Auch sonst hat es ihm an ehrender Anerkennung seines Wirkens nicht gefehlt; ich erinnere nur an Einiges, weil es die Vielseitigkeit seiner Arbeitskraft und Arbeitslust charakterisiert; 1858 erhielt sein Buch den von Friedrich Wilhelm IV. zum Andenken an den Vertrag von Verdun gestifteten großen Preis, 1872 wurde er Geheimrat und Vizepräsident des neu eingesetzten Reichsschulrats, 1873 Sekretär der historischen Klasse der Münchener Akademie, 1877 Mitglied der Centraldirektion der Monumenta Germaniae historica. Aber keine dieser Auszeichnungen ist ihm — ich darf dies aussprechen — gleichwertig gewesen mit seiner Stellung in unserer Kommission, und so wird auch, so lange diese besteht, sein Andenken bei ihr niemals erlöschen.

Es wird Sie, verehrte Herren, nicht Wunder nehmen, wenn ich etwas weniger ausführlich über unsern wenige Wochen nach Giesebrecht abgeschiedenen ehrwürdigen Senior Döllinger rede. Sehr bald nach seinem Tode haben neben mehreren Anderen Friedrich und Cornelius seinen Lebens- und Entwicklungsgang in so trefflicher Weise besprochen, daß ich an dieser Stelle, wo eine spezielle Erörterung einzelner litterarischer Fragen oder ein näheres Eingehen auf Döllingers großen kirchenpolitischen Kampf nicht am Platze wäre, kaum etwas hinzuzusetzen wüßte. Statt dessen bitte ich um die Erlaubnis, die Eindrücke mitzuteilen, die ich im persönlichen Verkehr mit dem seltenen Manne erhalten habe, die allerdings mehreren unter Ihnen kaum etwas Neues sagen werden, die jedoch immerhin charakteristische Züge seiner großen und humanen Natur zur Anschauung bringen.

Als ich im Jahre 1856 als Professor der Geschichte in die Universität München eintrat, war dieselbe von starkem

Parteienhader erfüllt, unter dem auch der persönliche Verkehr vielfach gestört wurde, Döllinger aber als das Haupt und meine Wenigkeit als der bestgehaßte Gegner der damals sogenannten ultramontanen Partei galt. Als ich Döllinger meinen Antrittsbesuch machte, war ich also auf die Art des Empfanges gespannt, und fand mich um so angenehmer durch seine entgegenkommende Freundlichkeit überrascht. Ich freue mich Ihres Hieherkommens, sagte er; ich habe während der Vakanz Ihres Amtes zuweilen historische Vorlesungen halten müssen, noch neuerlich über Ihr jetziges Arbeitsfeld, über die französische Revolution; das war freilich Dilettantenwerk. Ich konnte ihm darauf nur zurückgeben, daß aus seinen Händen ganz sicher niemals Dilettantenwerk komme, und daß für eine der wichtigsten Seiten der Revolution, ihren Kampf mit der katholischen Kirche, nicht ich, sondern er der Sachverständige sei. So erfreulich diese erste Anknüpfung gewesen war, so lag es doch in den damaligen Verhältnissen, daß ich ihn nur selten sah. Indessen führten mich ab und zu kleine Geschäftssachen zu ihm, und sehr bald ergriff ich jede solche Gelegenheit wie die Einladung zu einem stillen aber genußreichen Feste. Bei seiner klaren und ruhigen Weise war jedes Geschäft sehr schnell erledigt; da es stets irgend eine akademische oder litterarische Angelegenheit betraf, so pflegte dann die Verhandlung ganz von selbst in ein wissenschaftliches Gespräch überzugehen, und nun strömten ihm Erinnerungen, Kenntnisse, Gedanken in solchem Flusse und solcher Fülle zu, daß jedes Mal mehrere Stunden verschwanden, ehe ich zum Aufbruch kam. Es gab keinen Zweig der Wissenschaften, kein Gebiet der Litteratur, wo er nicht gründliche Studien gemacht, kein Land, wo er nicht mit gelehrten, kirchlichen, politischen Notabilitäten Verkehr gepflogen hätte, jede Einzelheit stand seinem kolossalen Gedächtnis überall zu Gebot und trat überall als Teil einer völlig durchdachten Wissensmasse zu Tage. Niemals wurde der Ton seiner Mitteilungen lehrhaft, aber immer fand der Hörer etwas Bedeutsames zu lernen. Mit einem Wort, er war ein Meister fesselnden Gesprächs, ein Meister ersten Ranges, wie unter seinen älteren Zeitgenossen sonst etwa

Alexander Humboldt und Macaulay gerühmt werden. Döllinger aber übertraf diese Beiden in einem wesentlichen Punkt: sowohl Humboldt als Macaulay liebten sich ruhige, höchstens fragende Partner, während Döllinger den wirklichen Dialog vorzog, gerne hörte und vortrefflich zu hören verstand. Erfuhr er Einwendungen — und bei unsern Gesprächen fehlte es daran nicht — so wurde seine Haltung auf der Stelle gespannt, und es war nicht schwer, schon aus seiner Miene seine Schätzung der gegnerischen Bemerkung zu erkennen. Schien ihm nicht eben viel dahinter zu sein, so zeigte sich der Ausdruck einer gewissen Ungeduld; erkannte er ihr irgend eine Bedeutung zu, so setzte er sich behaglich zurecht und lauschte mit wachsender, oft etwas schalkhafter Freundlichkeit (in solcher Stellung hat ihn Lenbach in einer reizenden kleinen Skizze gemalt), bis der Punkt gekommen war, wo er einzusetzen für gut fand, und dann wieder nach allen Seiten hin die Zweifel aufklärte, die Gegensätze löste, sein Prinzip begründete.

In meinem langen Leben habe ich das Glück gehabt, mit vielen bedeutenden Menschen zu verkehren, aber nur noch einen Einzigen kennen gelernt, bei dem mir ein gleicher, im Inhalt allerdings höchst verschiedener Genuß solcher Gesprächsstunden zu Teil geworden ist, den Fürsten Bismarck.

Wie es jetzt allgemein bekannt ist, hatte Döllinger schon damals sich von dem immer stärker heranwachsenden jesuitischen, in Wahrheit ultramontanen Treiben abzuwenden und über den Standpunkt seiner Jugendschriften hinauszuschreiten begonnen, auf dem er, nach seinen eigenen Worten, mehr Sachwalter, weniger Historiker gewesen war. Von dieser seiner innersten Entwicklung erfuhr ich natürlich bei meinen Besuchen nicht viel, so oft mich auch die klare Unbefangenheit seiner Auffassung angrenzender Gebiete überraschte. Auch die herrlichen Bände über Heidentum, Judentum, Urchristentum, die er in diesen Jahren herausgab, boten nach der Natur des Gegenstandes kaum einen Anlaß, seinen Gegensatz gegen die Neuscholastiker bestimmt hervortreten zu lassen. Im Jahre 1860 aber erhielt ich von der historischen Kommission den Auftrag, ihn zu bitten,

in unserer Geschichte der Wissenschaften die Geschichte der katholischen Theologie in Deutschland seit 1550 zu übernehmen. Sichtlich erfreut sprach er seinen Dank für das ehrende Vertrauen, zugleich aber auch die Ablehnung des Antrags aus, und zwar aus zwei Gründen, einem persönlichen und einem sachlichen. Der persönliche war, daß er bereits mehr litterarische Aufgaben übernommen hätte, als er bei seinem hohen Alter würde erfüllen können, der sachliche ging dahin, daß seit dem Eindringen der Jesuiten in die katholischen Universitäten die katholische Theologie Deutschlands stagniert und also keine Geschichte bis auf Möhlers Auftreten gehabt habe, woraus sich unabweislich der Schluß ergebe, daß er auch keine Geschichte derselben schreiben könne. Hier redete nun allerdings nicht mehr der Sachwalter, sondern im prägnantesten Sinne der Historiker, wenngleich weiterhin Karl Werners Buch über den fraglichen Gegenstand gezeigt hat, wie verschiedene Menschen höchst verschiedene Dinge unter dem Worte Geschichte verstehen können. Sicher erschien mir an jenem Tage, daß der Historiker Döllinger bereits zu der inneren Entscheidung gelangt war, welche ihn dann Schritt auf Schritt bis zu dem offenen, ganz Deutschland erschütternden Bruche mit dem unfehlbaren Papsttum geführt hat.

Ich verließ 1861 München und habe ihn erst nach Ablauf mehrerer Jahre wieder gesehen. Er wurde mittlerer Weile 1863 zum ordentlichen Mitglied der historischen Kommission gewählt, und hat seitdem bis etwa 1888 mit großer Regelmäßigkeit an unsern Plenarversammlungen Anteil genommen. Im Jahre 1868 regte er Ranke an, einen von diesem bereits 1858 gestellten, damals aber als unausführbar zurückgelegten Antrag wieder aufzunehmen, die Herausgabe der Allgemeinen Biographie der Deutschen, und wir wissen, in wie hohem Maße der Erfolg dem Gedanken entsprochen hat. Sonst hat sich Döllinger an keiner unserer Unternehmungen als Mitarbeiter oder Leiter beteiligt, begreiflich genug bei der kolossalen Arbeitslast, die er für die geplante Geschichte des Papsttums und später für seine mächtige Polemik zum Schutze der alten Kirche zu tragen hatte. Dennoch aber war auch für uns seine Gegen-

wart unschätzbar. Es war, sobald er sprach, als wenn ein Strahl vornehmen Geisteslebens den Raum durchleuchtete; der ideale Sinn, in dem einst unsere Kommission gegründet war, zeigte sich in ihm verkörpert und wird fortdauern, so lange neben König Max und Ranke auch Döllingers Bild in unseren Herzen bewahrt bleibt.

Sie wissen alle, wie Döllingers wissenschaftlicher Gesichtskreis sich bis zur letzten Stunde in beispiellosem Maße erweitert, welche Meisterwerke der Forschung und der Darstellung er in seinen akademischen Vorträgen der Welt geliefert hat. Aber, so weit ich sehe, nicht hierin liegt das bedeutendste Ergebnis der letzten Jahrzehnte seines reichen Lebens. Er war von Hause aus eine allseitig receptive und dabei von allseitigem Wohlwollen erfüllte Natur. So lebhaft wie er in einzelnen Fällen als Polemiker hervortreten konnte, so liebte er doch von Herzen den Frieden mehr als den Kampf und war nach der offenen Empfänglichkeit seines Sinnes stets bereit eine relative Berechtigung auch bei dem Gegner anzuerkennen oder bei dem weitern Verlaufe einen Teil der bisherigen Stellung selbst aufzugeben. Aber in dem Feuer des seit 1870 geführten Kampfes zeigte sich die unerschütterliche Festigkeit des Kernes in dieser ursprünglich weichen Natur. Hier, wo ihm das Fundament seines Daseins, der Katholizismus der ersten fünf Jahrhunderte, von dem Herrscher der katholischen Kirche selbst angetastet wurde, gab es für ihn kein Ausweichen noch Bedenken, kein mehr oder weniger des Rechtes, kein Markten noch Handeln mehr; hier hatte er den Abschluß eines 70 jährigen Forscherlebens und die Sicherheit eines die Geschichte der Menschheit überblickenden Standpunkts gefunden. Ohne Zorn und Grimm, aber auch ohne die geringste Nachgiebigkeit um eines Haares Breite stand er fest in dem Kampfe gegen eine scheinbar erdrückende Übermacht. Eine bis auf den Grund geklärte Überzeugung machte ihn zum furchtbarsten Gegner, welchen die Übergriffe des Vatikans seit Jahrhunderten gehabt hatten, und gab ihm selbst den innern Frieden, welcher sein ganzes Wesen mit milder Heiterkeit durchdrang.

Niemals habe ich ihn bei allem gegen ihn erregten Getöse heftig oder leidenschaftlich erregt gesehen; sein Urteil blieb bei aller energischen Bestimmtheit stets maßvoll nach Inhalt und Form, und bei der Besprechung der verschiedensten Persönlichkeiten habe ich Lob oder Tadel, nicht selten heitern Scherz, aber niemals ein Wort der Verachtung, oder nach Humboldts Weise eine boshafte Medisance von ihm vernommen. Er ruhte anspruchslos in dem Bewußtsein unbedingter Pflichterfüllung und hörte nicht auf, seine Umgebung durch köstliche Gaben aus den errungenen Schätzen zu erfreuen. Wie stattlich und unerschöpflich in geistvoller Rede zeigte er sich als Repräsentant der Universität München bei deren großem Säkularfest, wo wir zugleich auch ihn, als an seinem Namenstage, den zweiten Ignatius und Gegenignatius feiern durften. Und wie erquickend war die gastfreie Liebenswürdigkeit, mit der er während unserer Plenarversammlungen alljährlich eine wechselnde Zahl der Genossen zu einem kleinen Symposion versammelte, wo er selbst nur Wasser trank, aber für seine Gäste mit den Ehrengeschenken aller weinbauenden Länder des Erdballs die Tafel schmückte, und was mehr war durch sein Gespräch jede Minute des Zusammenseins belebte und durchgeistigte. Genug, wo man ihm begegnete, stets fand man sich durch seine Nähe selbst gefördert und innerlich gehoben. Es war ein Glück und ein Stolz für unsere Kommission, zwei Männer wie Döllinger und Ranke eine lange Reihe von Jahren hindurch zu den ihrigen rechnen zu dürfen: wann werden wir ihres Gleichen sehen?

Die Gründung und die ersten Unternehmungen der Historischen Kommission[1]).

1883.

König Max II. hatte im Jahre 1848 die Regierung mit dem Vorsatze angetreten, daß seine Thätigkeit für die Entfaltung des wissenschaftlichen Lebens in Bayern und Deutschland ebenso Epoche machen sollte, wie die Herrschaft seines Vaters für die Blüte der deutschen Kunst[2]). Die Richtung auf die idealen Güter des Menschenlebens war seiner ernsten und feinsinnigen Natur angeboren. Erziehung und Unterricht seiner früheren Jugendjahre hatten wenig gethan, diesen Drang zu entwickeln oder zu befriedigen: er selbst, der weiterhin mit so unermüdlichem Interesse die geschichtliche Forschung in allen ihren Zweigen zu beleben verstand, erzählte wohl mit halb scherzender Klage, wie unvollständig seine eigene erste Unterweisung gewesen, wie er z. B. von der Thatsache, daß ein gewisser Martin Luther in Deutschland gelebt, und daß damals die protestantische Kirche entstanden, erst als Studiosus der Philosophie auf der Universität Göttingen in Heerens Vorträgen die erste Notiz

---

[1]) [Erschien 1883 als erste Abteilung der bei dem 25 jährigen Jubiläum der historischen Kommission von ihren beiden ersten Sekretären verfaßten Denkschrift, welche im Verlag der Riegerschen Buchhandlung in München veröffentlicht wurde, die den Wiederabdruck an dieser Stelle freundlichst gestattete.]

[2]) Vergl. die Gedächtnisreden von Döllinger in der Akademie 30. März 1864 (besonders gedruckt) und von Ranke in der historischen Kommission. 28. September 1864 (A. Allg. Z. 3. Oktober 1864).



bekommen hätte. Allein je weniger von außen beeinflußt, desto kräftiger und und ursprünglicher blieb in seiner Seele der Durst der Erkenntnis. Es hat wohl geistreichere Regenten gegeben, Naturen von rascherer Auffassung und genialerer Produktivität: unmöglich aber wäre es gewesen, die Höhe und Reinheit der edlen Intentionen unseres Fürsten zu übertreffen. So lebte er in der Einsamkeit seiner erlauchten Stellung, Belehrung und Beratung auf allen Seiten suchend, die Entschließung nnd Entscheidung stets aus dem eignen, bis zur Ängstlichkeit zarten Gewissen schöpfend. Frühzeitig durch Schellings Anregung auf philosophische Meditation gerichtet, hatte er darin die Bekräftigung seines positiven Christenglaubens gefunden, zugleich aber auch sich über den Gegensatz der kirchlichen Konfessionen erhoben, welche er als den Ausdruck verschiedener Kulturstufen und Kulturformen begriff und ehrte, ohne sie als das entscheidende Maaß für die Fortentwickelung der Kultur anzuerkennen. In den politischen Fragen, welche seine Lebenszeit bewegten, hielt er sich konservativ und reformbereit, wie es dem echten Könige zukommt; jedem hastigen Schritte abgeneigt, zurückscheuend vor jeder heftigen Bewegung, ging sein Sinn dahin, durch seine Leistungen den Beweis zu führen, daß auch bei den damaligen Bundesverhältnissen ein deutscher Fürst sein Volk beglücken und das nationale Leben gedeihlich fördern könnte.

Der König faßte, sobald die politischen Stürme von 1848 sich gelegt hatten, die Erfrischung des wissenschaftlichen Lebens in seinem Bayerlande ohne Zögern planmäßig und umfassend in das Auge. Nicht als hätte zur Zeit seiner Thronbesteigung Bayern eines tüchtigen Bestandes gelehrter Studien und achtungswerter Forscher entbehrt. Seine Gymnasien waren unter dem Einflusse Friedrich Thierschs in vortrefflichem, wenn auch noch nicht überall durchgedrungenem Geiste organisiert; sowohl zur Zeit des Ministers Montgelas als unter der Herrschaft König Ludwigs I. hatte die Verwaltung der Universitäten die Verbindung mit dem übrigen Deutschland durch die Berufung hervorragender Kräfte gepflegt; auch in der damaligen Periode

hatte die Münchener Akademie der Wissenschaften in einzelnen naturwissenschaftlichen Zweigen, und namentlich in der bayerischen Landesgeschichte sehr anerkennenswerte Leistungen aufzuweisen. Immer aber war es unzweifelhaft, daß ein erheblicher Teil der bayerischen Gelehrtenwelt in mehr als einer Hinsicht etwas seitab von den großen Strömungen der deutschen Litteratur stand, daß mithin an zahlreichen Stellen eine kräftige Anregung und die Eröffnung weiterer Gesichtskreise Bedürfnis war. Ein akademischer Lehrer, der etwa aus Göttingen oder Breslau nach Heidelberg, sowie, wer umgekehrt aus Tübingen nach Königsberg oder Berlin hinüber kam, fand sich allerdings in veränderter Landschaft und Lokalsitte, stets jedoch in derselben wissenschaftlichen Atmosphäre; in München dagegen fühlte er sich zwar denselben Aufgaben aber einer verschiedenen Art sie anzugreifen gegenüber; der Kontakt mit der allgemeinen Litteratur war geringer, das Behagen in überlieferter Gewohnheit stärker; das Streben nach immer neuen Aufgaben, aus dem jeder wissenschaftliche Fortschritt entspringt, schlug nur an vereinzelten Punkten seine Wellen. Mit einem Worte, Kräfte bester Art waren vorhanden: es galt sie zu sammeln, zu vervollständigen, und sie damit zu ersprießlicher Thätigkeit aufzurufen.

In diesem Sinne griff der König die ihm zur innersten Herzenssache gewordene Aufgabe an. Sein erster leitender Gedanke hierbei war, ohne Zweifel vollkommen richtig, vielleicht einer Einwirkung Schellings entsprechend, zunächst nicht unmittelbar in die auf praktische Lebenszwecke, insbesondere auf den Staats- und Kirchendienst vorbereitenden Fächer, die Theologie, Jurisprudenz und Medizin einzugreifen, sondern ihnen allen durch gesteigerte Belebung der allgemeinen Disciplinen eine breitere und fruchtbarere Grundlage zu verschaffen. Von dem errungenen philosophischen Standpunkte ausgehend, erkannte er den Wissenschaften der Natur und jenen des Geistes gleichen Wert zu, und war entschlossen, für beider Aufschwung mit gleicher Stätigkeit und Munificenz zu sorgen. Jedoch wie unparteiisch er nach Beruf und Pflichtgefühl jedes dieser Fächer zu pflegen unternahm, die innerste persönliche Neigung gehörte

doch der Erkundung der menschlichen und nationalen Entwicklung, gehörte den geschichtlichen Studien. In seinen philosophischen Betrachtungen fesselten ihn die sittlichen Probleme mehr als die metaphysischen; zu einem sittlichen Problem wurde seiner empfindlichen Gewissenhaftigkeit jede Frage der praktischen Politik, und nirgend mehr als auf fester historischer Grundlage fand er den inneren Halt für seinen Herrscherberuf. Endlich aber, er liebte mit warmem Herzen sein Land und sein Volk, und seinem patriotischen Sinne war auch das unscheinbarste Blatt aus Bayerns Vergangenheit bedeutend. So war er nach seiner ganzen Individualität in seltener Weise zu einem Schützer und Schirmer des historischen Wissens geschaffen. Was ihn dazu antrieb, war nicht der Wunsch, sich ein Prunkstück seiner fürstlichen Residenz oder einen Herold seines persönlichen Ruhmes zu schaffen: es war die Hingabe an ein leuchtendes Ideal, welches den tiefsten Grund seiner eigenen Seele bewegte. Dabei stand er hoch genug in der eigenen Bildung, um die Arbeiter, die er um sich vereinigte, mit kaum bemerkbarer und doch stets empfundener Leitung in der von ihm erstrebten Richtung festzuhalten. Je deutlicher ihm das Ziel vor dem geistigen Auge stand, desto gründlicher prüfte er die Auswahl der Aufgaben und die Mittel und Wege der Lösung. Er ruhte nicht, bis ihm auch jeder kleinste Punkt eines großen Thema völlig aufgehellt war. Oft konnte er unentschlossen oder schwankend zwischen verschiedenartigen Ratschlägen erscheinen, so daß der litterarische Vertraute seiner ersten Jahre, der stets energische, zum raschen Durchgreifen geneigte Wilhelm von Dönniges manches Mal meinte, die Sache als aussichtslos aufgeben zu müssen. Immer wieder aber machte der vorwärts drängende Mann die Erfahrung, daß das scheinbare Zaudern nichts als ernstes Erwägen war; sobald der König die Frage in sich durchgearbeitet hatte, war seine Entschließung unerschütterlich, und er kannte weder Schwierigkeit noch Hindernis, bis die Ausführung gesichert erschien. Und ganz im Verhältnis zu der Bedächtigkeit der durchgemachten Prüfung stand dann die Ungeduld, mit welcher er stets neue Probleme, neue Aufgaben, neue Leistungen begehrte.

Es war, als ahnte er, daß ihm kein langer Zeitraum für sein königliches Wirken bestimmt sei, und kein Tag, keine Stunde sollten nun unbenutzt bleiben, nach jeder Seite hin immer weitere schöpferische Impulse gegeben werden.

Als ich die Ehre hatte, im Herbst 1856 an die Münchener Universität berufen zu werden, war unter der stets wirksamen Förderung des Königs ein reiches und mannigfaltiges Schaffen im fröhlichen Wachstum begriffen. Die bildende Kunst war durch Kaulbach, Piloty, Genelli, an die sich hervorragende Genossen und Schüler anreihten, in glänzender Weise vertreten; die Musik hatte an Lachner, die Bühne an Dingelstedt eine fruchtbare und geniale Leitung gewonnen; um Geibel und Heyse, Bodenstedt und Kobell scharten sich jüngere poetische Talente, deren Zahl ich nicht nennen will, da die damals umlaufende Ziffer heute unglaublich klingen würde. Noch lebte der Nestor der Münchener Gelehrten, der treffliche Friedrich von Thiersch, und bot in seinem gastlichen Hause allen Geistesverwandten einen stets anziehenden Mittelpunkt. Justus von Liebig hatte bereits in den ganzen Kreis der naturwissenschaftlichen Fächer ein neues kräftiges Leben gebracht und fand sich dabei durch eine Reihe produktiver, die Hörer fesselnder Lehrkräfte unterstützt. Die herrliche Hof- und Staatsbibliothek mit ihren unabsehbaren wissenschaftlichen Schätzen hatte nach langer Stagnation an Karl von Halm einen in jeder Hinsicht der schweren Aufgabe gewachsenen Vorstand erhalten. Es hätte eines besonderen Unsterns bedurft, wenn in solcher Umgebung die historischen Wissenschaften den Absichten ihres königlichen Beschützers versagt hätten. Die Zahl ihrer Vertreter an der Universität war durch die Berufung Löhers und Cornelius' neben der meinigen vermehrt worden; ein historisches Seminar, in dieser Form das erste in Deutschland, wurde gegründet und reich ausgestattet; eine 1855 versammelte „archivalische Kommission“ war in vollem Zuge, lehrreiche Quellenschriften und Erörterungen zur bayerischen Geschichte in einer den kritischen Forderungen entsprechenden Weise zu publizieren. Die zunächst verwandten Disziplinen, deren wirksamen Beistand kein größeres

historisches Unternehmen entbehren kann, Geographie und Sprachwissenschaft, Jurisprudenz und Theologie boten uns die Genossenschaft von Männern wie Karl von Spruner, Konrad Hofmann, Ludwig und Konrad von Maurer, endlich den ehrwürdigen Döllinger, der, anfangs zu unsern Bestrebungen in halb gegnerischer Stellung, dann Schritt auf Schritt sich annähernd, unser verehrter Freund und Mitarbeiter geworden ist.

Noch ist es eine erfreuliche Pflicht, hier mit dankbarem Sinne der Männer zu gedenken, welchen durch ihre amtliche Stellung eine höchst einflußreiche Mitwirkung bei der Lösung der von dem Könige gestellten wissenschaftlichen Aufgaben oblag, des damaligen Ministers für Kirchen- und Schulsachen, Herrn von Zwehl, der gedrängt durch oft harte politische Angriffe, bei unseren Unternehmungen zuweilen etwas zurückhaltend und anderweitige Rücksichten betonend eingriff, ausnahmslos aber sich gütig und wohlwollend, in der Sache umsichtig fördernd und im persönlichen Verkehre liebenswürdig ermunternd erwies — sodann seines getreuen Helfers, des stets unermüdlichen, durch und durch einsichtigen, überall zuverlässigen und auskunftsreichen Ministerialrats von Völk.

Es lagen also die Verhältnisse so günstig wie möglich, in dem stattlichen, von Ludwig I. mit jedem Schmucke der Kunst belebten München, welches damals auf dem glücklichen Übergangspunkte stand, alle Genüsse der Großstadt ohne deren Weitläufigkeit und Mühseligkeit zu bieten, wo die Steuern niedrig, das Leben billig, die sozialen Sitten einfach waren, in der Nähe der Alpen, deren anregende Bergluft die Nerven erfrischte und Arbeitskraft und Arbeitslust verdoppelte, inmitten einer lernenden Jugend, die freilich nicht immer ausreichend vorgebildet, um so mehr einen höchst erfreulichen Wissenstrieb und hingebenden Fleiß bekundete, unter einer Bevölkerung, welche Anfangs etwas verwundert auf das ungewohnte Streben ihres Königs schaute, nicht selten Anstoß an der Belastung des bayerischen Budgets mit so zahlreichen Gehältern für Nichtbayern nahm, bald aber, trotz aller Anstrengungen der uns feindlichen ultramontanen Presse, mit stets wachsendem

Entgegenkommen auf die von dem Könige gepflegten Tendenzen einging. Mit jedem Winter steigerte sich die Teilnahme an den öffentlichen wissenschaftlichen Vorträgen in Liebigs großem Hörsaal; ein empfänglicheres Publikum ließ sich nicht denken; nicht selten erfüllte wohl ein brausender Jubel den weiten Raum, wenn ein zündender Gedanke oder ein patriotisches Wort die dichtgedrängten Hörer begeistert hatte. Für einen Jeden, der das Glück hatte, an den Arbeiten dieser schönen Jahre teilzunehmen, ist das Angedenken derselben ein erquickender Lichtpunkt in seinen Lebenserinnerungen, und vollends ein Jeder, welchem der Vorzug zu Teil wurde, dem Mittelpunkte des damaligen Wirkens nahe zu stehen, wird das Bild des teuren Fürsten, seiner milden Freundlichkeit und seiner rastlosen Fürsorge für immer im Herzen tragen.

Kaum war ich in diese Kreise eingetreten, als auch an mich die königliche Frage erging, welche Unternehmungen im Interesse der historischen Wissenschaft zu beginnen wären. Ich gestattete mir im Sommer 1857 zwei Vorschläge, alte Wünsche unserer Fachgenossen, die gleich hier erwähnt werden mögen, weil sie später mit den Arbeiten der historischen Kommission in engste Verbindung getreten sind: die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten und die Gründung einer historischen Zeitschrift.

Was zunächst die letztere betrifft, so fehlte es damals der historischen Wissenschaft in Deutschland, nachdem A. Schmidts Zeitschrift in den Unruhen von 1848 untergegangen war, ganz und gar an einem größeren kritischen Organ. Die Aufgabe desselben schien uns im Wesentlichen eine doppelte zu sein, einerseits die Vertretung der kritischen Methode der Forschung, ihrer Ergebnisse und ihrer Fortschritte, andererseits die Verbreitung des Interesses für diese Studien in weiteren Kreisen des gebildeten Publikums. Ein in gewissem Sinne lokales Bedürfnis kam hinzu. Wenn es gelang, eine Reihe bedeutender historischer Produktionen ins Leben zu rufen, vielfache Arbeitskräfte zu beschäftigen, für München eine tonangebende Stellung in der geschichtlichen Forschung zu erobern — bei hoffnungsreichen Anfängen fliegen bekanntlich die ehrgeizigen Wünsche

hoch — dann war ein solches, sowohl kritisches als populäres Organ für unsere Bestrebungen unentbehrlich. Der König ging mit warmer Teilnahme auf den Gedanken ein, und war mit gewohnter Freigebigkeit bereit, wenn die Erwerbung eines leitenden Redakteurs erforderlich wäre, dazu die Mittel in reichlichem Maße zu gewähren. Da ich mich durch den Katheder, das Seminar und eigene litterarische Thätigkeit sehr ausreichend beschäftigt fand, wurden mehrere Versuche in dieser Richtung gemacht, insbesondere Max Duncker, damals in Tübingen, aufgefordert, leider aber kein positives Ergebnis erzielt. So entschloß ich mich denn, vornehmlich auf Leopold von Rankes eindringlichen Zuspruch, die Redaktion selbst zu übernehmen und damit auch der königlichen Kabinetskasse die zur Verfügung gestellte Subvention zu ersparen. Es gelang mir, an August Kluckhohn, jetzt Professor in Göttingen, einen in jeder Hinsicht zuverlässigen Mitarbeiter zu erlangen; ein unternehmender Verleger fand sich in Rudolf Oldenbourg, mit dessen sachverständiger und wirksamer Unterstützung die Zeitschrift unter zunehmender Anerkennung des Publikums heute bis zum 50. Bande gediehen ist.

Die erste Anregung zur Herausgabe der deutschen Reichstagsakten ist, wie so viele andere folgenreiche Impulse in unserer Litteratur, von Leopold von Ranke ausgegangen. Auf der Versammlung der deutschen Germanisten zu Frankfurt, 1846, hatte er die Bildung eines großen deutschen Geschichtsvereins, und als eine der ersten Aufgaben desselben jene Edition in Antrag gebracht. Die Versammlung hatte demselben mit Einhelligkeit zugestimmt, und für die Ausführung eine Kommission ernannt, bestehend aus Joseph Chmel in Wien, Christoph von Stälin in Stuttgart und Gustav Adolf Stenzel in Breslau. Indessen kam dann auf der nächsten Versammlung, 1847, in Lübeck, die Sache nicht weiter zur Sprache; dann folgte die Märzrevolution, und von Germanistentagen und alten Reichstagsakten war nicht weiter die Rede. An der Frankfurter Verhandlung hatte ich mich mit regem Interesse beteiligt: für die Kenntnis der deutschen Vergangenheit vom fünfzehnten bis

zum siebenzehnten Jahrhundert ließ sich kein wichtigerer Gewinn denken, als die Aufdeckung der in dem damaligen Mittelpunkte unseres nationalen Lebens hervorbrechenden Quelle, von welcher ein voller Strom entscheidender Belehrung für alle Seiten des deutschen Lebens zu erwarten stand. Für einen einzelnen Schriftsteller war nun die Aufgabe nach ihrem weiten Umfange, der Masse und der Zersplitterung des Materials, nach den schweren Kosten des Unternehmens unlösbar; welche Freude für mich, jetzt durch die Gnade unseres königlichen Beschützers zur Erfüllung zu bringen, was den deutschen Germanisten zu schwer gewesen. Der König genehmigte mit Freuden, und stellte zur Honorierung der von mir auszuwählenden Mitarbeiter, zu Reisekosten und Kopialgebühren eine jährliche Summe von 3000 Gulden für zwölf Jahre zur Verfügung.

Der erste Schritt war hierauf eine Korrespondenz mit den beiden noch lebenden Mitgliedern der Frankfurter Kommission, Chmel und Stälin. Beide begrüßten die königliche Erklärung mit höchster Genugthuung, mußten aber wegen sonstiger Geschäfte eine thätige Beteiligung an der Leitung des Unternehmens ablehnen. Ranke, ebenfalls auf der Stelle benachrichtigt, äußerte sich, 25. Oktober 1857, über den Plan der Arbeit in folgender Weise:

„so weit ich die Reichstagsakten durchgesehen, zerfallen sie in drei Abtheilungen:

„1. Vor und unter Maximilian I. Gerade der Anfang, „das 15. Jahrhundert vor Maximilian, dürfte die meiste „Schwierigkeit machen. Ich halte nicht für leicht, sie in „genügender Vollständigkeit zusammen zu bringen, es wäre „denn, daß das reichserzkanzlerische Archiv, das sich jetzt in „Wien befindet, und das ich nicht gesehen habe, sie enthielte. „Die späteren Akten lassen sich auch in anderen Archiven, „städtischen oder fürstlichen, ohne große Mühe zusammen„bringen. Die Redaktion wird aber mit der Rechtschreibung, „überhaupt mit der Feststellung des Textes zu schaffen haben. „Ich denke, daß zwei nicht allzu weitläufig gedruckte Quart„bände den Stoff umfassen könnten.

„2. Reformations-Epoche. Die Verhandlungen werden um „Vieles umfassender, und überdies dürfen auch Korrespon-„denzen nicht ausgeschlossen werden. Man müßte ein chur-„fürstliches, ein fürstliches, und ein städtisches Archiv zur „Verfügung haben, ja unter den Fürsten eigentlich drei, eines „von einem geistlichen, eines von einem katholischweltlichen, „ein anderes von einem protestantischen Hofe. Denn die „Religionssachen bilden nun einmal den wichtigsten Punkt. „Aber die weltlichen Angelegenheiten sind dabei doch auch „von ihrer eigenen großen Bedeutung.

„3. Zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Alles wird „weitläufiger, weitschichtiger. Die Massen sind kaum mehr „zu bewältigen. Doch möchte diese Abteilung das meiste „Unbekannte und eigentlich Neue darbieten. Man müßte „einen Versuch machen, das Allgemeine und Provinzielle zu „scheiden, eine Auswahl ist notwendig. Ein paar Jahre „werden die Vorbereitungen zur ersten Abteilung allein „erfordern. Ein zuverlässiger Arbeiter müßte zunächst nach „Wien gehen."

Unter Beachtung der in diesem Schreiben angedeuteten Gesichtspunkte ist dann zwei Jahre später ein genauerer Arbeitsplan ausgearbeitet und nach demselben mit dem besten Erfolge bisher verfahren worden. Nur zeigte sich für die erste Periode sowohl die Masse des Materials als die Schwierigkeit der Sammlung sehr viel bedeutender, als Ranke irgend hätte vermuten können. Das Archiv des alten Reichserzkanzleramts zu Wien enthält aus der Zeit vor 1530 nur wenige spärliche Bruchstücke. Für die Vorbereitung des ersten Bandes der ersten Abteilung bedurfte es acht Jahre, in welchen nicht weniger als 74 Archive, fürstliche und städtische, deutsche und auswärtige, durchforscht werden mußten. Mit lebhaftem Danke ist dabei der kräftigen diplomatischen Hilfe der königlich bayerischen Regierung sowie der thätigen Unterstützung durch fast alle jene Archiv-Verwaltungen zu gedenken. Schwierigkeiten in dieser letzteren Beziehung fanden wir anfangs nur bei dem Senate der freien Stadt Frankfurt, bei Sr. Königlichen Hoheit dem

Kurfürsten von Hessen und bei dem Vatikanischen Archiv zu Rom. Aber weiterhin haben sich auch hier die Wege eröffnet. Die Ausbeute wuchs dementsprechend denn auch in solchem Maße, daß nicht zwei Bände bis 1519 führten, sondern daß schon die Zeit von 1376—1420 sieben Bände gefordert hat und demnach die erste Abteilung allein voraussichtlich noch zwanzig andere in Anspruch nehmen mag. Die Geschäfte der Spezialredaktion übernahm zuerst, nachdem Ernst Dümmler in Halle abgelehnt, Professor Georg Voigt aus Königsberg, der eigens zu diesem Zwecke nach München berufen wurde, dann, als dieser 1860 eine Professur in Rostock übernahm, Dr. Julius Weizsäcker, jetzt Professor in Berlin, welcher von zahlreichen Mitarbeitern, teils in München, teils außerhalb unterstützt wurde. Die näheren Angaben darüber finden sich in der Vorrede des 1867 erschienenen ersten Bandes. Es darf an dieser Stelle konstatiert werden, daß Weizsäckers Arbeit nach einstimmigem Urteil der Sachverständigen als ein Muster wissenschaftlicher Quellen-Edition anerkannt worden ist, und daß durch die hier gewonnenen Aufschlüsse die deutsche Reichsgeschichte am Ausgange des 14. und Anfange des 15. Jahrhunderts zum ersten Male eine feste Grundlage gewonnen hat.

Die beiden historischen Unternehmungen, von denen bisher berichtet wurde, waren nicht die einzigen, welche damals das stets rege Interesse des Königs beschäftigten. Es war die Rede von einer neuen Ausgabe der Quellen der Geschichte der Kreuzzüge, da die darauf gerichtete Arbeit der Pariser Akademie schlechterdings nicht vom Flecke kam, und was davon an die Öffentlichkeit gelangte, einen großen Mangel an kritischer Sicherheit und Methode bekundete. Die Sache blieb jedoch liegen, weil ein geeigneter Redakteur damals nicht zu ermitteln war; später kam Pertz in der historischen Kommission darauf zurück; ein Beschluß wurde jedoch nicht gefaßt, da die endlich folgenden Bände der Pariser Ausgabe von einem erheblichen Fortschritt Zeugnis ablegten. Mit noch größerer Wärme wurde ein weiterer Vorschlag, den ich dem Könige unterbreitete, von ihm ergriffen, eine Geschichte der bayerischen Landesverwaltung

in den letzten vier Jahrhunderten, mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung der Preise und Löhne und die hienach zu beurteilende soziale Lage der verschiedenen Bevölkerungsklassen. Man weiß, in welchem Grade die Lösung dieses wichtigen Problems in Deutschland durch die territoriale Zersplitterung des alten Reiches erschwert wird; gerade das Königreich Bayern erschien nach seinem Umfang, seinen Bestandteilen und seinen früheren Zuständen als ein höchst geeigneter Gegenstand für eine Spezialgeschichte dieser Art. Den König reizte der Plan sowohl nach seiner patriotischen als seiner sozialpolitischen Seite in hohem Maß; sofort sagte er alle erforderlichen Mittel zu. Es gelang, einen in jeder Hinsicht geeigneten Forscher dafür in dem Münchener Professor von Pözl zu gewinnen; leider wurde derselbe Anfangs durch seine akademische, bald auch durch parlamentarische Thätigkeit von der Arbeit abgezogen, bis der Tod des ausgezeichneten Mannes jede Aussicht auf die Vollendung des Werkes abschnitt.

Sodann hatte die juristische Fakultät der Universität München durch eine erfolgreiche Preisaufgabe eine neue Sammlung der deutschen Rechtssprichwörter angeregt, deren Unterstützung der königlichen Munifizenz durch Professor Bluntschli empfohlen wurde; Professor Wegele hatte sich auf allerhöchste Aufforderung zur Ausarbeitung einer Geschichte der Bistümer Bamberg und Würzburg bereit erklärt; durch Se. Majestät wurde mir eine umfassende Darstellung der politischen Geschichte Bayerns als wünschenswerte Leistung bezeichnet; Döllinger erhielt den Auftrag zu einer Sammlung von Urkunden zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts vornehmlich aus den spanischen Archiven; mehrere talentvolle Offiziere empfingen Anregung und Unterstützung zu einer quellenmäßigen Erforschung verschiedener Perioden der bayerischen Kriegsgeschichte. Da auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete eine nicht mindere Zahl bedeutender Unternehmungen in Angriff genommen wurde, so sieht man wohl, in wie dichter Reihe die mannigfaltigsten Entwürfe sich hier wetteifernd an das Licht drängten; das wissenschaftliche Leben pulsierte in immer frischeren Schlägen,

und nur der Mangel an verfügbaren Arbeitskräften, niemals aber ein Versiegen des eignen Interesses setzte dem schöpferischen Eifer des Königs eine Grenze.

Je zahlreicher indessen die von Sr. Majestät genehmigten oder hervorgerufenen wissenschaftlichen Unternehmungen wurden, desto dringender machte sich bald das Bedürfnis eines zentralen technischen Organs zur Auswahl und teilweise zur Leitung derselben geltend. Schon einige Jahre früher hatte zu diesem Zwecke der König eine „wissenschaftliche Immediatkommission“ aus Vertrauensmännern aller Fächer gebildet, wo sich jedoch sogleich der Übelstand ergab, daß bei jeder einzelnen Frage immer nur ein oder zwei Mitglieder sachverständig waren, also eine in Wahrheit kollegiale Erwägung nicht Platz greifen konnte. Da geschah, daß der König im Frühjahr 1858 dem preußischen Hofe in Berlin einen Besuch abstattete. Er sprach damals Leopold von Ranke, den er während seiner Berliner Studienzeit kennen gelernt und bei dem er geschichtliche Vorlesungen gehört hatte. Er hatte seit dem ersten Tage für den wissensreichen und geistsprühenden Mann Hochschätzung und Zuneigung empfunden, und ihn von Stunde an zum einflußreichsten Berater in allen Fragen der geschichtlichen Wissenschaft ausersehen. Nun hatte Ranke kurz vor dem königlichen Besuche mit Georg Waitz und mir bei einem vertraulichen Zusammensein allerlei Vorzüge, Mängel und Reformen unserer wissenschaftlichen Institute besprochen; unter Anderem war er auf den Gedanken gekommen, daß neben den bestehenden Akademien, welche als arbeitende Mitglieder die Gelehrten eines Ortes aus allen Fächern vereinen, ein Institut denkbar und hoffnungsreich sei, in dem für ein bestimmtes Fach die hervorragenden Kapazitäten von ganz Deutschland zusammenwirkten, z. B. was ihm und uns am nächsten lag, eine derartige Akademie für deutsche Geschichte. Ranke war der Meinung, einem solchen Institute wäre dann ein weiter Wirkungskreis zuzuweisen, politische, Rechts- und Kirchengeschichte, Litteratur und Sprache, letztere auch zum Zweck ihrer Kontrolle und Fortbildung im Gebrauch der Gegenwart. Als darauf bei seiner Unterhaltung mit König

Max die oben erwähnte Schwierigkeit, der Mangel eines leitenden technischen Organs für die Münchener wissenschaftlichen Bestrebungen, zur Sprache kam, machte er den Vorschlag durch Errichtung einer solchen Akademie wenigstens für die historischen Studien in München einen lebendigen Mittelpunkt zu schaffen. Dem Könige war der Antrag in jeder Hinsicht einleuchtend und anziehend, und gleich nach seiner Rückkehr erhielt ich den Befehl, über die Art und Weise seiner Ausführung eingehenden Bericht zu erstatten. Dieser erfolgte am 9. Mai 1858. Er führte zunächst aus, daß ein solches Institut in jeder Hinsicht den wissenschaftlichen Wünschen Sr. Majestät entsprechen und förderlich sein würde. Wenn Se. Majestät hienach beschließe, liege es in der Natur der Sache, daß das Institut als eine bleibende auf feste Grundlage zu stellende Stiftung in das Leben zu treten habe. Eine neue Belastung der Kabinetskasse werde dadurch nicht herbeigeführt: seit Jahren habe Se. Majestät einen jährlichen Betrag von 50 bis 60000 Gulden für die Pflege der Wissenschaften, und davon rund ein Drittel, also etwa 15 bis 20000 Gulden für die Belebung der historischen Studien bestimmt; eben diese Summe würde ausreichen für die Dotation des neuen Instituts, auf dessen Mittel dann die von dem Könige jetzt oder künftig genehmigten geschichtswissenschaftlichen Unternehmungen, zunächst also die noch rückständigen Arbeiten der archivalischen Kommission und die Ausgabe der Reichstagsakten anzuweisen seien. Was die Organisation des Instituts betraf, so wurde vorgeschlagen, es aus einem Vorsitzenden zur allgemeinen Leitung, einem in München wohnhaften Sekretär zur speziellen Geschäftsführung, und aus 15 bis 20 ordentlichen und stimmberechtigten, sowie aus einer unbestimmten Anzahl außerordentlicher Mitglieder bestehen zu lassen. Die erste Ernennung des Vorsitzenden, des Sekretärs und der Mitglieder würde unmittelbar von Sr. Majestät, in der Zukunft aber auf Präsentation durch das Institut selbst erfolgen. Im Frühling oder Herbste jedes Jahres würde eine Plenarversammlung aller Mitglieder in München stattfinden, in welcher der Sekretär über die Thätigkeit des verflossenen Jahres berichten, die Versammlung über

die Arbeiten und das Budget des kommenden Jahres Beschluß fassen, erforderlichen Falls die Wahl eines Vorsitzenden, Sekretärs und neuer Mitglieder vollziehen, und dies alles zur Allerhöchsten Bestätigung vorlegen würde. Es waren die Einrichtungen, unter welchen das Institut bald nachher in das Leben getreten ist, und jetzt ein Vierteljahrhundert hindurch mit bestem Erfolge gewirkt hat. Nur in einer Beziehung mußte eine, allerdings im Grunde nur formale, Änderung eintreten. Es kam darauf an, jeden Schein zu vermeiden, als sollte das Institut der in München bestehenden Akademie der Wissenschaften konkurrierend entgegengestellt werden: der König beschloß also die neue Vereinigung nicht als eine besondere Akademie zu konstituieren, sondern sie der Akademie der Wissenschaften nach festen Normen und mit geregelter Kompetenz einzuordnen; hienach verfügte er am 20. August 1858 die Errichtung einer historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften, erteilte ihr ein nach den oben angegebenen Gesichtspunkten entworfenes Statut, und ernannte sofort den Obersten (jetzt General der Infanterie) von Spruner, den Reichsarchivdirektor von Rudhart und den Professor von Sybel zu ordentlichen Mitgliedern, sowie den letzteren, indem die Bezeichnung des Vorstandes noch vorbehalten blieb, zum Sekretär der Kommission. Als jährliche Dotation derselben wurde der Betrag von 15000 Gulden aus der königlichen Kabinetskasse festgesetzt.

Es war ein neuer Beweis für die ebenso gründliche wie liberale Sinnesweise des Königs, daß er zu der Ernennung der übrigen Mitglieder nicht ohne den Beirat weiterer Sachverständiger schreiten wollte, welchen dann auch noch eine Revision der statutarischen Festsetzungen obzuliegen hätte. Der Sekretär erhielt also den Auftrag, eine Anzahl hervorragender Notabilitäten der historischen Wissenschaft vorzuschlagen, welche zu einer Beratung dieser Fragen nach München einzuladen wären. Da eine solche Berufung selbstverständlich dem Einzuladenden die demnächst erfolgende Ernennung zum Mitgliede in sichere Aussicht stellte, so verfügte der König zugleich, daß diese Konferenz ohne Verzug auch über die Arbeiten der

Kommission im nächsten Jahre bestimmte Vorschläge an Seine Majestät bringen sollte. Es war kein leichtes Geschäft, aus der Menge der deutschen Geschichtsforscher zu diesem Zweck eine Auswahl zu treffen; sie erfolgte nach mehrfacher Korrespondenz mit Leopold von Ranke, und nach erlangter Allerhöchster Genehmigung erging die Einladung an Ranke selbst, an Geheimrat Pertz in Berlin, Oberstudienrat Stälin in Stuttgart, sowie an die Professoren Hegel in Erlangen, Wegele in Würzburg, Häusser in Heidelberg, Droysen in Jena, welche sämtlich mit den drei Münchener Mitgliedern am 29. September 1858 zur Konferenz zusammentraten[1]). Außerdem waren aufgefordert worden Archivdirektor Chmel in Wien, welcher durch Krankheit verhindert, Professor Waitz in Göttingen, Bibliothekar Böhmer in Frankfurt am Main und Professor Kopp in Luzern, welche zur Zeit der Eröffnung der Konferenz auf Reisen abwesend waren.

Der erste Gegenstand der Beratung, die Revision des Statuts, ergab außer einigen redaktionellen und die Geschäftsführung betreffenden Änderungen nur einen Zusatz von wissenschaftlicher Bedeutung.

Der dritte Artikel des Statuts vom 20. August bestimmte: „Die Kommission wird sich vornehmlich mit der Auffindung und Herausgabe wertvollen Quellenmaterials für die deutsche Geschichte in deren ganzen Umfange beschäftigen." Pertz bemerkte dazu, daß es doch wohl nicht in der Absicht liege, bereits im Gange befindlichen Publikationen, wie den Monumenta Germaniae historica oder der Wiener Ausgabe der Akten der großen Konzilien des 15. Jahrhunderts, einzelne Teile ihres Stoffes vorweg zu nehmen. Es konnte ihm erwidert werden, daß dies nur, weil es selbstverständlich sei, nicht ausdrücklich gesagt worden; indessen hatte auch niemand eine Einwendung gegen einen Zusatz: „So weit dasselbe (das Quellenmaterial) nicht in den Bereich bereits bestehender Unternehmungen fällt". Erheblicher aber war ein Antrag von Ranke auf folgenden Zusatz:

---

[1]) Dies und das Folgende nach den Akten der Konferenz und den im ersten Bande der historischen Zeitschrift veröffentlichten Denkschriften.

„Sie (die Kommission) wird außerdem wissenschaftliche Arbeiten, die in diesem Gebiete notwendig oder ersprießlich erscheinen, hervorzurufen suchen.“ Wie wir gleich sehen werden, hatte der große Gelehrte bereits mehrere, unter eine solche Bestimmung fallende Vorschläge von weitgreifender Bedeutung in Bereitschaft. Zunächst aber erhob sich lebhafter Widerspruch. Droysen war der Ansicht, daß solche Arbeiten für eine kollegiale Anregung und Kontrolle ungeeignet und durchaus der subjektiven Initiative einzelner Forscher zu überlassen seien; jedes Werk, wo es wesentlich auf die Kunst der Formgebung oder Behandlung ankomme, entziehe sich dem leitenden Einwirken der Kommission, die ihre Aufgabe auf die Herausgabe des Quellenmaterials, also der Reichstagsakten, sonstiger Korrespondenzen, Berichte und Denkschriften, der historischen Volkslieder, schlecht publizierter älterer Schriften, wie jener von Sleidan, Windeck, Eschenloer, zu beschränken habe. Es wurde darauf entgegnet, daß es auch für schriftstellerische Leistung Stoffe gebe, deren Bearbeitung nur durch kollektives Zusammenwirken mehrerer Mitarbeiter erreichbar sei; ohne hier die Selbständigkeit der individuellen Forschung und die Eigentümlichkeit der persönlichen Darstellung wesentlich zu beschränken, müßten bei solchen Unternehmungen zur Erhaltung der innern Einheit gewisse leitende Gesichtspunkte für die Teilarbeiter festgesetzt und durchgeführt werden, und für eine solche Thätigkeit gäbe es keine geeignetere Stätte, als einen Verein von Männern, wie er hier bei der Kommission beabsichtigt sei. Pertz warnte darauf vor einer Klippe, die in einer dem Droysenschen Bedenken entgegengesetzten Richtung lag. Wenn dieser befürchtet hatte, daß durch die Aufsicht der Kommission die subjektive Freiheit der Autoren beeinträchtigt werden könnte, so befürchtete Pertz umgekehrt die Gefahr, daß trotz aller Behutsamkeit der Kommission durch Rankes Antrag tendentiöse Schriften unter Schädigung des rein wissenschaftlichen Charakters unserer Wirksamkeit in das Leben gerufen werden könnten. Daß dies unter allen Umständen zu vermeiden sei, darüber war in der Konferenz nur Eine Stimme. Man meinte, daß gerade die Betonung des Gegenstandes durch

Pertz und die Aufnahme derselben durch die Konferenz dafür hinlängliche Bürgschaft gebe, daß also umsoweniger ein Grund vorliege, deshalb einen so fruchtbaren Antrag wie den Rankeschen abzulehnen. Die Annahme desselben erfolgte dann mit großer Mehrheit.

Die Konferenz schritt darauf am 30. September und 1. Oktober zu ihrer zweiten Aufgabe, zu der Beschlußfassung über die Arbeiten der Kommission für das kommende Jahr.

Bereits hatte Se. Majestät ihr die Übernahme der Herausgabe der Reichstagsakten, sowie die Erledigung des Arbeitsstoffes der jetzt aufgelösten archivalischen Kommission übertragen. Für die Reichstagsakten bedurfte es keines besonderen Beschlusses. Das bisher Geschehene wurde einfach bestätigt. Das Jahr 1376 wurde als Anfangsgrenze der Publikation bestimmt, als Grundsatz angenommen, daß aus dem 15. Jahrhundert alles aufgefundene Material ohne Auslassung gedruckt werden solle — eine Regel, die nach den oben erwähnten Erfahrungen weiterhin sehr stark modifiziert werden mußte — und Georg Voigt mit der Redaktion des spezielleren Planes beauftragt. Über die Thätigkeit der archivalischen Kommission berichtete Rudhart und legte die für einen letzten Band der „Quellen und Erörterungen“ eingelaufenen Materialien vor. Einiges davon wurde sofort als ungeeignet ausgeschieden, anderes aber als wertvoll teils auf der Stelle anerkannt, teils zu näherer Prüfung einzelnen Referenten übergeben.

Es wurde hiebei der allgemeine Grundsatz aufgestellt: die Kommission werde niemals etwas veröffentlichen ohne spezielle Berichterstattung und Kritik durch mindestens eines ihrer Mitglieder.

Darauf schritt man zu der Erwägung neuer Quellenpublikationen. In erster Linie kam hier der Antrag von Pertz und Stälin, welchem sich Ranke unterstützend anschloß, zur Sprache: eine Ausgabe der deutschen Städtechroniken, vornehmlich aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert, eines unendlich reichen und wichtigen Materials zur vaterländischen Geschichte, welches bisher nur in spärlichen Fragmenten und ungenügenden

Ausgaben vorlag. Alle Anwesenden waren einig, daß damit ein Werk begründet werde, dessen Bedeutung jener der Monumente und der Reichstagsakten vollkommen ebenbürtig sei. Vor diesen selbst empfehle es sich durch eine vergleichsweise leichtere und raschere Ausführbarkeit, so daß binnen wenigen Jahren stattliche Bände geliefert werden könnten. Zu beginnen sei mit dem deutschen Südwesten, Bayern, Schwaben, Franken, und somit gerade mit dem Anfange des Werkes ein großes Verdienst speziell um die bayerische Geschichte zu erreichen.

Die Konferenz beschloß hienach einstimmig, in den Gegenstand einzutreten. In ihrer Mitte befand sich — es ist wohl erlaubt, allgemein anerkannte Verdienste einzelner unserer Mitglieder auch an dieser Stelle dankend zu erwähnen — der ohne Zweifel bedeutendste jetzt lebende Kenner der Städtegeschichte, Professor Hegel. Dieser übernahm es bereitwillig, den großen Gegenstand genauer zu instruieren und der nächsten Plenarversammlung über Umfang, Ausführbarkeit, Mitarbeiter, Kosten des Unternehmens ausführlichen Bericht zu erstatten.

Droysen brachte hierauf seinen Antrag auf eine umfassende Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen, zunächst des 15. Jahrhunderts, zur Verhandlung. Es bedarf keiner Erörterung, welch vielseitiges Interesse der Stoff darbietet, wie lebhaft in diesen populären Poesien die großen Ereignisse der Zeit, die Eindrücke derselben auf das Gemüt des Volkes und die Rückwirkung der populären Stimmungen auf die Begebenheiten sich wiederspiegeln. Pertz, Stälin und Ranke befürworteten den Antrag nachdrücklichst, und die Konferenz ersuchte den Antragsteller, das Erforderliche für die Ausführung vorzukehren und im nächsten Jahre weiter zu berichten.

Es folgte die Beratung mehrerer durch den Rankeschen Antrag in Aussicht gestellten Entwürfe. Ranke hatte sie bereits durch eine Denkschrift zur Kenntnis, zuerst der Königs, dann der Konferenz gebracht. Der erste betraf ein großes Annalenwerk, Jahrbücher des deutschen Reiches, nicht eben zur Lektüre des großen Publikums bestimmt, sondern ein Nachschlagebuch für den historischen Forscher und Lehrer, wo er den geschicht-

lichen Stoff aus den Quellen gesammelt, kritisch gesichtet und nach den bisherigen Ergebnissen der Forschung verarbeitet fände, in chronologischer Folge mit möglichster Objektivität geordnet, ohne die Absicht, ein darstellendes Kunstwerk oder politisch-kirchliche Erörterung zu liefern. Zwanzig Jahre früher hatten einige Schüler Rankes auf dessen Veranlassung ein solches Werk über das zehnte Jahrhundert veröffentlicht; der Wert und Nutzen desselben hatte so unbestrittene Billigung gefunden, daß der Gedanke nahe lag, die Arbeit über das ganze deutsche Mittelalter auszudehnen. Die Konferenz sprach sofort ihre einhellige Zustimmung aus, bat den Antragsteller die Leitung der Redaktion selbst zu übernehmen, die einleitenden und vorbereitenden Schritte zu thun, und der nächsten Plenarversammlung darüber weitere Auskunft zu geben.

Sodann bemerkte Ranke, wie neben der Geschichte der schönen Litteratur und Kunst in Deutschland die Geschichte der gelehrten Studien im Rückstand geblieben. Es gebe Darstellungen der Entwickelung einzelner Disziplinen in einzelnen Perioden, aber es fehle an jeder zusammenhängenden Belehrung; ein wahres Nationalwerk würde es sein, wenn man eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland zu Stande bringen könnte. Er würde raten, auf diesem Gebiete zunächst mit der neueren Zeit, von dem Ausgange des 15. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts, zu beginnen, der Darstellung, je mehr sie sich dem Endtermin nähere, desto größere Ausführlichkeit zu gönnen, und für jede Disziplin einen möglichst hervorragenden Bearbeiter aus den Vertretern des Faches zu gewinnen.

Ferner hob Ranke das lange empfundene Bedürfnis eines großen biographischen Werkes hervor, einer allgemeinen Biographie der namhaften Deutschen aller Lebensstellungen und Stände, am besten in lexikalischer Form, welches sichere und parteilose Auskunft über alle der Erwähnung würdige Namen darböte, ein Buch also in der Art der französischen Biographie universelle, hoffentlich aber in seiner nationalen Beschränkung von rationalerer Anlage in seiner Disposition und größerer Zuverlässigkeit in seinen Angaben.

Die Konferenz erkannte einstimmig den Mangel an, welchem die Ausführung beider Vorschläge abhelfen würde. Eine längere Verhandlung entspann sich über die Ausführbarkeit derselben, wobei aufs Neue die Frage erörtert wurde, ob gerade die Kommission zu ihrer Verwirklichung sich berufen fühlen könne. Das Ergebnis war, daß die Konferenz die Entscheidung der künftigen Plenarversammlung vorbehielt.

Einige andere Anträge, welche ohne praktische Folgen geblieben sind, können hier übergangen werden.

Nachdem darauf am 1. Oktober der Etat des kommenden Jahres festgestellt worden, wandte sich die Konferenz zu ihrer letzten Aufgabe, der Auswahl derjenigen Gelehrten, welche Sr. Majestät neben den Anwesenden als ordentliche oder außerordentliche Mitglieder der historischen Kommission präsentiert werden sollten. Unter allgemeinem Einverständnis stellte Ranke den Grundsatz fest: die Ernennung nicht als bloße Ehrenbezeugung erfolgen zu lassen, sondern niemand aufzunehmen, der nicht mitarbeite, oder doch einen bestimmten Anteil an der Leitung einer durch vereinte Kräfte zu lösenden Aufgabe übernehmen wolle. Weiter waren sämtliche Anwesende der Ansicht, daß etwa drei Stellen für künftige Eventualitäten offen zu lassen seien, woraus sich dann freilich die Notwendigkeit ergab, die ursprünglich gewünschte Teilnahme der Rechts- und Litteraturhistoriker auf ein enges Maß zu beschränken. Dann machte sich der Wunsch auf Vertretung aller für die Nationalgeschichte besonders wichtigen Territorien, und ganz besonders auf Heranziehung zahlreicher in München einheimischer Kräfte geltend. Im Einzelnen fehlte es, wie man denken kann, an Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten nicht; auch fand sich der König zu einigen Modifikationen der ihm schließlich überreichten Liste bewogen. Das Ergebnis war, daß durch Allerhöchste Entschließung vom 2. November, in der auch die sonstigen Beschlüsse die königliche Genehmigung erhielten, außer den Mitgliedern der Konferenz zu ordentlichen Mitgliedern der Kommission die Professoren Cornelius und Löher, sowie der Bibliothekar Föringer, sämtlich in München, Professor Jakob Grimm in

Berlin, Archivar Lappenberg in Hamburg, Professor Waitz in Göttingen, Professor Giesebrecht in Königsberg, Archivdirektor Chmel in Wien ernannt wurden. Außerordentliche Mitglieder wurden Professor Voigt und Archivsekretär Muffat, beide in München, und Archivkonservator Baader in Nürnberg. Das Amt des Vorsitzenden wurde Leopold von Ranke übertragen. Ehe die Konferenz sich auflöste, hatte sie die Ehre, von dem Könige persönlich empfangen zu werden, und aus seinem Munde den Ausdruck gnädigster Anerkennung und die Zusicherung fortdauernder Unterstützung zu vernehmen.

So war wenige Monate nach der Gründung der Kommission ihr bereits ein weites Arbeitsfeld eröffnet und eine Reihe bedeutender Aufgaben in Angriff genommen. Auf allen Punkten ging man mit Eifer an das Werk. Für sämtliche bisher beschlossene Unternehmungen wurde die speziellere Organisation festgestellt, geeignete Mitarbeiter gewonnen, eine Anzahl von Archiven bereist. Aber auch der König blieb bei seinem Spruche: mehr, weiter, immer weiter. Als im Herbste 1859 die Kommission zu ihrer Plenarversammlung zusammentrat, wurde sie durch eine Mitteilung ihres Vorsitzenden freudig überrascht, daß der König ihr außer der Jahresdotation noch ein außerordentliches Geschenk von 25 000 Gulden zur Verfügung stelle, und Anträge über die Verwendung desselben erwarte. Mit ehrfurchtsvollem Danke beschloß die Kommission einen Teil dieses Betrages zur Dotierung von Preisaufgaben zu benutzen, betreffend eine das wissenschaftliche Material zu geordneter Uebersicht bringende deutsche Geschichte, etwa in der Weise von Gieselers Kirchengeschichte gestaltet, dann ein Handbuch der deutschen Altertümer, ferner Lebensbeschreibungen berühmter Deutscher, sowie Lebensbeschreibungen berühmter Bayern. Die Kommission sollte hiebei allerdings die oft gemachte Erfahrung aufs Neue erleben, daß Preisaufgaben in der Regel nur dann die gewünschte Wirkung erzielen, wenn die ausschreibende Behörde davon unterrichtet ist, daß der Gegenstand bereits die Aufmerksamkeit befähigter Forscher auf sich gezogen hat, oder noch kürzer und besser, wenn sie im Voraus weiß, wen sie dereinst zu

krönen haben wird. Immerhin konnte, wenn auch keine völlig preiswürdige Arbeit einlief, i. J. 1861 ein Accessit oder lobende Anerkennung den vorgelegten Biographien des Grafen Ignaz von Törring (von Friedrich Töpfer), des Erzbischofs Balduin von Trier (von Al. Dominicus), des Herzogs Ludwig des Reichen von Bayern (von Aug. Kluckhohn), des Geschichtsschreibers Aventin (von Wilhelm Dittmar), sowie einer Sammlung kleiner Biographien berühmter Bayern (von Pl. Stumpf) zuerteilt werden. Der Rest der außerordentlichen Schenkung wurde sodann für die Kosten der Geschichte der Wissenschaften bestimmt, welche jetzt nach näherer Darlegung ihres Planes von der Kommission in den Kreis ihrer Unternehmungen aufgenommen wurde. Ganz nach Rankes vorigjährigem Antrag wurde beschlossen, die Darstellung der mittelalterlichen Gelehrsamkeit einstweilen zurückzulegen, und für die neuere Zeit den Stoff nach den einzelnen Disziplinen zu sondern, dem Bearbeiter, wie es hier in der Natur der Sache lag, vollkommene Selbständigkeit für Urteil und Darstellung zu lassen, und ihm ein vergleichsweise sehr bedeutendes Honorar und das literarische Eigentum seines Werkes zuzusichern. Schon im Frühling 1860 gelang es, eine Reihe bewährter Mitarbeiter zu finden, Jolly, Fraas und von Kobell in München für die Physik, Landwirtschaft und Mineralogie, Zeller in Marburg für die Philosophie, Gerhard in Eisleben für die Mathematik, Virchow in Berlin für die Medizin, und der folgenden Plenarversammlung Vorschläge für die weitern Disziplinen zu unterbreiten. Die Ausgaben für das Unternehmen stellten sich erheblich höher als bei den übrigen Arbeiten der Kommission; der König aber schenkte demselben eine so hervorragende Teilnahme, daß er bereits im Jahre 1860 erklärte, diese Kosten in ihrem ganzen auf 50 000 Gulden veranschlagten Umfange durch eine weitere besondere Bewilligung decken zu wollen.

Hierdurch wesentlich erleichtert, war unser regelmäßiges Budget in der Lage, die Mittel nicht nur zu den bereits begonnenen, sondern auch zu ferneren wertvollen Unternehmungen zu liefern. Zunächst hatte die 1858 von Droysen angeregte Sammlung historischer Volkslieder des 15. und

16. Jahrhundert 1859 die definitive Genehmigung erhalten, nachdem der schon seit Jahren in diesem Stoffe gründlich bewanderte Dr. von Liliencron (damals Kabinetsrat in Meiningen) sich zur Übernahme der Redaktion bereit erklärt und an Dr. Bechstein einen kundigen und fleißigen Mitarbeiter gewonnen hatte. Sodann schlug Lappenberg 1859 die Herausgabe der Rezesse der Hansetage vor; es ist einleuchtend auf den ersten Blick, welche Bedeutung für die gesamte Reichsgeschichte des 14. bis 16. Jahrhunderts die Verhandlungen und Beschlüsse des damals so mächtigen Städtebundes haben. Er selbst sollte der, wie kein Anderer befähigte, Herausgeber sein; die Kommission gedachte dem Werke eine entsprechende Publikation der Akten der oberdeutschen Städtebünde anzuschließen, so daß beide Arbeiten, verbunden mit der Sammlung der deutschen Städtechroniken, eine der wichtigsten Seiten des deutschen Lebens vollständig umzeichnen würden. Das Werk wurde nach erlangter königlicher Zustimmung von dem verehrten Herausgeber, unterstützt durch einen tüchtigen Mitarbeiter, Dr. Junghans, ohne Verzug mit lebhafter Energie in Angriff genommen. Schon nach einem Jahre konnte berichtet werden, daß die niederdeutschen und englischen Archive zu reicher Ernte durchforscht seien; die Ausbeutung der dänischen Archive sei begonnen, die der preußischen und niederländischen eingeleitet. Niemand ahnte, wie bald schmerzliche Schicksalsschläge diese schöne Thätigkeit unterbrechen sollten.

In nicht minder rüstigem Fortgang war Hegels Sammlung der Städtechroniken begriffen. Auch er hatte strebsame Genossen an Dr. von Kern, Dr. von Weech und Dr. Lexer gefunden; von den fränkischen und bayerischen Archiven war Einsicht genommen; es konnte die Hoffnung gefaßt werden, den ersten Band des großen Werkes, die ältesten Chroniken von Nürnberg enthaltend, schon im Laufe des Jahres 1862 zur Publikation zu bringen. Nicht minder günstige Nachrichten brachte Jahr auf Jahr Ranke über die Entwickelung seines Annalenwerks; bereits im Jahre 1860 konnte der Druck der Jahrbücher Kaiser Heinrichs II. von Siegfried Hirsch begonnen werden.

Einen Antrag von nicht geringerer Bedeutung stellte im Herbste 1860 Cornelius in der Plenarversammlung, betreffend die Herausgabe der politischen Korrespondenzen der Fürsten aus dem Hause Wittelsbach von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum 30 jährigen Krieg. Bekanntlich waren in dieser Zeit Einfluß und Machtmittel der deutschen Linie des Kaiserhauses Habsburg sehr beschränkt; und während im Reiche die religiöse Frage die Parteistellung der Stände in immer wachsendem Maße bestimmte, trat der seltene Fall ein, daß Mitglieder eines und desselben Fürstengeschlechtes, eben des Wittelsbachischen, die leitende Stellung in jeder der beiden Parteien gewannen, Pfalz auf der einen, Bayern auf der andern Seite. Nicht leicht konnte also die Eröffnung einer neuen Quelle für die gesamte Reichsgeschichte jener Periode gewinnbringender sein, als die Vorlage der fürstlichen Korrespondenz beider Linien. Die Kommission erhob den Antrag sofort zum Beschlusse, indem sie bei dem großen Umfange des Stoffes denselben in drei Abteilungen zerlegte, die Pfälzer Korrespondenz des 16. Jahrhunderts, die bayerische derselben Zeit, den Briefwechsel beider Seiten in den ersten Jahrzehnten vor dem großen Kriege, und die Leitung dieser Abteilungen in gleicher Reihenfolge ihren Mitgliedern Sybel, Löher und Cornelius übertrug.

Zu diesen wichtigen Unternehmungen traten dann noch hinzu Anträge Häussers auf verschiedene Arbeiten aus der kurpfälzischen Geschichte, welche weiterhin eine verdienstliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg von Pfarrer Lehmann in Nußdorf veranlaßten, ferner auf Antrag J. Grimms die Vervollständigung des berühmten bayerischen Wörterbuches von A. Schmeller aus dessen reichem handschriftlichen Nachlasse, welche zunächst dem Professor Konrad Hoffmann übertragen wurde, sodann die Fortsetzung der durch Jakob Grimm begonnenen Ausgabe der deutschen Weistümer, welche unter der Beihilfe von Richard Schröder und Rudolf Hildebrand der greise Meister selbst übernahm, endlich die Herausgabe der oben erwähnten neuen Sammlung deutscher Rechtssprichwörter von Graf und Dietherr, welche die Kommission unter die sach-

kundige Leitung von Bluntschli und Konrad Maurer stellte. Außerdem beschloß die Kommission 1859 die Herausgabe einer periodischen Zeitschrift unter dem Titel „Forschungen zur deutschen Geschichte“, die zur Veröffentlichung kritischer Monographien und gelehrter Mitteilungen dienen und deren Redaktion von Waitz, Stälin und Häusser geleitet werden sollte; zugleich wurde bestimmt, daß ausführliche Nachrichten über die eigene Thätigkeit der Kommission, die Verhandlungen der Plenarversammlungen, den Fortgang der einzelnen Unternehmungen, die Reiseberichte der Mitarbeiter u. s. w. als Beilagen zu Sybels historischer Zeitschrift zur allgemeinen Kunde gelangen würden.

Der Personalbestand der Kommission erfuhr in diesen ersten Jahren folgende Änderungen: Joseph Chmel starb am 28. November 1858, ehe er an einer Plenarversammlung hatte teilnehmen können, Thomas von Rudhart am 10. November 1860; ich fand mich 1861 veranlaßt, einem Rufe an die Bonner Universität zu folgen, und legte mithin das Sekretariat der Kommission nieder. Die Geschäfte desselben wurden zunächst provisorisch von Dr. Weizsäcker übernommen.

Ja, es waren gute Tage, in denen wir unter der Leitung unseres geliebten Altmeisters im Sonnenschein fast unbegrenzter Hoffnungen die Keime zu so vielen fruchtbaren Schöpfungen pflanzen durften. Gesegnet sei das Andenken des huldreichen Fürsten, dessen ideale Gesinnung uns den Boden dafür bereitete und schirmte, der, ein strenger und sparsamer Haushalter, für jedes geistige Streben reiche Mittel bereit hielt, und während er sich selbst niemals genug that, jedes Wirken der durch ihn vereinten Arbeiter mit dem Ausdrucke dankbaren Wohlwollens belohnte und dadurch zu immer gesteigerter Regsamkeit anspornte.

Pariser Studien.

1886.

Auf den folgenden Blättern soll nicht von Studien über Paris, sondern von Studien in Paris die Rede sein, welche ich vor dreißig Jahren dort und anderwärts begann, um zuverlässige Materialien für meine Geschichte der Revolutionszeit zu sammeln. In jener Zeit galt bei den meisten Regierungen Europas die Regel, daß die Staatsarchive jedem profanen Blicke entzogen waren; man wird sehen, wie mancherlei Glücksfälle dazu gehörten, um meinen Bestrebungen ausnahmsweise günstigen Erfolg zu verschaffen.

Anfang 1848 war ich seit vier Jahren mit einer größeren Arbeit über die Geschichte des römischen Kaiserreiches beschäftigt und hatte mich in politische, ökonomische, kirchliche Altertümer nach allen Richtungen hin vertieft, um die innere Auflösung des Reiches und den Übergang seiner Teile in die Monarchien der Völkerwanderung kennen zu lernen. In diesen friedfertigen Studien wurde ich damals durch die Märzrevolution unterbrochen und wie alle Welt in den Strudel der Tagespolitik hineingerissen. Ich war jung, also, was in jener Zeit gleichbedeutend war, liberal; ich war Historiker aus Rankes Schule, also gemäßigt und Feind des radikalen Wesens, und da, wie man weiß, das damalige Toben alle Parteischattierungen stark durcheinanderrührte, mithin die radikale Partei zahlreiche kommunistische Elemente mit sich vereinigte, so kam ich auf den Gedanken in einer kleinen Abhandlung oder Broschüre dem

Volke zu erzählen, in welches Elend die große französische Revolution gerade die niederen Klassen durch ihre kommunistischen Tendenzen gestürzt hatte. Von diesem Elend hatte ich aus allen Büchern erfahren; was die Ursachen desselben betraf, so hatte ich bei Burke schwerwiegende Worte über die mangelnde Achtung vor dem Rechte des Eigentums und deren Folgen gelesen und demnach gemeint, es werde 1793 damit wohl noch schlimmer als 1848 gestanden haben. Aber als ich nun für mein Büchlein nach konkretem Material suchte, fand ich aller Orten diese Seite der gewaltigen Umwälzung kaum beachtet, nicht bei Toulongeon oder Bertrand, nicht bei Mignet oder Thiers, nicht einmal bei Buchez und Roux. Im Gegenteil aller Orten las ich, daß in der französischen Revolution Babeuf zum ersten Male den Kommunismus gepredigt habe, und Louis Blanc erläuterte das Elend des Volkes durch den Umstand, daß die Revolution nicht kommunistisch genug gewesen. Die Frage gewann durch dies alles um so größeren Reiz, so daß ich mir vornahm, sie wenn möglich aus den Quellen zu ergründen. Keine Ahnung hatte ich damals, daß ich die ersten Schritte zu einer mehr als 20jährigen Arbeit that. Als ich Ranke davon Mitteilung machte, bedauerte er, daß es jetzt mit meiner Geschichte des römischen Kaiserreichs vorbei sei; ich meinte, ich würde bald genug zu dieser zurückkehren; nein, rief er, ich kenne das; wen diese Geschichte der neuesten Zeit gepackt hat, den läßt sie nicht wieder los. Er hatte sehr Recht. Bei gewissenhaftem Studium der jüngsten Vergangenheit, wo wir uns durch die Überfülle der Materialien erdrückt fühlen und dann doch wieder die Lückenhaftigkeit unseres Wissens empfinden müssen, wird in uns die Erkenntnis doppelt lebendig, wie unglaublich wenig sichere Resultate auch durch die gründlichste Durchforschung der älteren Zeiten zu erlangen sind.

Nun, ich fand sehr bald, daß von den ökonomischen Katastrophen der großen Revolution ein deutliches und haltbares Bild nicht zu gewinnen war ohne eine allseitige Kenntnis jener wildbewegten Jahre, ihrer politischen Ideale, ihrer wilden Parteikämpfe, und vor allem ihrer Kriegspolitik nach außen, die in

jedem wichtigen Moment für die innere Entwickelung den Ausschlag gegeben hatte. Indem sich damit die Aufgabe immer mehr erweiterte, überzeugte ich mich ferner, daß die Lösung derselben, trotz der Masse der gedruckten Literatur, ohne archivalische Forschung nicht möglich sein würde. Um aber in Paris den Zutritt zu den Archiven zu erlangen, bedurfte es einer Empfehlung durch eine deutsche Gesandtschaft. Ich erhielt eine solche in Berlin ohne Schwierigkeit, als ich jedoch daran die Bitte knüpfte, mir auch in dem dortigen Archiv die Korrespondenz der preußischen Gesandtschaft in Paris von 1789 bis 1792, sowie die Akten über die letzten polnischen Teilungen vorzulegen, wurde mir das in Gnaden abgeschlagen, aus bewegenden Gründen, hieß es, die jedoch mit meiner Persönlichkeit nichts zu thun hätten. Besser erging es mir in Berlin auf dem Großen Generalstab, wo der Chef desselben, General von Reyher, die Benutzung der interessanten, leider für jene Zeit nur fragmentarischen Dokumente seines Archivs mir unbeschränkt gestattete, allerdings unter der charakteristischen Bedingung, daß ich nicht sagen dürfte, wo ich diese Kenntnisse geschöpft hätte. Dann reiste ich, im Jahre 1851, den Hauptquellen meiner Arbeit entgegen, nach Paris, nicht ohne ein gewisses Bangen, wie weit die Thüren zu den ersehnten Schatzgewölben sich mir eröffnen würden. Der preußische Gesandte, Graf Hatzfeldt, empfing mich in liebenswürdigster Weise und war gleich bereit, mich bei den betreffenden Behörden einzuführen.

Mein erster Gang wandte sich, wie natürlich, zu dem großen Nationalarchiv. Bekanntlich dicht in der Nähe des Arbeiterviertels von St. Anton gelegen und fort und fort von dem Getümmel eines solchen umgeben, umschließt es mit seinen Gebäuden einen großen, mit leichten Gartenanlagen geschmückten Hof, auf welchen die meisten Fenster des Gebäudekomplexes hinausgehen. Hier herrscht denn eine beinahe klösterliche Stille; dabei sind alle Räume hell und licht, die Einrichtung sauber und zweckmäßig; man befindet sich an einer rechten Stätte gesammelter und fruchtbarer Arbeit. Ich ließ mich bei dem Generaldirektor melden, mußte recht lange im Vorzimmer warten,

fand ihn dann mit einem Unterbeamten und wurde einer gründlichen, hin und her forschenden Prüfung über meine Anliegen in ziemlich trocknem und amtlichem Tone unterworfen. Ich leugne nicht, meine Sorge, einen abweisenden Bescheid zu erhalten, steigerte sich. Dann aber wurde der Beamte entlassen, und in völlig veränderter, freundlicher Weise sagte der Direktor: „Ich habe Sie ungebührlich lange warten lassen, weil der Herr, den Sie gesehen, und der Ihnen die gewünschten Dokumente vorlegen wird, nicht gleich zu haben war, und ich doch seine Anwesenheit bei unserem Gespräche wünschte; Sie verfolgen bei Ihrer Forschung gewisse Zwecke, Sie wissen aber nicht, welche dahin einschlagenden Dokumente wir besitzen, und erwähnen also in Ihren schriftlichen Eingaben vielleicht die für Sie wertvollsten Akten gar nicht; jetzt ist jener Herr über Ihre Wünsche orientiert, und Sie können sicher sein, daß Ihnen bei uns nichts entgehen wird, was für Ihre Arbeit dienlich sein mag."

Dies war mehr, als auch die liberalste Verwaltung einem Beamten zur Pflicht machen kann: es war der Ausdruck einer ebenso von Humanität wie von wissenschaftlichem Interesse erfüllten Gesinnung. Sie blieb sich denn auch gleich während der ganzen Dauer meiner Arbeiten. Als ich mir die Akten des blutigen Wohlfahrtsausschusses vorlegen ließ, warf der Beamte zum Beginne einige schwere Kartons auf den Tisch, aus welchen bei dieser Erschütterung eine dicke Staubwolke emporstieg. Pfui, rief ich, welch ein Staub! Er erwiderte: Mein Herr, haben Sie Respekt vor diesem Staub; das ist Staub von 1795; ich kann mit voller Gewißheit versichern, daß seitdem keine Hand diese Akten und diese Kartons berührt hat; Sie sind der erste, welcher die Einsicht derselben verlangt. Es könnte unglaublich erscheinen, aber allerdings die vor 1851 gedruckten Geschichten der Revolution bestätigen es: nicht einer ihrer Verfasser hatte den Gedanken gehabt, bei seiner Arbeit diese authentischen Dokumente zu Rate zu ziehen. Seitdem hat sich dies allerdings gründlich geändert; bedeutende Forscher wie Mortimer-Ternaux und Taine haben diese Studien in noch viel weiterem Umfange durchgeführt, als es mir, dem Reisenden, möglich war;

immer habe ich die Genugthuung, daß ihre ein breiteres Detail vorlegenden Werke meine Auffassung der revolutionären Vorgänge und Personen durchgängig bestätigt haben.

Neben dem Nationalarchiv gewährte mir sodann das Kriegsarchiv eine äußerst reiche und wertvolle Belehrung. Die Aufnahme und Unterstützung, welche ich dort fand, war ganz dem Empfange im Nationalarchiv entsprechend. Daß Goethe sehr Recht hat, wenn er den Umgang mit gebildeten Offizieren als besonders erfreulich preist, habe ich damals und später, sowohl im Berliner Generalstab wie im Wiener und im Pariser dépôt de la guerre erfahren. Die Einrichtung des letzteren war musterhaft. Die Feldakten waren nach Armeen, diese wieder nach Jahrgängen oder Feldzügen gesondert, innerhalb dieser eine strenge chronologische Ordnung eingehalten, jede Ordre, jeder Bericht, jeder Zettel aufbewahrt, jedes Stück mit einem kurzen orientierenden Regest versehen [1]). Man hatte täglich Zutritt von 9 bis 3 Uhr; als während meines Aufenthalts der Kriegsminister die öffentliche Arbeitszeit auf zwei Wochentage von 9 bis 4 Uhr beschränkte, erschien gleich nachher, ohne Nachsuchen meinerseits, eine Ordre, der fremde Gelehrte, der jetzt dort arbeite, sei täglich wie bisher zuzulassen. Und ich war damals ein junger deutscher Professor, dessen Name ganz sicher noch in kein französisches Ohr erklungen war.

Von den Ergebnissen meiner Forschung zu reden, ist natürlich hier nicht der Ort. Nur eine Einzelheit will ich erwähnen, weil sie auch archivalisch interessant ist. Wie überall müssen im dépôt de la guerre kolossale Papiermassen jährlich kassiert werden, da man nicht jährlich ein neues Haus für Archivzwecke bauen kann. Eines Tages fragte ich den diensthuenden Offizier, ob das Depot auch die Akten über die Organisation der berühmten vierzehn Armeen des Wohlfahrtsausschusses besitze. Er verneinte; denn, sagte er, Akten haben wir über diese Organisation genug, aber die vierzehn Armeen haben nie existiert,

[1]) Ganz dieselbe treffliche Ordnung fand ich später auch im Wiener Kriegsarchiv.

sondern sind wie so vieles andere lediglich ein revolutionärer Mythus. Sodann erzählte er mir, daß bei einer großen Aktenkassation ein mächtiger Papierhaufe auf einem Hofe des Gebäudes formiert worden sei, ich weiß nicht, ob zum Verbrennen oder zum Einstampfen: er sei zufällig herangetreten, habe auf einem vorstehenden Papierzipfel Carnots Unterschrift bemerkt, dann weiter nachgespürt und so die gesamten Dokumente über die sogenannte levée en masse und die sogenannten 14 Armeen gerettet. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß ich sie mit Eifer zum Nutzen meines Buches verwandte: später hat der treffliche Camille Rousset in speziellerer Ausführlichkeit aus ihnen die Fabel von den Freiwilligen von 1792 und von der levée en masse von 1793 beleuchtet.

Noch eine andere Geschichte archivalischer Rettung vernahm ich aus etwas älterer Zeit. General Dupont, welcher 1808 bei Baylen vor den Spaniern die Waffen gestreckt und sich dann vor einem französischen Kriegsgericht hatte verantworten müssen, wurde bekanntlich unter Ludwig XVIII. Kriegsminister. Sofort ließ er dann dem Archiv melden, er wünsche die Akten seines Prozesses einzusehen. Der Offizier du jour, welcher den Auftrag zn erledigen hatte, sagte sich, daß er die Akten auf Nimmerwiedersehen einpacken würde, und faßte — es war eben Nachmittag geworden — einen raschen Entschluß. Nachdem er die nötigen Vorkehrungen getroffen, schloß er sich mit den Akten ein und begann sie zu kopieren, schrieb und schrieb, den Abend und die ganze Nacht hindurch, erhielt sich wach mit kaltem Fußbad und heißem Kaffee und brachte am folgenden Morgen die Arbeit zu Ende. Die Originale wurden hierauf dem Minister übersandt und sind niemals zurückgekommen; die Kopie ist dem Archiv erhalten geblieben.

Nicht minder lebhaft als mein Interesse an den Schätzen des Kriegsarchivs war mein Wunsch auf Zutritt zu den Akten des auswärtigen Amtes. Graf Hatzfeldt gab mir günstige Aussicht; er sei persönlich nahe befreundet mit dem Direktor dieses Archivs und hoffe dort die Erfüllung meines Wunsches zu bewirken. Ich empfing in der That bald nachher eine

Vorladung vor das Angesicht des hohen Beamten, mußte aber erfahren, daß dieselbe keinen andern Zweck gehabt hatte, als mich über die Ungehörigkeit meines Begehrens aufzuklären. Wir werden, sagte er mir, vielfach mit solchen Zumutungen heimgesucht; die Herrn Gelehrten scheinen zu glauben, daß die Archive nur zu dem Zwecke angelegt werden, ihnen die Mittel zu angenehmer Schriftstellerei zu geben: nein, mein Herr, so stehen die Dinge nicht; was wir hier aufsammeln, sind Materialien nicht für die Akademien, sondern für den öffentlichen Dienst, sind nicht Litteralien, sondern Akten; Akten sind es, mein Herr. Mit einer solchen Erörterung war nicht zu diskutieren; ich begnügte mich, von seinem gütigen Sinne eine Art Almosen zu erbitten, die Vorlage eines einzigen Jahrgangs einer einzigen diplomatischen Korrespondenz, der Londoner Depeschen von 1792. Er schien sich zu erweichen. Wir wollen sehen, sagte er. Er sandte einen Diener hinüber in das Archiv, welcher dann sogleich mit einer schriftlichen Notiz zurückkam. „Sie haben, sagte der Chef, den Gegenstand Ihres Wunsches als eine geringfügige Sache dargestellt; sehen Sie, wie sehr Sie im Irrtum gewesen sind; diese Depeschen füllen vier Bände in Folio, quatre volumes en folio; an eine solche Vorlage ist nicht zu denken." Wie ich nachher, unter Benutzung einiger im Kriegsarchiv gewonnenen Notizen, ihm doch noch die Einsicht in zwei der vier Folianten abpreßte, will ich, jetzt selbst zum Archivdirektor avanciert, mich hüten zu verraten.

Wenn ich nun noch hinzusetze, daß ich einen, freilich den kleinern Teil meiner Zeit zu Studien in den unabsehbaren Schätzen der großen Nationalbibliothek, sowie in den 40000 Broschüren der Revolutionsjahre in der Privatbibliothek König Louis Philipps verwandte, daß ich bei den Beamten beider Stellen eine ebenso gütige und fördernde Unterstützung meiner Arbeit wie in den beiden erstgenannten Archiven fand: so wird man begreifen, mit welcher Befriedigung und Dankbarkeit ich nach Ablauf eines Vierteljahres das gastfreie Paris verließ.

In den nächstfolgenden Jahren gelangen mir anderwärts glückliche Fortschritte in der Erweiterung meiner Kollektaneen.

Ich erhielt die Erlaubnis zur Benutzung des preußischen Geheimen Staatsarchivs, allerdings nicht, weil die Grundsätze der Verwaltung sich geändert hatten, sondern weil eine mir günstig gesinnte Persönlichkeit zu einer einflußreichen Stellung im auswärtigen Amte erhoben war. 1853 durfte ich dann in den secreten brieven des Haager Archivs nach Herzenslust umherforschen; die einzige Bedingung, an welche der Direktor seine Erlaubnis knüpfte, lautete dahin, daß ich meine deutschen Landsleute darauf aufmerksam machen möchte, wieviele interessante Dokumente dort vorhanden seien, und bisher die gebührende Beachtung nicht gefunden hätten. Eine Erfahrung aber sehr entgegengesetzter Art machte ich 1854 in London. Es war mir in Deutschland versichert worden, in dem freien England kenne man keine pedantische Weitläufigkeit noch büreaukratische Ängstlichkeit; ich solle nur nach London hinübergehen und würde ohne weiteres Zugang zu dem state-paper office erhalten. Als ich ankam, war der preußische Gesandte, Baron Bunsen, sehr bereit, mir zu helfen, und schrieb selbst in meinem Interesse an Lord Aberdeen. Allein es kam keine Antwort, und bei weiterer Erkundigung erfuhren wir, daß nach der bestehenden Regel die Akten des auswärtigen Amtes nur bis zum Jahre 1783 vorgelegt würden; man sei zur Zeit mit einer Ermittelung beschäftigt, ob sich für die Vorlage von Akten aus späterer Zeit ein Präzedens finden lasse. Diese Nachforschung nahm etwa drei Wochen in Anspruch; zugleich hörte ich, daß bei günstiger Entscheidung ich zunächst in den Depeschen-Serien die Stücke zu bezeichnen haben würde, die ich zu excerpieren wünschte; darüber werde dann die Verwaltung im einzelnen befinden, wozu sie wiederum etwa drei bis vier Wochen gebrauchen würde, und erst nach dieser Beschlußfassung könne mir der Gebrauch von Schreibmaterialien im Archiv gestattet werden. Eine solche Zeitvergeudung war für mich nicht thunlich; glücklicherweise erklärte mein werter, damals in London anwesender Freund Reinhold Pauli sich bereit, nach Eintreffen der mir gewährten Autorisation sich auf Grund dieses Präzedens die gleiche Erlaubnis zu erbitten — was dann ohne weitere Umstände gelang — und einen Teil meiner Desiderien

für mich zu erledigen. Ich selbst aber eilte, bereichert mit einer neuen Anschauung der englischen Büreaukratie, nach Paris, um den Rest meiner freien Zeit in dem büreaukratischen Frankreich zu einer ergiebigen Nachlese in dem National- und dem Kriegsarchiv ohne jegliches Hindernis zu verwerten.

Zurück blieb als unerreichtes Ziel die Benutzung des dépôt des affaires étrangères. Nachdem ich bald nachher an die Münchener Universität berufen worden war, hatte König Max II. von Bayern nach seinem lebhaften Interesse für alles wissenschaftliche Bestreben die Gnade, persönlich eine warme Verwendung für mich nach Paris zu senden, worin unter anderem bemerkt war, daß Herrn Thiers für seine Geschichte des ersten Kaiserreichs die unbeschränkte Benutzung aller französischen Akten verstattet gewesen und also ein sachlicher Grund für die Geheimhaltung der Dokumente einer älteren Periode nicht mehr ersichtlich sei. Umgehend kam die in der Form mit äußerst höflichem Bedauern redigierte Antwort, daß die Erfüllung meines Wunsches leider unmöglich sei; was Herrn Thiers betreffe, so könne die Begünstigung d'un historien si éminemment national keine allgemeine Regel bilden. Die Feder meines gestrengen Gönners von 1851 war ganz unverkennbar. Genug, ich mußte, nachdem mir weiterhin neben dem preußischen auch das englische und das italienische Archiv zugänglich geworden war, meine Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795 ohne die Dokumente der französischen Diplomatie aus jenen Jahren abschließen.

Das Erscheinen dieses Buches, sowie ein litterarischer Streit, welchen ich in Gemeinschaft mit dem ebenso kenntnisreichen wie scharfsinnigen A. Geffroy, damals Professor an der Sorbonne, gegen die Echtheit der von Feuillet de Conches herausgegebenen Briefe der Königin Marie Antoinette führte, und welcher bei der sozialen und litterarischen Stellung unseres Gegners in Paris großes Aufsehen machte, verschaffte mir zahlreiche Beziehungen in der Pariser Schriftstellerwelt. Ich war 1861 von München nach Bonn zurückgekehrt und hatte dort das Glück, mit Madame Cornu bekannt zu werden, einer in jeder Beziehung

ausgezeichneten Frau, Milchschwester des Kaisers Napoleon, dem sie eine feste Anhänglichkeit bewahrte und bei der Sicherheit ihres Urteils und der vielseitigen Bildung ihres Geistes als wirksame Beraterin in litterarischen Dingen diente. Sie hatte mein Buch gelesen, sprach darüber mit einsichtiger Anerkennung und wünschte, daß ich die Darstellung weiter fortsetzen möchte. Ich sagte, daß dafür die Benutzung des Pariser Archivs der auswärtigen Angelegenheiten unerläßlich sein würde, und erzählte ihr das Mißlingen meines bisherigen hierauf gerichteten Bestrebens. Sie erklärte diese Abweisungen für eitel Thorheit und forderte mich auf, nach ihrer Rückkehr nach Paris ihr eine kurze Denkschrift zur Begründung meines Wunsches zu übersenden; sie würde dieselbe sofort dem Kaiser vorlegen und zweifle nicht an der raschen Gewährung meiner Bitte. Es war nicht schwer, in meiner Ausführung dem Gegenstande eine für den kaiserlichen Leser erfreuliche Seite abzugewinnen, indem ich auf die Nichtsnutzigkeit der Direktorialregierung und den dadurch verursachten Notstand des französischen Volkes hinwies, infolgedessen der Staatsstreich des 18. Brumaire sich als notwendige und rettende, als solche jedoch nicht gebührend anerkannte That herausstellte. Unter den verderblichen Mißgriffen des Direktoriums stehe aber die verkehrte Richtung seiner auswärtigen Politik in erster Linie: es sei also sehr wünschenswert, diese in ganzem Umfang aus dessen eigenen Akten kennen zu lernen. Nach kurzer Zeit antwortete Madame Cornu, der Kaiser genehmige mein Gesuch; sobald ich nach Paris käme, sollte ich mich bei ihm persönlich melden; er werde dann selbst mir das Nähere eröffnen. Ich eilte demnach am ersten Tage meiner Osterferien 1866 nach Paris, wie man sich denken kann, nicht wenig erfreut über die endliche Erfüllung des so lange genährten Wunsches. Der preußische Botschafter Graf Goltz empfing mich in ebenso gütiger und entgegenkommender Weise wie fünfzehn Jahre früher sein Vorgänger; er wußte von der parlamentarischen Thätigkeit, mit der ich mich 1862 und 1863 an dem preußischen Verfassungsstreit über Heereseinrichtung und Budgetrecht als Mitglied der Opposition beteiligt hatte; er selbst teilte meine Ansicht, daß die

neue Organisation der Armee wohl begründet, das Verfahren der Regierung aber gegenüber dem Landtag im Widerspruch mit dem Geiste der Verfassung gewesen sei. Umsomehr war er bereit, meine Pariser Arbeiten in jeder Weise zu unterstützen, meldete selbst meine Anwesenheit dem kaiserlichen Kabinetssekretär und ersuchte denselben, mir eine audience particulière bei Sr. Majestät zu verschaffen. Nach einigen Tagen wurde ich dann am 9. April zum Kaiser beschieden.

In den Tuilerien gelangte ich durch ein Vorzimmer, an dessen Wand ein lebensgroßes Porträt Friedrichs des Großen hing, in einen großen Sitzungssaal mit grünem Tische und einfacher Möblierung, auf der Gartenseite des Schlosses. Nach einigen Minuten trat der Kaiser herein, in Zivilkleidung, reichte mir die Hand, hieß mich in deutscher Sprache willkommen, in der er sich völlig korrekt und fließend, mit leichtem süddeutschem Accente ausdrückte, und fragte, ob ich französisch spreche. Ich bejahte, schwerlich aber, setzte ich hinzu, so vollkommen, wie Majestät das Deutsche. „Gut, sagte er, bleiben wir beim Deutschen; setzen Sie sich und erzählen Sie mir etwas spezieller, was Sie im Archiv suchen.“ Er erkundigte sich nach verschiedenen Einzelheiten, ließ sich erörtern, warum gewisse Punkte mir besonders wichtig erschienen, und fragte nach meinem Urteil über die Darstellungen der Geschichte des Direktoriums von Thiers und Barante. Diese Erörterungen dauerten vielleicht eine halbe Stunde, als ein Diener eintrat, ihm ein Telegramm zu überreichen. Er las es und fragte mich dann: „Haben Sie in Deutschland etwas von einem Gerüchte gehört, daß Graf Bismarck das allgemeine Stimmrecht einführen wolle?“ Auf meine Bejahung fragte er weiter: „Und was halten Sie davon?“ Ich konnte nur erwidern, daß mir nach Bismarcks bisherigem Verhalten die Sache höchst unwahrscheinlich däuchte. „Nun“, sagte er mit gutmütigem Lächeln, indem er mir die Depesche hinreichte, „lesen Sie einmal“. Es war die Meldung aus Frankfurt, daß Preußen so eben die Berufung eines deutschen Parlaments aus Wahlen nach allgemeinem direktem Stimmrecht beim Bundestage beantragt habe. Napoleon fragte weiter, ob

mir das erfreulich scheine. Ich erlaubte mir, einer sachlichen Äußerung mit dem nahe liegenden Worte auszuweichen, daß Graf Bismarck ohne Zweifel aus den französischen Vorgängen die Ansicht geschöpft habe, wie sich mit diesem Wahlsystem trefflich regieren lasse. „Kommen wir", sagte er darauf, „wieder auf unsere Bestrebungen zurück. Wissen Sie wohl, daß auch ich auf Ihrem Felde zu pflügen versuche? Sie haben es gut; Sie können Ihre ganze Zeit und Kraft solchen ersprießlichen Arbeiten widmen; mir liegen hundertfache, meist widerwärtige Besorgungen ob; nur à batons rompus kann ich mich der wissenschaftlichen Forschung hingeben." Er erzählte dann, wie er für den zweiten Band seines Jules Cesar mit Marschall Niel eine Studienreise gemacht, um die großen Umwallungslinien Cäsars bei Alesia festzustellen, wie dies glücklich gelungen sei, da in der festen, weißen Thonerde des Untergrundes die Gräben, sehr bald durch schwarzen Humus ausgefüllt, sich völlig unversehrt erhalten hätten, und ebensowohl Cäsars innere Linie gegen die belagerte Stadt, wie die äußere gegen das Ersatzheer deutlich erkennen ließen. Er erging sich darüber mit sichtlichem Vergnügen, brach dann aber ab mit den Worten: „aber kommen wir zu unserem Geschäft. Nehmen Sie hier diesen Bogen Papier und schreiben Sie in kurzen Worten darauf, welche Korrespondenzen Sie zu sehen wünschen. Ich will Ihnen nun sagen, wie wir das machen wollen. Mein ausgezeichneter Minister Drouyn de Lhuys hütet zwar seine Schätze wie ein Drache, ich hoffe aber, wenn ich Ihr Begehren mit einem insinuanten Billet begleite, wird er sich vielleicht besänftigen lassen. Sie werden dann sogleich Nachricht erhalten." Ich hatte unterdessen geschrieben und wurde mit einigen gütigen Worten entlassen.

Mein Empfang beim Kaiser wurde Tags nachher in den Zeitungen erwähnt und verschaffte mir entgegenkommende Aufnahme bei Staatsmännern, Abgeordneten, Journalisten ohne Unterschied der Parteifarbe, so daß mein Pariser Aufenthalt ein ganz anderes Ansehen als 1851 oder 54 gewann. Ich beschäftigte mich einstweilen mit fruchtbaren Studien in den altbekannten Räumen des Kriegs- und des Nationalarchivs;

jenes fand ich jetzt unter der Leitung Camille Roussets, dieses unter der Direktion des Marquis de Laborde, und es ist mir noch heute eine Freude, zu bezeugen, wie sehr ich durch die einsichtige Güte der beiden verehrten Männer gefördert worden bin. Daneben trieb ich mich in mannigfachem geselligem Verkehr umher, außer dem bewährten geistvollen Freunde Geffroy hatte ich das Glück Sainte-Beuve näher zu treten, Leonce de Lavergne und Mortimer Ternaux, Rénan und Dupont-White kennen zu lernen, im Hause des alten Hittorf, des berühmten Architekten des Konkordienplatzes, Anknüpfung mit künstlerischen, bei Frau von Agoult (Daniel Stern) mit litterarischen Kreisen zu gewinnen. Alle damaligen Strömungen des Pariser Geistes konnte ich in vollen Zügen genießen; auf dem wissenschaftlichen Gebiete zeigte sich an vielen Punkten das Bewußtsein einer freundschaftlichen Rivalität und eines positiven Zusammenwirkens mit Deutschland, und niemand ahnte, wie bald eine verhängnisvolle Politik dieses schöne Verhältnis zerreißen würde. Ich hatte darüber manches interessante Gespräch mit Emile Ollivier, welcher in dieser Zeit eben anfing sich dem Kaiser zu nähern und in erklärtem Gegensatze zu Thiers damals der leider 1870 nicht festgehaltenen Ansicht war, daß Frankreich kein Interesse habe, sich Deutschlands nationalen Bestrebungen zu widersetzen. Im übrigen herrschte bei ihm wie sonst auch im Pariser Publikum die Ansicht vor, daß bei dem herandrohenden Kriege zwischen Preußen und Österreich ein Sieg Bismarcks gleichbedeutend mit einem militärischen Despotismus in ganz Deutschland sein würde, glücklicherweise aber die Niederlage der preußischen Milizen gegenüber Benedeks Veteranen sicher sei. Auf meine Frage, ob man von einem solchen Triumphe Österreichs den Triumph politischer Freiheit in Deutschland erwarte, erhielt ich keine klare Antwort.

Indessen verging Tag auf Tag, und die von dem Kaiser mir verheißene Nachricht über das dépôt des affaires étrangères blieb aus. Ich klagte das dem Grafen Goltz, und dieser hatte die Güte, als er auf einer Spazierfahrt der kaiserlichen Equipage begegnete, und Napoleon anhalten ließ,

um ein Wort dem Botschafter zuzuwerfen, seiner Erwiderung eine Erwähnung meines Namens hinzuzufügen. „Oh, Sie haben Recht, rief Napoleon, das hatte ich vergessen.“ Dies war freilich kein Wunder, indessen die Erinnerung durch Goltz hatte gewirkt: am folgenden Tage sandte mir Herr Pietri ein versiegeltes Billet mit dem Auftrage es persönlich Herrn Drouyn de Lhuys zu überbringen.

Die Hoffnung, welche der Kaiser mir ausgesprochen, daß sein Billet die grimmen Hüter des Schatzes beschwichtigen würde, bestätigte sich denn in vollem Umfange. Herr Drouyn de Lhuys war die Huld und Verbindlichkeit selbst, legte mir in einem längeren Vortrage dar, wie sehr ihm die historische Litteratur unserer Nationen geläufig war, und erklärte mir darauf, er werde mir einen seiner Räte zur Begleitung in sein Archiv mitgeben. „Der Herr Direktor desselben, bemerkte er, hütet zwar seine Schätze wie ein Drache, aber ich hoffe, er wird sich besänftigen, wenn Sie auf diese Art eingeführt werden.“ Es bedarf keiner Versicherung, daß die wörtliche Wiederholung des vom Kaiser auf ihn gemünzten Gleichnisses mich in heitere Stimmung versetzte. Der Herr Direktor — es war immer noch „der Drache“ von 1851 — erkannte mich auf der Stelle wieder, zeigte durchaus keine heitere Miene, that aber ohne weiteren Widerstand, womit ihn der Allerhöchste Wille beauftragt hatte.

Die Liberalität, womit der Kaiser mir die sonst so streng verschlossenen Akten der Revolutionszeit eröffnet hatte, machte übrigens in zahlreichen Pariser Kreisen böses Blut, da verschiedenen französischen Forschern das gleiche Begehren stets abgeschlagen worden war. Ihre Klagen fanden den Weg in die Zeitungen, und in stachligen Wendungen wurde die Frage erörtert, ob Napoleon durch die mir bewiesene Gunst der preußischen Regierung eine Freundlichkeit habe erweisen oder meinen engern Landsleuten, den Bewohnern des linken Rheinufers, ein Zeichen seiner hohen Zuneigung habe geben wollen. So wurde auch die ruhige archivalische Forschung durch das Schaumspritzen der politischen Erregung und der nationalen Empfindlichkeit getroffen. In noch höherem Maße aber sollte

ich dies erfahren, als ich im Frühling 1867 zur Fortsetzung meiner Studien nochmals nach Paris zurückkehrte.

Mittlerweile waren Preußens große Siege und die Errichtung des norddeutschen Bundes erfolgt. Frankreich hatte vergeblich versucht, unter dem Titel einer Kompensation die Abtretung rheinischer Landschaften von Preußen zu erlangen, und hatte dann sein Augenmerk auf die Erwerbung Luxemburgs gerichtet, wobei es aber schließlich auf den entschiedenen Widerspruch Deutschlands stieß. Ein Krieg schien unvermeidlich, indessen thaten die übrigen Großmächte das Mögliche, um durch eine Konferenz in London eine Vermittelung zustande zu bringen. Als ich in Paris ankam, war alles noch ungewiß, bei allen meinen dortigen Freunden und Bekannten war der Kriegsgedanke lebendig, und Emile Girardin, mit dem ich das Jahr zuvor ebenfalls verkehrt hatte, war in seiner Zeitung unermüdlich thätig, zum Bruche zu treiben, um dann Frankreich seine natürliche Grenze, den Rhein, mit raschen Schlägen zurück zu erobern. Er wollte mir durchaus nicht glauben, daß die Rheinländer zwar oppositionell, aber durch und durch deutsch gesinnt seien, so daß wir endlich hart an einander gerieten, und ich ihm prophezeite, daß ein französischer Angriff auf den Rhein mit einer gründlichen Niederlage Frankreichs endigen würde. Mich konnte das alles nicht abhalten, dem Kaiser, dem ich so großen Dank schuldete, meine Ehrerbietung zu bezeigen; ich ließ mich bei ihm melden und wurde umgehend zu einer Privataudienz befohlen. Kaum war ich eingetreten, so erschien auch Napoleon, ging raschen Schrittes auf mich zu und sagte, dieses Mal in französischer Sprache: „Erfreut, Sie wieder zu sehen, nun, was sagen Sie zu der Politik Ihres Herrn von Bismarck?“ Und sofort folgte eine lebhafte Auseinandersetzung, daß Bismarck ihm anfangs zugesagt habe, der Luxemburger Annexion nichts in den Weg zu legen, und daß dann im letzten Augenblicke, als zwischen Frankreich und Holland alles im Reinen gewesen, Bismarck plötzlich die Räumung der Festung verweigert habe. „Er hat mich düpiert, rief er, und ein Kaiser der Franzosen kann sich nicht düpieren lassen.“ Die kleinen, sonst matten

Augen funkelten. „Was sagen Sie dazu?“ redete er mich wieder an. Es war für mich nicht gerade der denkbar angenehmste Anfang des Gesprächs. Ich konnte nicht wünschen, vielleicht auf Kosten meiner Archivstudien seinen Unwillen zu erregen, noch weniger aber meinen nationalen Standpunkt verleugnen. Ich besann mich einen Moment. „Was sagen Sie?“ wiederholte er. Ich bemerkte, daß ich, obwohl Mitglied des deutschen Reichstags, über die einzelnen früheren Vorgänge völlig ununterrichtet sei; wenn dieselben so verlaufen, wie Majestät gesagt, so müsse ich bekennen, daß Bismarck einen Fehler gemacht, dann aber umsomehr hervorheben, daß dieser Fehler im ersten Abschnitt seiner Aktion, nicht aber im letzten vorgekommen sei. „Wie so?“ fragte der Kaiser. Ich erklärte, daß Bismarck ein Versprechen ruhigen Zusehens bei der französischen Erwerbung Luxemburgs nicht hätte geben dürfen; er hätte wissen müssen, daß die deutsche Nation die Erfüllung eines solchen Versprechens nimmermehr dulden würde. Es folgte dann eine Besprechung des französischen und des deutschen Nationalstolzes, wobei ich bemerken konnte, daß Napoleon der französischen Reizbarkeit Rechnung tragen wollte, sie aber persönlich nicht in vollem Maße teilte. „Nun wohl, sagte er endlich, alle Achtung vor Ihrem nationalen Ehrgefühl, aber was kann euch in Deutschland denn an dieser elenden bicoque, diesem Luxemburg, liegen?“ „Sire, sagte ich, diese bicoque hat dem deutschen Reiche vier Kaiser gegeben, zumeist freilich, wie ich einräumen muß, recht mittelmäßige Herrn.“ Er lachte laut auf; seine Stimmung hatte offenbar gewechselt. Er äußerte, man scheine jetzt auf der Konferenz zu einem für alle Teile ehrenvollen Ergebnis zu gelangen, und er sei erfreut darüber im Grunde seines Herzens. „Denn“, sagte er, „wäre es anders gekommen, der Krieg wäre furchtbar geworden.“ Nach dem Ausdruck einer tiefernsten Erregung, womit er die letzten Worte sprach, habe ich die Überzeugung behalten, daß er sich 1870 nur mit innerem Widerstreben auf das Andringen der vereinigten Kriegsparteien zum Kampfe mit Deutschland entschlossen hat.

Die Audienz gelangte dann, nach einigen gnädigen Erkundigungen über den Gang meiner Arbeiten, zu glücklichem Ende, und ich konnte ohne Störung mich weiter in die stattlichen Aktenbände des Archivs am Quai d'Orsay vertiefen. Es war dort ein für mich sehr erfreulicher Personenwechsel in der Direktion eingetreten: an die Stelle der früher erwähnten Beamten war Herr Faugères gekommen; während jener widerwillig gab, was er nicht mehr weigern durfte, brachte dieser mit eifriger Teilnahme herbei, was sich irgend Nützliches auftreiben ließ. Damals bestand dort, wie in den meisten Archiven, die an sich sehr wertlose Vorschrift, daß man am Schlusse der Arbeit seine Abschriften und Exzerpte dem Direktor zur Prüfung vorlegen mußte. Als ich dies am Tage vor meiner Abreise that, verhieß mir Faugères, sie mir in möglichst kurzer Frist nach Bonn nachzusenden. Aber beinahe ein Monat verging, ehe die Papiere anlangten, so daß mir die Sache etwas unheimlich zu werden begann. Endlich aber kam das Paket, und was war die Ursache des langen Aufenthalts gewesen? Nicht ein Blatt hatte Faugères aus politischen Rücksichten kassiert, wohl aber zu mehreren Stellen meiner Aufzeichnungen aus Akten, zu deren Benutzung mir die Zeit gefehlt, Zusätze und Verbesserungen eingetragen, deren Auffindung ihm nicht geringe Mühe gemacht haben mußte. Es war mir vergönnt, hier am Abschlusse meiner Pariser Studien, durch eine ähnliche Erfahrung wie sechzehn Jahre früher beim Beginne derselben zu warmer Dankbarkeit verpflichtet zu werden.

So war es mir gelungen, auch unter dem alten Regime der verschlossenen Archive, durch lange fortgesetzte Bemühung und ein Zusammentreffen günstiger persönlicher Verhältnisse zu bedeutenden Ergebnissen durchzudringen. Aber wie viel leichter und rascher hätte ich dies erreicht, wenn schon damals die jetzt in dem gebildeten Europa herrschenden Grundsätze über Archivbenutzung in Geltung gestanden hätten! Damals war die Zulassung eine in seltenen Ausnahmen erteilte persönliche

Gunst, heute ist sie, von seltenen Ausnahmen abgesehen, die allgemeine Regel. Preußen verdankt dies, wie so vieles andere, dem Fürsten Bismarck; bald nachher hat Herr von Arneth in Wien denselben Grundsatz zur Anerkennung gebracht; Schritt auf Schritt sind dann die übrigen Regierungen diesem Beispiel gefolgt.

